

Die letzten tage von Alt-Oesterreich

Eduard Rüffer

50524.29.55
E27
5

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT

CLASS OF 1828





Die letzten Tage

VON

Alt-Oesterreich.



Die letzten Tage
von
Alt-Oesterreich.

Historischer Roman

von

Eduard Rüffer.



Prag, 1872.

Verlag des Verfassers.

~~50524.19~~

50524.29.55

✓
Harvard Colloge Library

Aug. 6, 1921 —

Minot fund

Druck von J. S. Skrejšovský in Prag 1872.

Erstes Kapitel.

Am Tage des September-Manifestes.

Motto: Wie haben Deine Schmeichler Dich betrogen!
Nun wirst Du (wer gedächte Dich zu schonen?)
Zur ungeheuren Rechenschaft gezogen!
Bernimm von allen jenen Millionen,
Die Du gestürzt in Jammer und in Klage,
Von Allen, denen Du verkürzt die Tage,
War Jeder Mensch wie Du; der Seelenwäger
Hat sie gewogen auf derselben Wage:
Bald steh'n sie Alle gegen Dich, die Kläger,
Wann ihre Zähne sich zum Strom vermählen,
Aus dem Du schöpfen sollst als Wasserträger!

August Graf von Platen.

Heiteres Wien! Du Ort des Stellbildeins der Völker
des weiten Kaiserstaates, der versilberten und vergoldeten
Muse, des papiernen Credits, der lustigen, lüsternen und
verluderten Lust, des schäckernden Ernstes und der seufzenden
Frivolität, des geschäftigen Müßigganges und des müßig-
gehenden Geschäftes, des abenteuernden Princip's und
des principiellen Abenteuers! Welch' sonderbar prickelnde
Schauer, welch' unnennbare Gefühle erweckt die bloße
Nennung Deines Namens bei allen denen, die Dich kennen
und nicht kennen. Von Dir schwärmt der Vagabund, der
Deine gutwillige Einwohnerschaft mit weißen Mänschen,

Murmeltieren, Affen, mit Jongleurstückchen, Kartenspiel, Bajazzosprüngen oder ähnlichen unschuldigen Dingen unterhielt und dafür Theil nahm an allen Deinen Genüssen. Von Dir schwärmt auch der Sohn des reindentischen Kavaliere fern in Hannover, Westphalen oder Mecklenburg, den die heimische Militärлаufbahn bei weitem nicht so anlockt, wie das ausgiebigere Glückstournier im Schatten des Stephansthurmes. Von Dir schwärmt der Student, dem sich das Studentenlied von Rose und Pokal, von Liebe und Wein nur in Dir so ganz verkörpert zeigte. Von Dir schwärmen aber auch noch gar viele andere Leute hohen und niederen Standes, ernstern wie lustigen Charakters, und das ist kein Wunder, denn Du liegst an der Grenze des Morgen- und Abendlandes, und über Dich, Stadtunicum, führt die Straße direkt nach der Türkei, wo die Märchen von Tausend und einer Nacht noch heute lebendig auf den Straßen herumgehen und sich kopfschüttelnd und fromme Koransprüche murmelnd über das verrückte Europa wundern. — —

Es war ein wunderschöner, sonnigheller Tag, der 20. September 1865. Zerrissene Sommerfäden flogen über alle Straßen, die kleinen Spinnen, die sie gearbeitet hatten, waren in heller Verzweiflung über den frisch von den Bergen herabwehenden Wind, und in allen Morgenblättern hatte das schöne Manifest gestanden, in dem allen Völkern des Kaiserstaates die „freie Bahn“ verkündet worden war.

Am Nachmittage jenes denkwürdigen Tages saßen in einem größeren Gartenlokale der Vorstadt Wieden gar zahlreiche Gäste unter den leise sich bunt färbenden alten Bäumen an grellgrünen Tischen herum und freuten sich des guten Wetters, des noch immer trotz der bösen Zwetschken-

zeit genießbaren Bieres und des prächtigen Stoffes zur politischen Kannegießerei, den der pompöse Antrittsgruß des neuen Ministeriums an die Völker Oesterreichs so reichlich darbot. Aber sehr verschieden lauteten die Stimmen, die sich an den verschiedenen Tischen darüber vernehmen ließen.

Der Thüre und dem Keller, wo die frischen Fässer ihrer Aufziehung entgegenharrten, am nächsten, saß eine Gruppe echter Wiener Vollblutbürger. Ihr präsidierte gewissermaßen ein Fabrikant, der seinem wenig auf Nachdenken schließenden Aeußeren nach gewiß nichts dafür konnte, daß sein Portefeuille, das er gern herauszuziehen liebte, so reich mit Hunderten gespickt war. Seine Nachbarn nannten ihn Herrn von Frene und bezeugten ihm eine ganz besondere Ehrfurcht, die auf den Gedanken bringen konnte, daß er auch außer seinem Vermögen, etwa durch eine öffentliche Stellung noch besondere Titel auf Achtung aufzuweisen habe. Dieser Herr nun führte das große Wort und brach, als er eben eine volle schäumige Halbe zu Munde geführt, mit feuchter Nase und feuchtem Blick in den Schmerzensruf aus:

„Aber uns den Reichsrath zu sistiren, das ist zu arg!“

„Zu arg!“ wiederholte der Chor ehrsamere Bürger an seinem Tische.

„Daß Schmerling sich trollen mußte“, fuhr der Sprecher fort, „war in Ordnung, warum that er nicht, was wir wollten! Wir hatten ihm doch so lange geduldig Zeit zu seinen großen Reformen gelassen. Aber er wollte immer nur warten und nochmals warten, bis ihm zuletzt vor lauter Abwartung mit seiner Abdankung aufgewartet wurde. Doch dies neue Ministerium fängt gut an, sistirt gleich



stante pede den Reichsrath, die Verfassung, das ist ja entseßlich!"

„Entseßlich!" wiederholten die anderen Herren.

„Aber jetzt werden wir Wiener Opposition machen! Wir werden nicht ruhen und nicht rasten, bis wir die Verfassung wieder haben, und sollten wir schwören, bis dahin keine Schnitzel mehr zu essen und keinen Frühtrunk mehr zu thun!"

Diese letzte Drohung war aber offenbar so fürchterlich, daß sie keine Bestimmung bei ruhigen, gemäßigten Bürgern mehr finden konnte. Im Gegentheil rief ein ziemlich ausgetrocknetes kleines Männchen, mit etwas röthlichem Antlig und seiner Diskantstimme darüber ganz entsezt aus:

„Nur keine Revolution!"

„Nein, keine Revolution!" wiederholte der Chorus.

„Passiven Widerstand, meine Herren", fuhr der Kleine fort, der mitunter Rath titulirt wurde, „nur passiven Widerstand!"

„Denn, sehen Sie, meine Herren, schon mancher Minister hat gedacht: „Das will ich", oder „jenes werde ich thun", aber bis sein Wille durch alle Kanzleien gegangen, ist er gewöhnlich unterwegs erfroren. Also meine ich, wir sollen uns über das heutige Manifest nicht grämen, sondern erst recht in den Eszterházy-Keller zum Frühtrunk gehen, dort wollen wir so lange auf unseren lieben alten Reichsrath anstoßen, bis er wieder da ist, habe ich nicht recht?"

„Der Herr Rath hat recht", erwiderte der frühere Redner. „Es ist auch wahr, was sollen wir uns der Magyaren, Tschechen, Kroaten und Polaken wegen ein Leid anthun!"

Und damit ein wenig aufgeheitert empfing er wieder

ein frisches Glas Bier aus der Hand der drollen Kellnerin und rief dann mit voller Stimme, ehe er es an die Lippen führte: „Es lebe unser alter Reichsrath!“

„Es lebe der alte Reichsrath!“ erscholl es von allen Tischnachbarn, und die Biergläser klapperten dazu im schaurigen Unisono aneinander, wie einst die gezückten Schwerter der Männer des Rütlibundes.

Nicht weit von diesem Tische bot sich indeß eine ganz entgegengesetzte Scene dar. Eine Schaar böhmischer Studenten, denen sich auch ein Magyar und ein Pole angeschlossen hatten, feierten das heute erlassene Manifest.

Die jungen Böhmen waren ganz ausgelassen vor Freude. Ein Hoch auf den neuen Staatsminister Grafen Belcredi jagte das andere. Ja, die Gemüthlichkeit hatte einen solchen Grad erreicht, daß, als einer derselben eine kleine Rede improvisirte, die mit einer Anklage Schmerlings anhub, ihm der Zorn zu Theil wurde: „De mortuis nil nisi bene!“

„Teremtete“, unterbrach der Magyar diesen Aufschwung höherer Vertrauensseligkeit, „was ist todt, wollen wir erst abwart'n, ob ist ganz todt, aber eljen die Lebendigen, die uns thun werden bene!“

„Eine neue, eine bessere, eine glänzendere Zeit, als sie je gewesen,“ fuhr der Böhme, den man vorher Schmerlings wegen unterbrochen hatte, fort, „wird uns jetzt aufgehen. Das Manifest, mit dem die Völker Oesterreichs heute beschenkt worden sind, gibt uns endlich die Garantie wahrer Freiheit in der Proklamirung der freien Vereinbarung, der freien Bahn, auf welcher sich alle Nationen freudig einfinden und sich die Bruderhand zu einem neuen heiligen Bunde reichen werden, der Oesterreich erst jene Größe und

Dauer verschaffen wird, die in der stolzen Prophezeiung liegt: *Austria erit orbis ultima!* Ja, wenn auch neue Stürme kommen und alles Alte morsch im alten Europa zusammenbrechen wird, das neue Oesterreich wird die Fluth jeder Revolution überleben, und als einzig unerschütterlicher Fels im Meere der Zeit dastehen. Darum laßt es uns hoch leben dieses neue Oesterreich und hoch auch seinem Gründer, unserem Staatsminister Grafen Belcredi!"

„Hoch!" tönte es laut aus den jugendlichen Kehlen.

Auch der Magyare stimmte sein „eljen" an; aber sonderbarer oder vielmehr gewohnter Weise blieb ihm das neue Oesterreich und der neue Staatsminister dann in der Kehle stecken und nur das „eljen a magyar orszag" kam frisch und freudig heraus. Der Pole aber hatte den Toast wahrscheinlich ganz überhört, denn er sang noch immer das alte Lied, das seine Heimath so oft begeisterte, halblaut vor sich hin, was indeß keiner der begeisterten Böhmen gewahrte. Dagegen ward die Aufmerksamkeit Aller in diesem Augenblicke durch eine sonst in diesem Biergarten ungewöhnliche Erscheinung auf sich gezogen. Vor demselben hielt nämlich eben eine glänzende Equipage, aus der zwei Laquaien in reich betrieftter Livrée einer Dame heraushalfen, die, als der Wind ihr für einen Augenblick den feinen Gaze Schleier vom Gesichte wegwehte, allen, die sie erblickten, einen Ausruf freudigen Staunens entlockte.

„Wer ist diese Göttin?" rief der Magyare.

„Welch zauberschöne Frau!" riefen die Böhmen.

Selbst der Pole hatte sie wahrgenommen und den Ruf nicht ersticken können: „Schön wie die heilige Madonna von Czestochau!"

Auch am Tische der guten Wiener Vollblutbürger hatte

die fremde Dame Staunen und Enthusiasmus geweckt. Auch dort war sie allen unbekannt gewesen, nur dem Fabrikanten Frene nicht, der gesagt hatte: „Das ist ja die Baroneß von Hühnerfeld, wie kommt die hieher zu uns in den Biergarten?“

„Eine Baroneß?“ hatten alle seine Bekannten gerufen.

Aber schon schwebte sie selbst an den gemüthlichen und ungemüthlichen Zechern vorüber und nahm mitten im Garten an einem leeren Tische Platz.

Sobald die Dame sich gesetzt hatte, schlug sie den Schleier ganz zurück und bestellte bei der auf den Schwingen einer ganz ungewöhnlichen Dienstefrigkeit herbeieilenden Biernymphen mit ihrem höchstgeizigen Rosenmündchen den bitterlichen Gambrinusstrank, ein wahres Attentat auf ihre süßen Lippen. Ihre Laquaien hatten sich, einem ihnen gewordenen Winke gemäß, ebenfalls in sicherer Rufweite an einem Biertische niederlassen müssen, an dem der durstige Schützling des heiligen Ziace und der kernige Bullenbeißerstand der Markthelfer und „gebülteten Hausknechte“ bereits reichlich vertreten war. Noch aber hingen alle Blicke der Gartengäste, mit Ausnahme jener der „stillen Zecher“, die Dank der verhängnißvollen Duzendzahl der geleerten Gläser in jene gelehrte Stimmung versunken waren, wo der Mensch sich von innen betrachtet, an der fremden ungewöhnlichen Erscheinung des lektangelangten Gastes.

„Wahrhaftig,“ flüsterte der junge Böhme, der vorher die schwärmerische Rede auf Neuösterreich gehalten, dem ihm gerade gegenüber sitzenden Magyaren zu, „ich habe niemals ein weibliches Wesen gesehen, das so plötzlich meine ganze Seele mit der einen harmonischen Empfindung er-

füllt hätte, die Penau so einfach und doch so tief in dem Verse ausspricht:

„Fort möchte ich reisen
Welt, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit Dir allein!“

Die Augen des Ungarn bligten in leidenschaftlichem Feuer, als er zur Antwort gab: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich dieses herrliche Weib ansehe, könnte ich auf alle Menschen, die nicht blind sind, eifersüchtig werden und möchte mit Janos in unseres Petöfi-Szilaj Pista rufen:

Eidi-Seele, Eidi! Täubchen holdes!
Maienblümchen, Fischlein reinsten Goldes!
Demantringlein, Sternstrahl dunkler Röthe!
Küß' zu todt mich bis zur Morgenröthe!“

Aber sie war auch wahrhaftig engel schön, die Barones von Hühnerfeld!

Ein Gesichtchen wie aus Elfenbein geschnitz und nur heimlich angehaucht von dem lieblichen Inkarnat junger Rosenknospenspitzen, dazu ein paar Augen, aus deren dunklem Schimmer eine Welt von Sehnsucht, Lust und Schelmerei herauslächelte, so daß Niemand sie anblicken durfte, ohne von ihnen sogleich elektrisirt zu werden. In diesen Augen lag Alles, was hienieden schön ist, aber vielleicht auch Manches, was mehr dämonisch als schön war. Unwillkürlich erinnerten sie an die nordische Sage von den Nixen, die durch ihren unheimlich-süßen Zauber selbst den alten Helden Harald bezwangen, daß er aufhörte, ein gewaltiger Riese zu sein und sich, von der Traumseligkeit der Elfen bezwungen, auf einen Stein mitten im Walde setzte,

wo er noch heute schläft zum großen Aerger der Dänen, gerade so wie sein von kohlischwarzen Raben im Koffhäuser bewachter germanischer Stammesbruder Barbarossa. Die ebenmäßige Stirn der Baronesse und ihr hellenisches Näschen, dazu das verführerische Kinn, so regelrecht nach allen Anweisungen klassischer Schönheit geformt, und dann das herrliche blonde Haar, das in üppiger Fülle ihren schlankgeboogenen Nacken wie ein goldener Regen umfloß, endlich ihre ariadnenhafte Gestalt — parbleu, sie war wirklich polizeiwidrig hübsch!

Und als ihr nun die Kellnerin das schäumende Bier brachte, da war es wieder ein Genuß, sie trinken zu sehen. Wie sie so grazios nippte, dann das Mündchen so niedlich verzog, wie ein Käzchen, das darüber mault, daß man es auf's vorwizige Psörtchen geschlagen, mit dem es eben naschen wollte. Wie sie dann das Glas, gleichsam über seine Schwere erschrocken, wieder hinstellte, und ihr Näschen sich noch nachträglich darüber rümpfte, als wolle es einen Separatprotest dagegen einbringen, einmal mit Bier, statt, wie es sich gehört, mit Champagner Schaum befeuchtet worden zu sein.

Jetzt ließ sie ihre Augen über den ganzen Garten hinschweifen und musterte ihrerseits die Gäste, wobei sie, ihren immer heiterer werdenden Zügen nach, sehr amüsante Beobachtungen machen mußte. Am längsten blieben aber ihre Blicke auf ein Paar Herren in ihrer Nähe haften, deren Unterhaltung, obwohl sie nicht gar laut geführt wurde, ihrem feinen Gehör vielleicht wenigstens theilweise verständlich wurde.

Diese beiden Herren saßen an einem kleinen Tischchen allein und hatten wohl Manches an sich, was eine beson-

dere Aufmerksamkeit erregen konnte. Sie waren ganz schwarz gekleidet und hatten, obwohl sie sonst gerade kein weiteres äußeres Zeichen dieses Standes an sich trugen, in ihrem ganzen Habitus etwas, was auf den Gedanken bringen mußte, daß sie wohl mit Göthe's Faust ausrufen durften: „und leider! auch ‚Theologie‘ durchaus studirt, mit heißem Bemüh'n“. Sie sahen jedoch nicht so aus, als ob sie gerade das Wörtchen „leider“, das der böse Wissensdrang dem fatalen Zweifler Faust aus der Seele preßte, ihrerseits auch einem solchen Bekenntnisse hinzugefügt haben würden. Der eine der beiden schwarzen Herren war freilich sehr mager, sah aber doch recht pffiffig-vergnügt aus und der andere mußte sich vollends in dem Berufe, den er erwählt, äußerst wohl befinden, denn in ihm waren gleichsam die sieben Jahre Egyptenlandes, die den mageren Aronen voranschritten, Körper geworden. Solch einen wohlbeleibten Herrn anzusehen, besonders wenn er, wie man so im derben Deutsch sagt, recht in seinem Gott vergnügt, ist ein sehr angenehmes Spektakel, denn es dient uns eigens immer zum Beweise, daß diese beste aller Welten, um mit Candide zu reden, denn doch nicht zu einem bloßen Jammerthale für die sündige Menschheit geschaffen ist. Kummer und Sorgen schwellen bekanntlich nur selten den Leib an, und wer zu viel fastet und sich selbst kasteit, schadet, wenn schon nicht seiner Gesundheit, doch seinem guten Embonpoint. Uebrigens sind die dicken Leute gutmüthig und denken häufiger: „leben und leben lassen“, als die dünnen Individuen, die immer gern den extremen Parteien angehören und männiglich als gefährliche Subjekte bekannt sind. In der That hatte hier denn auch der Dicke weit freundlichere Augen als der Dünne, dessen Rächeln beinahe so ausah, wie ein

Gemisch von Malice und Gleißnerei. Dafür war der Mund der beiden Herren gleich groß, eine Erscheinung, die überraschen mußte, da sie doch sonst einander nicht sehr ähnlich sahen, was ganz besonders bei ihren Nasen hervortrat. Als im siebzehnten Jahrhundert die Deutschthümelei sich auf den Sprachpurismus warf, der damals einigermaßen noth that, kam einigen hochgelehrten Böpfen auch das Wort „Nase“ zu lateinisch vor, weshalb sie darauf verfielen, dem Riechorgane einen germanischeren Ausdruck zu geben. Die Einen schlugen dazu das behäbige Wort: „Röschhorn“ vor und ein Romanschriftsteller jener Zeit schrieb auch schon einmal: „mir dünkt, ich sehe die Welt ihr Röschhorn rümpfen.“ Anderen dagegen gefiel der elegantere Ausdruck „Gesichtserker“ besser. Hier aber hätte man recht wohl für beide Benennungen geeignete Exemplare vorgefunden, denn der dicke Schwarze hätte getrost seinen umfänglichen Gesichtsmittelpunkt „Röschhorn“ taufen können, während sein hagerer Freund mit einem exquisiten „Gesichtserker“ aufwarten konnte.

„Und wie wird es unter dem neuen Ministerium,“ hob eben der freundliche Dicke mit dießmal etwas sorgenvoller Miene an, „mit der Kirche werden?“

Auf diese naive Frage vermochte der Dünne ein ihm besonders eigenthümliches Lächeln, das gleichsam künstliche Simplicität mit grotesker Gedankenentfaltung zum Ausdruck brachte, nicht zurückzuhalten.

„Ach,“ erwiderte er, „die Kirche steht auf einem zu festen Boden, als daß sie irgend ein Ministerwechsel erschüttern könnte, und jetzt steht sie vielleicht besser denn je.“

„Aber,“ warf der Wohlbeleibte wieder ein, „das neue Ministerium will doch, wie man hört, den Forderungen der

Ungarn, so weit es geht, gerecht werden, und die Ungarn werden von der Fortdauer des Konkordats nichts wissen wollen."

"Nun, so wird man ihre Forderungen eben nur, so weit es geht, erfüllen."

"Und von den Böhmen hört man auch nicht viel Gutes. Dort spuckt der alte Hussitengeist noch immer. Wenn man denen also die Bügel ein wenig schießen läßt . . ."

"Aber, mein Gott, wir haben ja schon die Redemptoristen in Prag. Wie lange wird's noch dauern, und diese wackern Pioniere werden uns selbst „freie Bahn“ geschaffen haben. Sie wissen ja überdies, daß uns ein großer Theil des Adels dort sehr hold ist, und daß die Jugend trotz aller freigeistigen Lecture, um billig versorgt zu sein, gerade im alten Kegerland Böhmen die Klöster förmlich überläuft. Von dorthier droht uns keine Gefahr."

Was die beiden schwarzen Herren dann noch weiter sprachen, vernahm die schöne Baroneß nicht mehr, denn eben ward sie einen jungen Offizier gewahr, der kaum in den Garten eingetreten, sehr verwundert über ihre Anwesenheit, auf sie zueilte.

Dieser Offizier war ein hübscher, junger Mann von mehr als gewöhnlicher Tournaire. Aus seinen feinen Zügen sah der Aristokrat, der gebildete Weltmann und der ansehende Wüßling zu gleicher Zeit heraus.

Sobald er nahe genug war, verbeugte er sich leicht mit ritterlichem Gruße vor der Dame und küßte ihr nicht ohne Sentiment die Hand, dann aber rief er im Tone heiteren Erstaunens aus:

"Aber, meine Gnädige, welches Wunder führt Sie, die regierende Göttin der feinsten Salons der Residenz, in dies

plebejische Bierelysium, wo das demokratische Bier sich wohl geduldig dem durstigen **suffrage universel** des Hofsath's wie des Hausmeisters unterwirft, aber vor der Ehre erschrickt, von solchen Lippen, wie die Ihrigen sind, genippt zu werden."

"Ei," entgegnete die so Geschmeichelte, "warum sollte das Bier vor mir erschrecken, bin ich denn etwa so häßlich?"

"Bardon," rief der Offizier, "Sie treiben schon wieder ein böses Spiel mit mir, indem Sie meine Worte wenden und drehen wie, — verzeih' mir Gott die Sünde, beinahe hätte ich gesagt, wie ein Staatsanwalt."

"Lassen Sie die armen Staatsanwälte gehen, die sind heute ohnedies übel daran, nachdem sie, wie ich höre, durch das neue Ministerium auf moralischen Halbsold gestellt, respektive bis auf weiteres zum *dolce far niente* verurtheilt werden sollen. Segen Sie sich lieber zu mir und ertheilen Sie mir Unterricht, Herr Graf, wie man dies bittere Bier mit Anstand trinkt."

Der Offizier folgte der Einladung sich zu setzen so gleich mit sichtlichem Wohlgefallen, konnte aber doch den aristokratischen Schmerzensschrei nicht unterdrücken:

Ach, meine Gnädige, ich möchte Ihnen wahrhaftig in allem Andern lieber Unterricht ertheilen, als in der *ars bibendi* des **par excellence** spießbürgerlichen Getränkes."

"Aber es ist mir vom Arzte anempfohlen worden."

"Ah, dann füge ich mich in Demuth, denn der Mensch, dieser unglückliche Prometheus, dem der odöse Adler Zeit täglich am Herzen nascht, muß Niemand mehr gehorchen, als dem *doctor medicinae*, diesem eigentlichen Erzpriester unserer materiellen Zeit."

"Mein Gott, wie Sie feyerhaft reden! Aber **à propos**,

was macht Ihr Herr Papa, hat der nicht auch heut' früh gleich den Doktor holen lassen, als er das neue Ministerprogramm gelesen?"

„Ach nein, mon cher papa ist solche echauffements schon zu sehr gewohnt, als daß er mehr als ein Brausepulver braucht, um sie zu ertragen.“

„So wird er seine Stelle nicht niederlegen?“

„Aber, wo denken Sie hin, meine Gnädige? Ein Mann, der unter Metternich seine Sporen verdient, unter dem citoyen Bach gewirkt, unter Schmerling, dessen Großpapa oder Urgroßvater einem on dit zu Folge noch Kammerdiener bei Sr. Majestät dem Kaiser Josef gewesen sein soll, wacker mit februarisirt, der wird doch jetzt nicht das Staatsschiff verlassen, wo es endlich einmal wieder von einem ordentlichen Grafen dirigirt wird!“

„Aber es soll jetzt doch so Vieles anders werden?“

„So heißt es, aber so hieß es auch bei Schmerling, und so hat es immer geheißen.“

„Sie sind nicht gut neuministeriell!“

„O nein, ich bin gar nichts; ich verlasse mich auf meinen Papa, der täglich versichert, daß die Völker noch immer Kinder sind.“

„Da hat er recht,“ rief lächelnd die Baroneß.

Eben stimmten die Studenten das alte Lied an:

„Gaudeamus igitur!“



Zweites Kapitel.

Nur eine Seele.



Motto: My lonely anguish melts no heat but mine
An in my breast th' imperfect joys expire.
Gray.

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht.

Salis.

In einem hohen Hause in der B.-Straße in Wien wohnt Graf Paardorf, der eher papa des hübschen Offiziers, nach dessen amtlichem Wohlfsein sich die Baroneß von Hühnerfeld so angelegentlich erkundigt hatte. Seine Wohnung in der Belle-Etage ist jedoch keineswegs etwa sehr luxuriös eingerichtet; es durchweht sie ein gewisser ernster Geschmack, den man bei einem Emporkömmling vergebens suchen würde. Graf Paardorf ist aber auch kein Emporkömmling. Seine Familie ist alt wie Eisen. Die lange Reihe seiner Vorfahren verliert sich bis in die graue Vorzeit, wo sich der Epheukranz mancher romantischen Sage um sie schlingt. Der Graf selbst ist auch schon ein recht alter Herr, dessen Haupt schon manches weiße Haar bedeckt, dagegen kalten

auffallend wenig Runzeln sein Gesicht; es ist nicht gentlemanlike, Runzeln zu haben. In seiner Jugend soll er einmal sehr lustig gewesen sein, indeß „der Koller legt sich mit den Jahren“. Jetzt ist es schon sehr lange her, seitdem die Welt und auch seine Familie an ihm immer nur jene mit Cispomade frisirte streng officiöse Ruhe wahrnehmen, welche den Kamtschadalen an ihrem Lieblingsgotte so sehr gefällt. Alles an ihm hat nachgerade eine gewisse amtliche Abgemessenheit angenommen, sein Schlaf wie sein Wachen, sein Denken wie sein Träumen, sein Reden wie sein Schweigen, vor Allem sein Lächeln. Dies Lächeln ist aber gleichwohl etwas ganz Appartees an ihm, es ist eine schöne, seltene Species des Lächelns überhaupt. In ihm spiegelt sich eine versteinerte Weltanschauung, ein eingefrorener Traum und ganz besonders ein seliges Selbstbewußtsein höherer Unfehlbarkeit ab. Seine Feinde, und welcher Biedermann hätte keine Feinde! erzählen sich über dies Lächeln eine kleine hübsche Anekdote. Einst hatte er eine Anordnung in seinem Rayon getroffen, die sich als sehr unpraktisch erwies und ihm einen herben Tadel von Seiten eines Ministers eintrug. Graf Paardorf ließ sich die Reprimande aber unter seinem stereotypen Lächeln ruhig vortragen und concentrirte dasselbe unterdeß sogar so sehr, daß es der tadelnden Excellenz nahezu unausstehlich wurde und selbe später in einem heiteren Kreise zu einer etwas sarkastischen Bemerkung darüber veranlaßte. Diese Bemerkung fing ein Wikbold, der dem Grafen ohnedies nicht grün war, auf und sandte ihm schon andern Tags den Ausschnitt aus einem Buche, auf welchem nur folgende Strophe stand, da die andere Seite unleserlich gemacht worden war:

„Dem Thoren ist ein Glück beschieden,
 Daß vielen klugen Leuten fehlt:
 Die Herren sind mit sich zufrieden
 Und haben immer wohl gewählt.
 Was hilft es auch, nach Weisheit schnappen,
 Die oft dem Wirbel wehe thut?
 Den Thoren stehen ihre Kappen
 So zierlich als ein Doktorhut.“

Ueber diesen Vers gerieth der Besitzer des dreigestaltigen Lächelns natürlich in keinen geringen Zorn und wandte Alles an, unter der Hand zu erfahren, wer der schändliche Dichter dieses Pasquills sei. Es war zur Zeit des seligen Metternich, mußte also überhaupt schon überraschen, daß ein Vogel, der solch' ein Spottlied singe, noch nicht gerupft sei. Von diesem Standpunkte aus nahm es auch der Herr Graf und theilte mehreren Herren ganz ernsthaft seine Besorgniß mit, die ihm die Existenz eines so revolutionären Poeten in Wien verursache. Ob nun diese Herren das böse Gedicht ebenfalls als auf sich gemünzt gefunden hatten, genug, es wurde ernstliche Erkundigung nach dem unbesetzten Anfinger des Glücks der Thoren angestellt. Hiedurch ward von der Sache überhaupt gesprochen und so erfuhr der Zusender des Buchauschnittes selbst, wo seinem Widersacher die Hühneraugen eigentlich weh thäten. Hierauf sandte er ihm umgehend ein feines Briefchen zu, in dem nur die Worte standen: „Das als Rundgesang zu behandelnde Gedicht: „Die Vorzüge der Thorheit“, dessen erste Strophe sich zu Händen Ew. Hochwohlgeboren befindet, stammt allerdings von einem bössartigen Demagogen her, der alle Rüge verdient, indeß trug derselbe nichts desto weniger einen Zopf, denn er hieß Friedrich von Hagedorn, so anno 1708 geboren und, Gott sei Dank, bereits im Jahre des

Heils 1756 mit Tode abgegangen, quod esset notandum.“ Welches Gesicht der Graf gemacht, als er dies Villet überlesen, wissen wir nicht; möglich, daß er aus Gewohnheit ebenfalls gelächelt hat. Wir sprachen aber vorhin auch von einem „eingefrorenen Traum“, der mit in ihm lebe und webe. Dieser Traum ist der vom alten heiligen römischen Reich deutscher Nation, nota bene, der einzige Traum, den dieser Herr sein ganzes Leben lang geträumt hat. Wie einst Cato immer wieder sein *censeo igitur, Carthaginem esse delendam* wiederholte, so wiederholt sich der Herr von Paardorf täglich außer dem Sage, daß die Völker Kinder sind, nur noch den, daß das alte deutsche Reich unter und durch Oesterreich mitjammt dem berühmten Reichskammergericht, den unschuldigen Reichstagsabschieden, den fetten Reichswürden, dem *boeuf historique* und der territorialen Sandbüchse des weiland Markgrafen von Brandenburg wieder hergestellt werden müsse.

So streng abgezirkelt in seinem ganzen Thun und Wesen der Herr Graf, ebenso steifgerockt ist auch seine Frau Gemahlin. Dieselbe ist erst eine Vierzigerin, sieht aber viel älter aus, was ganz natürlich ist, wenn man ihre Lebensrichtung in's Auge faßt. Die Frau Gräfin hat eine so tiefe Ueberzeugung von der großen Sündhaftigkeit der Welt gewonnen, daß sie sich bereits seit zehn Jahren ganz in die Arme jener ostensiven Frömmigkeit geworfen hat, die für die Kirche gemeiniglich so einträglich ist. Sie besucht, wenn sie nicht an Migraine leidet, die nächste Kapelle täglich drei Mal, hält außerdem noch häufige häusliche Separatandachten ab und empfängt viele geistliche Herren, um sich an ihrer Unterhaltung auch in jenen Stunden zu erbauen, die sie der Hausordnung nach eigentlich der Welt schenken müßte.

Ein Theater besucht sie niemals, ihre Lectüre besteht ausschließlich nur aus Gebet- und Andachtsbüchern, ihre Lieblingsbeschäftigung aber gipfelt darin, für irgend einen Altar etwas zu sticken oder Verlosungen zu frommen Zwecken zu veranstalten.

Dies seltsame Pärchen nun hatte nur zwei Kinder, von denen wir das Eine in dem jungen Offizier, der der Hühnerfeld Unterricht im Biertrinken geben sollte, bereits oberflächlich kennen gelernt haben; das andere, ein erst achtzehnjähriges Mädchen, war ihren Eltern ungemein unähnlich.

Auf steinigten Anhöhen, über die der Wind zügellos hinwegweht, gedeihen gewöhnlich nur Disteln und niederes Gestrüpp, selten kommt dort noch eine zarte Blume edler Art fort, die den einsamen Wanderer beim Aufklimmen durch Duft und Farbenschmelz erfreut.

Eine solche Blume aber war die junge Comtesse Vittoria von Paardorf.

Nicht, daß sie eine ausbündige Schönheit gewesen wäre. Dazu hätte sie vor Allem viel blühender aussehen müssen. Auch war sie fast zu zart, um einen überwältigenden Eindruck schon im ersten Augenblick hervorbringen zu können. Was ihr aber einen unsagbaren Reiz verlieh, war ihr liebliches Gemüth und ihr reiner, hoher Geist, von dem man sich nur wundern mußte, daß er sich eine so schwächliche, blumenhaft-zerknickbare Hülle zur Wohnstätte auserkoren hatte.

Wie kam dieser Geist in diese Familie? Gott weiß es. Die alte Gräfin war freilich auch nicht immer mit Gesangbuch und Katechismus aufgestanden und zu Bett gegangen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo ihr die Freuden dieser

Welt noch nicht so gottlos vorkamen, wie gegenwärtig, eine Zeit, wo sie tanzte, spielte, spazieren ritt und statt fleißig zu beten, sehr fleißig angebetet wurde. Böse Zungen wollten selbst wissen, daß sie früher ein Herz besessen hätte, in dem die Rose der Liebe sehr glühend geblüht und daß sie sich erst dann einem strengen Wandel ergeben, nachdem ihr eines schönen Morgens der grausame Spiegel das unumwundene Geständniß abgelegt, daß sie nun wirklich trotz allem *poudre de riz*, der zartesten Schminke, der würzigsten Lippenpomade, der feinsten Wimpertusche, der exquisitesten *Lilionaïse* u. u. ein für allemal und unwiderruflich nicht mehr hübsch, weil nicht mehr jung sei. Doch all' diese böse Gerede liefert kein Material zu Vermuthungen, wie sie gerade zu dieser Tochter kommen mußte, denn Geist hatte sie weder früher noch später gehabt, noch auch hatte sie sich je zu geistvollen Leuten hingezogen gefühlt, wovon erst jetzt etwa die „Geist“lichen eine einzige Ausnahme machten. Aber wie es eben so kommt, eine Gans wird freilich nie einen Schwan zur Welt bringen, aber manche Bettelfrau hat doch schon einem großen Herrn und selbst manche Prinzessin schon einem großen Geist das Leben gegeben. Das sind Naturspiele, und *honny soit qui mal y pense!*

Die Sterne gingen eben, wie die Kinder sagen, am Himmel oben einer nach dem andern auf und leuchteten auf die Weltstadt Wien mit ihren ebenfalls unzähligen Lichtern so freundlich und unparteiisch milde herab, wie auf alle Länder und Ländchen des großen Kaiserstaates. Unten auf den Straßen wogte ein ungeheueres Leben, der Lärm der Karossen war sogar beinahe unaussprechlich und das Gedränge konnte stellenweise an die völkerwimmelnde Toledostraße in Neapel erinnern. Aber Viktoria, die oben im

Blumenjalon, ihrem Lieblingsaufenthalte, am Fenster stand und dem Aufgehen der Sterne zusah, vernahm, in blühende Gedankenirrgänge verstrickt, nichts von dem wüsten großstädtischen Getöse. Ihr tiefblaues Auge flog träumend über die großen lichtgrünen Blätter der Pfingstbäume, die am Fenster standen, hinweg den goldenen Himmelsblumen zu, mit denen sich schwärmerische junge Mädchen, in Ermangelung anderer guter Freunde, so gerne zu unterhalten pflegen. Dabei zuckte es mitunter eigenthümlich über ihr regelmäßiges, aber fast krankhaft blaßes Gesicht, und ihre Lippen bewegten sich oft leise, als ob irgend ein Lied oder ein Gedanke aus diesem kleinen sinnigen Köpfchen aufschwärmte über sie hinweghelfen wollte.

Im Blumenjalon brannte kein Licht. Das Licht soll den Schlummer der Pflanzen stören und deshalb suchte Viktoria es fast immer zu hintertreiben, daß der Kronleuchter darin angezündet würde. Nur an Gesellschaftstagen vermochte sie ihren geliebten Schüligen den gefürchteten Glanz nicht zu ersparen, doch heute war kein Gesellschaftsabend.

Aber eben ging jetzt auch der Mond drüben über dem Dach des niedrigeren gegenüberliegenden Hauses auf und warf sein zitterndes märchenduftiges Licht auf das blaße Mädchen unter den erotischen Bäumen und Blumen. Wie sie so da stand, umflossen von dem bei jeder Bewegung leise rauschenden seidenen Gewande, daß süße Köpfchen träumerisch auf die edel geformte kleine alabasterweiße rechte Hand nachlässig gestützt, und dabei dieser sehnsuchtsstrunkene, gen Himmel gerichtete Blick! Es gibt wirklich Momente im Leben, wo ein Mädchen ein lebendiges Gedicht ist, und in diesem Momente wäre Viktoria gewiß für jeden Dichter,

der sie so gesehen, ein ganzes Buch der Lieder gewesen. Und ein einziges schönes Lied war jetzt ihr Sinnen und Denken, ein Lied unaussprechlicher Sehnsucht. Nach wem sie sich sehnte? Noch kannte ihr Herz den rascheren Schlag der Liebe nicht. Noch war ihre Seele frei von jenen Bildern, wie sie die Hexenküche der Mehrheit der Moderomane in den Gemüthern der meisten jungen Mädchen unserer Zeit, im Vereine mit einer Bühne, die die sittliche Verderbniß gewisser Kreise zum Allgemeinut eines sehr geehrten Publikums zu machen redlich bestrebt ist, so frühzeitig in üppiger Fülle weckt. Aber ihr Herz fühlte sich verlassen in der officiösen Atmosphäre ihres Vaters und dem bigotten Weihrauchduste ihrer Mutter, so wie sie denn auch kein Verständniß für die noblen Liebhabereien ihres lebenslustigen Bruders hatte. Und jetzt bebten ihre Lippen sichtbar, jetzt entflohen ihnen zarte, kaum hörbare Töne, ihre Gedanken waren Worte geworden und sie sprach vor sich hin:

„Wenn hinter Euch, Ihr leuchtenden Sterne, wirklich noch ein lebendiger Glanz lebt, der Euch Licht gibt, wenn Ihr nicht bloß im Weltraum mit jenem falschen Schimmer glühert, mit dem auch moderndes Holz in der Nacht einen unheimlichen Schein um sich verbreitet, o so flehe ich zu diesem Urquell des Lichtes, aus dem alles Leben träuft, er möge mir eine Seele schenken, mit der ich reden, mein Fühlen austauschen, meine Gedanken klären, geistig athmen und leben könnte. Ich bin so entsetzlich allein hier auf der weiten Erde, o Gott, erhöre mein Flehen, schenke mir gnädig nur — eine Seele!“



D r i t t e s K a p i t e l .

Drei dunkle Biedermänner.

Motto: Zu schwach, auf blut'gen Raub zu gehen, nicht nütz
Den Pflug zu zieh'n, nicht an der Kette wach,
Leicht wie der Schaum der Wogen und so falsch,
Verkuhlt und keißig, naschend, schmeichelnd, feig . . .
F. B. Graf zu Stollberg.

Guch müßte funkeln weder Stern' noch Sonnen,
Des Himmels Flamme lech' Guch weg wie Mücken,
Der Abgrund schling' Guch ein in seine Tonnen.
Krumm geht auf ewig mit dem knecht'schen Rücken,
Und hat Guer Volk sein Diadem gewonneu,
Soll's Gure Stirn mit einem Brandmal schmücken!
Friedrich Rückert.

Die Wiener stehen schon seit langer Zeit in dem Rufe, witzig zu sein. Als Daun während des siebenjährigen Krieges zu sehr den Fabius cunctator spielte, insultirten sie seine Gemahlin mit dem Witze, daß sie, so oft dieselbe nach Hofe fuhr, ihre Karosse mit einem förmlichen Schneegestöber von Schlafmützen bewarfen.

Als die große Kaiserin Marie Theresia an den Pocken schwer darniederlag, machte sich der Wiener Humor über den als Lichtbringer und Reformator verhaßten van Swieten, als den vermeintlich schlimmsten ihrer drei Leib-

ärzte her, indem ein Bildchen cursirte, auf welchem unter drei gelungen dargestellten Ohrenköpfen das klassische Verslein paradirte:

„Der in der Mitten,
Ist der van Swieten.“

So geschah es auch, daß, als sich die Festung Schweidnitz im deutschen Bruderkriege erster Auflage, in arger Bedrängniß befand, ein Bildchen sogar an der Burg angeheftet wurde, das Schweidnitz darstellte.

Auf dem Wall der Beste steht sein Kommandant und schreit um Hilfe; in einer sehr großen Entfernung davon ist Dauns Armee in Parade aufmarschirt. Der Marschall selbst schlummert halb in einem großen Lehnstuhl vor der Front liegend, eine enorme Nachtmütze über die Ohren gezogen, in beiden Händen den geweihten Degen Sr. päpstlichen Heiligkeit, wie zum Segen emporhaltend, umwunden von einem Vorbeer mit der Inschrift: „Du sollst nicht tödten“; neben ihm Lasey, eine Rolle entfaltend, worauf aber außer der Ueberschrift: „Campagneplan von 1762“ gar nichts stand, auf der anderen Seite Laudon mit schamhaft niedergeschlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen, weiter zurück die übrige Generalität, theils schlaftrunken, theils höhnisch lachend, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. Auch in neuerer Zeit hat sich der Wiener Volkswitz, der um's Himmelswillen nicht mit den Wiener soit disant Witzblättern, diesem Absud höherer Gemeinheit und höchsten Blödsinns verwechselt werden darf, hin und wieder in dieser Richtung versucht. Bekannt ist wohl die vielerzählte chinesische Ordensverleihung an einen jetzt bereits verstorbenen Finanzminister, der nach einem sehr kühnen Finanzexperiment mit dem Großfordon des

„Kling=Klang=futsch“ bedacht wurde, so wie jene japanesische Spende an einen immensen Rückzugsstrategen mit dem „Zieh=za=zurück=Orden.“ Aber sonderbarer Weise haben alle diese Ausflüsse des Wiener Volkshumors fast immer einen ausschließlich politischen Charakter. Auf socialem Gebiete aber vergreifen sie sich höchstens an ihren Gemeinderäthen und lassen ein Feld beinahe ganz unbenutzt, auf welchem doch Sticheblätter wachsen, wie sie seit dem seligen Don Quixote auf der weiten Welt nicht mehr vorgekommen sind.

Drei solcher Sticheblätter finden wir in dem kleinen Meditirstübchen des Banquier Cohn Hirschburg, das gleich hinter seinem Comptoir liegt, an einem schönen Herbstmorgen vereinigt. Es sind dies der Banquier Hirschburg selbst, dann der Wirthschaftsrath des Grafen Lichtewind-Hohenflug, Namens Aaron Weitzleben, und endlich der rühmlichst bekannte Journalist Adam Kneiphart, ein Trio, bei dem jedem Kenner unwillkürlich eine gelinde Gänsehaut überlaufen dürfte. Banquier Hirschburg ist ein kleines bewegliches Männchen mit stechenden Augen, sehr krummer Nase, breitem Munde mit einem Anfluge von Negerlippen und starkem schwarzen Backenbarte. Er sitzt, fortwährend hin- und herrückend, auf einem Fauteuil, dessen abgewetztes Exterieur hinreichend Zeugniß davon abgelegt, daß er mit dem ausschließlichen Privileg begnadet ist, fortwährend von den Inexpressibles des quecksilbernen Hausherrn besessen resp. berührt zu werden. Ihm gegenüber sitzt der Herr Wirthschaftsrath Aaron Weitzleben, eine dicke kleine Figur, die über jener charakteristischen Nase, die Heine einmal den Reisepaß des Volkes des Herrn, oder so etwas Aehnliches, genannt hat, eine goldene Brille trägt, die sich augenschein-

lich bemühen soll, ihm ein gewisses ehrbares Ansehen zu geben. Seine tiefschwarzen Augen sehen aber eigentlich gar nicht so aus, als ob sie einer Brille bedürften, deshalb merkt man die Absicht und wird verstimmt. Sein Haar ist, trotz der angeborenen Struppigkeit, im Gegensatz zu dem sich freiwillig emporsträubenden des Vanquiers, Dank Brenneisen, Scheere und engelsartiger Geduld seines Friseurs, einigermaßen in eine elegante Form gebracht. Ebenso weist auch sein starker Bart, der die nähere Bemessung seines Mundes illusorisch macht, Spuren einer großen Pflege auf. Der Herr Wirthschaftsrath hält offenbar mit penibler Sorgfalt auf die möglichst gefällige Erscheinung seines äußeren Menschen. Der dritte Mann dagegen liegt, oder besser gesagt, wälzt sich auf einem kleinen lederüberzogenen Sopha, denn Adam Kneiphart hat natürlich als „Genie“ das schätzenswerthe Vorrecht, unter allen Umständen und an allen Orten, ein Flegel sein zu dürfen. Sein Haar fluthet demnach auch bei weitem wilder als das des Vanquiers. Seine beinahe aus ihrer Höhlung hervortretenden Augen besitzen in hohem Grade jene liebenswürdige Eigenschaft, durch ihre impertinent-dreisten Blicke jedem anständigen Menschen schon im ersten Moment unausstehlich zu werden. Seine Nase müßte nach dem oben citirten Ausspruch mindestens für einen himmlischen Ministerialpaß gelten, eine so raubthierartige Gebogenheit tritt an ihr mit einer Kühnheit hervor, die Jedermann entgegenzurufen scheint: „*me voilà*,“ ich bin die große Nase des großen Kneiphart, des durch so geniale Kniffe und Piffe auf so geniale Weise reich gewordenen „genialen Genies!“ Auch ihn ziert ein großer, wohlgepflegter Bart, so bläulich schwarz, daß sich, wie Kneiphart in seiner Bescheidenheit jedem, der

es hören will, selbst erzählt, alle Damen Wiens in ihn „unglücklich“ verliebt haben.

In der Mitte zwischen diesen drei Kulturbartträgern steht ein Marmortischchen mit einer Flasche Liebfrauenmilch, von welchem Weine Hirschburg versichert, daß er wohl echtes Nebenblut vom Rhein sein müsse, nachdem ihn einer seiner besten Freunde erst kürzlich in merkwürdig geschickter Weise über die Grenze gepaßt. Alle drei Herren sprechen ihm auch ziemlich fleißig zu, nur der schon als Kritiker zur Welt gekommene Kneiphart vermißt in ihm die wahre Blume und betheuert, daß er in seinem Keller allein den reinsten reindeutschen Rheinwein in ganz Wien habe.

Aber, wer sind und wer waren diese drei Herren eigentlich?

Nun, Bankier Hirschburg begann seine Carrière sehr bescheiden. Seine ersten Sporen verdiente er sich schon als zehnjähriger Knabe im ambulanten Handel mit alten Kleidern. Schon in jener Zeit mag er als jugendlicher Schlaupkopf erkundet haben, wie viel Löcher und Flickwerk unsere moderne Gesellschaft aufzuweisen hat. Auch sein Witterungsvermögen mag sich damals über der Einathmung der verschiedensten Geruchsnuancen zu jener feinen Vorausriechung vorbereitet haben, die ihm jetzt bei der Courswahrscheinlichkeitsrechnung so sehr zu Statten kommt. Aus dem Kleidergeschäft arbeitete er sich übrigens schon in seinem fünfzehnten Jahre zum Eisenwaarenhändler empor. Mit diesem rauhen Metalle, dessen natürliche solide Schwere ihn bald abzuschrecken begann, machte er jedoch kein besonderes Glück, ja er setzte sogar einen Theil seiner früheren Ersparnisse wieder zu. Da hörte er einmal davon, daß in Galizien die „Juden für Alles“, die den Kavalieren, dem Militär, den Fremden

und überhaupt Jederman dort jedes Geschäft besorgen, so gute Fortune machen, und schnell entschlossen eilte er diesem Eldorado so vieler seiner Stammesbrüder zu und ward in Lemberg ein „Jude für Alles.“ In dieser Eigenschaft lernte er besonders das Wechselgeschäft kennen, für welches er bald eine so große Vorliebe gewann, daß er einmal ein ganzes Dorf in Zeit von einer Woche auf Wechsel klagen und pfänden lassen durfte, ein Fall, von dem er noch immer, wenn er guter Laune ist, erzählt, daß es das erste große Geschäft in seinem Leben gewesen sei, das ihm rechte Freude gemacht habe. In Galizien lebte er bis zu seinem dreißigsten Jahre und half dort redlich dies Land reichster Ausbeute nach besten Kräften mit abgrasen und abwirthschaften. Als er aber erst dreißig Jahre und glücklicher Besitzer von ganzen dreißig Tausend Gulden geworden, die ihm, trotz der Millionen polnischer Thränen, die daran flecten, über die Massen wohl thaten, fühlte er sich Mann genug, nach Wien zu gehen, um das Geschäft, das er so gründlich im Kleinen erlernt, nunmehr auch im Großen zu treiben. In der Reichshauptstadt etablirte er sich, nachdem er das Terrain sondirt, alsbald als Banquier.

Was sind 30.000 Gulden für einen Banquier? Gemach, wenn man die galizische Hochschule glorios absolvirt, könnte man dort auch wohl mit noch geringerem Kapital beginnen. Ist doch Wien der Sammel- und Tummelplatz der Kavaliere des ganzen Kaiserstaates, und gibt es doch dort eben so gut und noch mehr Wechselblanquette, als in Lemberg! Was aber ein geheimer Mensch für ein horrendes Geld aus diesen Wechselblanquetten zu münzen vermag, ohne daß ihm das Buchergeßetz an den Kragen darf, ist ja bekannt. Cohn Hirschburg kannte das Metier und

war nicht der Mann danach, sich transcendentalen Skrupeln hinzugeben, wenn es galt, dem hohen Adel und Grundbesitz das goldene Vließ des Wohlstandes so recht *con amore* vom Leibe zu ziehen. Ueberdies war er auch sonst kein Kostverächter, sondern wußte Geschäftchen aller Art zu machen, wo und wie sie sich nur immer boten. Kein Wunder, daß sein anfänglich kleines Vermögen sich in beinahe geometrischen Proportionen vermehrte. Indeß *l'appétit vient en mangeant*, er fand daher bald das Prinzip der gelegentlichen Ausbeutung günstiger Verhältnisse nicht ausreichend, sondern legte sich mehr und mehr auf den prämeditirten superioren Schwindel. Einige Wirthschaftsärathe hoher Herren hätten ein Lied davon singen können, auf wie billige Weise er sich, bloß durch das Prinzip der Theilung des Gewinnes mit den nöthigen Helfershelfern, binnen kurzer Zeit in den Besitz mehrerer bedeutender Herrschaften zu setzen wußte. Bald betheiligte er sich auch bei jenen Wechselgeschäften, die unter der Regierung Schmerlings vom Staate so oft mit Wiener Banquiers abgeschlossen wurden, ohne daß letztere sich dabei etwa aus übertriebenem Patriotismus Schaden zugesügt hätten. Aber seine glänzenden Gewinne machte er, besonders in letzter Zeit, im Börsenspiele. Es war wirklich merkwürdig, aber es traf fast regelmäßig ein, daß, wenn er auf Baisse spekulirte, die Papiere alsbald sanken, als ob sie die Tarantel gestochen hätte. So oft er es aber mit der Hauffe hielt, stieg wieder richtig Alles in die Höhe, als ob es nur auf sein Kommando gewartet hätte. Kannte er vielleicht alle Geheimnisse der europäischen Politik? Hörte er das Gras zukünftiger Ereignisse wachsen, oder stand er mit der launigen Fortuna selbst, wenn nicht gar mit dem Gottseibeins im Bunde?

Nichts von alledem; er hatte eben nur seine guten Verbindungen.

Ein weit weniger wechselvolles Leben als der Banquier hatte Freund Aaron Weitzleben hinter sich, da ihm schon an seiner Wiege ein gewisser Wohlstand gelächelt, der ihn vom Handel dispensirt und einer gelehrten Carrière zugeführt hatte. Da man schon, als er noch Knabe war, wenn er sich in irgend einer Sache auf's Leugnen legte, um alles in der Welt nicht die Wahrheit aus ihm herausbringen konnte, so hatte ihn sein Vater frühzeitig für das Studium der Jurisprudenz bestimmt. Wenn man einen Fisch, den man bereits im Netz gehabt, wieder in sein feuchtes Element zurückwirft, so wird er kaum lustiger plätschernd in die geliebten Fluthen tauchen, als sich Aaron Weitzleben in das wie für ihn geschaffene *corpus juris* einwühlte. In einem Staate, wo die Advokatur freigegeben und jener *circus fallax*, wie Horatius als officiöser Poet die Oeffentlichkeit titulirt, auch den Gerichten geöffnet gewesen wäre, würde er jedenfalls ein enormes Glück gemacht und auf der Arena klassischer Vertheidigung ein unüberwindlicher Zungenfechter geworden sein. Selbst die sieben Todsünden sammt allen ihren diversen Spielarten hätten sich getrost unter seine Klientel begeben dürfen, er hätte sie weiß gewaschen wie Schnee vor Gott und dem Herrn Staatsanwalt. Aber unter Metternich war es für einen Israeliten in Oesterreich ein böses Ding, von der juridischen Staatscarrière zu träumen. Wollte er also sein Licht nicht ganz unter den Scheffel stellen, so blieb ihm nicht viel Anderes übrig, als den damals für Juristen nicht eben ungewöhnlichen Weg zu betreten, ein Wirthschaftsrath auf der Herrschaft eines Kavaliers zu werden.

Einem Juristen, dem der schmeichelhafte Ruf vorausging, daß er in allen Rabulistereien, Kniffen und Piffen, Einwänden und Ausflüchten so reich sei wie einst Deutschland an Reichstagen, von denen schon Aeneas Sylvius schrieb, sie seien nur mit den Kaninchen zu vergleichen, weil man kaum von einem entbunden, schon mit einem andern guter Hoffnung sei, — einem solchen Tausendsassa konnte eine gute Wirthschaftsrathsstelle nicht fehlen. Kein Wunder, daß sich Graf Leichtewind-Hohenflug glücklich schätzte, unsern Aaron zu acquiriren, der mit seinen tausend Künsten im Stande war, ihm für jeden Meierhof, wenn es noth gethan hätte, das *jus civitatis* zu erwirken. Lange Zeit waren daher auch Beide mit einander von Herzen zufrieden gewesen und hatte man besonders Aaron, obwohl derselbe in keinem seiner Dienstjahre ohne namhaften Vortheil von der Bank fiel, doch nie vorwerfen können, daß er nicht das Interesse seiner Herrschaft auf das entschiedenste wahrnähme. Als aber die Summen, welche der Graf in Wien, Paris und sonstwo unter die Leute brachte, immer größer und die Schulden, die dadurch auf seinen Grundbesitz gehäuft wurden, immer drückender wurden, begann auch der Eifer des Wirthschaftsrathes zu weichen und der Gedanke immer mehr in ihm aufzuwachen, wie er wohl bei dem schließlich drohenden Schiffbruch des Vermögens seines Brodherrn den besten Theil für sich selbst bergen könnte. Durch öftere Anlehen für den Grafen mit Banquier Hirschburg schon längere Zeit bekannt und selbst befreundet geworden, hatte es dieser ebenfalls nicht an Anregungen fehlen lassen, umsomehr, als ja das „Abchlachten“ eines Kavaliere für diesen immer ein Hauptgaudium war. Es schwebte daher eben jetzt eine verhängnißvolle Krise über dem armen Grafen in der Luft.

Auch die Vorgesichte Kneipharts läßt sich ziemlich kurz fassen. Als geborenes Genie hatte er schon auf der Schule nicht viel gelernt und war dann, nachdem seine Familie einen großen Erwerbsfuss an ihm wahrzunehmen geglaubt hatte, einem Krämer überantwortet worden, um jene Wissenschaft, welcher der Gott des Handels und der Diebe als Patron vorsteht, von der Piste auf zu lernen. Nachdem ihm aber der Ladenhüterstand sehr wenig behagte, hatte er ihn frühzeitig wieder an den Nagel gehangen und war statt dessen bei einem größeren Wiener Blatte als Notizenjammler in die Lehre gegangen. In dieser Sphäre war er ganz an seinem Plage, und da er einen ungeheuren Nachahmungstrieb besaß, arbeitete er sich in ihr rasch empor, ward bald Leitartikelschreiber, Redakteur und zuletzt, Dank seiner Vorschule bei Merkur, auch Besitzer eines Journals. Als solcher aber wußte er sich in kurzer Zeit ein sehr bedeutendes Vermögen zu verschaffen; da er alle Großindustrielle der Hauptstadt und ebenfalls nicht wenige aus den Kronländern sich zinsbar zu machen und von ihnen eine reichliche Nationalsteuer mit unerbittlicher Strenge einzuheden verstand. Auch politische Kreise schröpfte er dann und wann ab, obwohl, oder vielmehr deshalb, weil er eigentlich gar keine politische Meinung hatte. Ein französischer Schriftsteller und Historiker berichtet, der Sultan in Konstantinopel habe sich ehemals den alten heiligen deutschen Reichskörper als einen wirklich verzauberten Körper mit vielen Köpfen und einem langen Schwanz vorgestellt, weshalb ihn auch beständig eine unüberwindliche Neugier getrieben habe, sich das wunderliche Thier recht in der Nähe anzusehen, eine Neugier, die sehr viel unschätzbares Christenblut gekostet hätte. Kneiphart mochte sich nun wohl von einem modern

großdeutschen Reiche eine ähnliche nebuloſe Vorſtellung gebildet haben, und weil er ſich wahrſcheinlich dachte, daß in einem ſo konfuſen Staatengebilde ſich recht viel im Trüben fiſchen laſſen dürfte, ſchwärmte er dafür und erfreute durch dieſe Schwärmerei den guten Grafen Paardorf mit ſeinem eingefrorenen Traum nicht wenig. Im Allgemeinen aber waren ihm die politiſchen Geſchäfte Nebenſache, über Alles ſtand ihm die — Induſtrie.

Eben drehte ſich Gohn Hirschburg mit ſolcher Behebenz auf ſeinem Fautenil hin und her, daß er um ein Haar ganz von ihm heruntergeruſcht wäre, dann rief er mit ſeiner ziemlich ſchneidenden Stimme ſeinen beiden Gäſten zu:

„Alſo, wie geſagt, dem Grafen Leichtewind-Hohenflug iſt nicht mehr zu helfen, hat er ſich's nur doch ſelbſt zuzuschreiben, daß das Malheur über ihn kommen wird wie ein gewappneter Mann. Wir werden ſchon ein gnädiges Ende mit dem gnädigen Herrn machen müſſen.“

Die unheimlich ſchwarzen Augen des Wirthſchaftsrathes winkten unter der goldenen Brille hervor dieſen Worten einen ungeheuchelten Beifall zu. Wieland, der den menſchlichen Geiſt einmal den — Deus in nobis! nennt, würde ſich gewundert haben, was für ein Deus aus dieſen Augen hervorbligte, die ſo evident mit den Peccata mundi liebäugelten. Uebrigens war Aaron Weitzleben viel zu ſehr in machiavelliſche Fuchspelze eingewickelt, um ſeiner offenen Beſtimmung im Herzen einen ebenſo unbedingten Ausdruck in Worten zu geben. Er warf vielmehr behutſam ein:

„Aber freilich, die Herrſchaft Sternburg iſt gut und gern auch heute noch ihre zwei Millionen Gulden werth.“

Rechnen wir also davon die eine Million Schulden, die darauf lastet, ab, so ist der Graf eigentlich noch immer nicht schlecht situiert."

Der Vanquier, dessen excentrische Natur keine Einreden vertragen konnte, wirbelte wie eine Quecksilbersäule empor und rief in hohem Grade ereifert aus: „Was reden Sie da für dummes Zeug, wo Sie doch sonst ein so geschiedter Mann sind, Herr Wirthschaftsrath! Wenn es sich nicht um eine Million handelte, möchte ich wohl kaum die Finger in ein Geschäft stecken, wie dieses da, wo man den Gewinn nicht von heute auf morgen in der Tasche hat. Weiß etwa der Herr Graf, was sein Besitz werth ist? Sind Sie nicht sein Wirthschaftsrath, dem er Alles in die Hand gelegt hat, und ist der Herr Doktor Kneiphart nicht etwa da mit seiner Zeitung, um zu bewirken, daß das Gut Sternburg in gegebener Frist gerade auf's Haar nicht mehr werth ist, als ich es für gut finde?"

„Vorausgesetzt," unterbrach ihn der noch immer auf dem Sopha mit beiden Beinen wundersam balancirende Kneiphart, „daß die Million in drei Theile geht."

Wäre eine Bombe durch die Decke mitten in die Stube hineingefallen, Hirschburg hätte nicht entsetzter aufschrecken können, als über diese ihm sehr exorbitant vorkommende Bedingung Kneipharts.

„Doktor Kneiphart," stöhnte er auf, indem er dabei seinen vordem hochfahrenden Ton beinahe auf Wehmuth herabstimmte, „machen Sie doch Ihrem Namen nicht gar zu viel Ehre. Sie sind wirklich hart wie englischer Stahl und kneipen arme Geschäftsleute wie ein rabbiat gewordener Seekrebs. Was soll das heißen, eine Million in drei Theile? Wird's denn nicht auch ein nettes Fünftelchen

thun? Doktorchen, Herzensdoktorchen, lassen Sie doch mit sich reden! Sie sind schon ein sehr reicher Mann, und ich bin ein Familienvater, habe fünf Kinder zu ernähren und dazu drücken mich Tag und Nacht schwere Sorgen in meinem Geschäft. Machen Sie doch einen armen Mann nicht unglücklich mit ihrer Drittmillion! Seien Sie gerecht, sein Sie nobel, sein Sie generös, und wir werden noch manches brillantes Geschäftchen mit einander abmachen! Hören Sie, Doktorchen?"

Der arme Vanquier flehte aber vergeblich. Nichts glich der unerschütterlichen Ruhe, mit der ihn der grausame Zeitungsmanu anhörte, um ihm schließlich mit einer Art von impertinentem Wohlwollen zu erwidern: „Sparen Sie sich den Athem, lieber Hirschburg, das Deklamiren in der Herbstluft erzeugt Lungenkatarrhe. Lesen Sie nicht die Todtenlisten in meinem Blatte, wo die Zahl der an Tuberkulose Verstorbenen jetzt in gräulicher Zunahme begriffen ist? Wenn Sie sich ihre Lebhaftigkeit und das überflüssige Sprechen nicht abgewöhnen, sehe ich es kommen, daß eines schönen Tages auch Ihr werther Name . . .“

„Hören Sie auf!“ stöhnte Hirschburg, der einen außerordentlichen Abscheu davor empfand, an Krankheit und Tod erinnert zu werden.

„Also schön,“ fuhr Kneiphart mit malitiösem Phlegma fort, „merken Sie sich nur noch das Gine. Wenn ich ein Mal A gesagt habe, so machen Sie mir nie ein G daraus. Wie Sie's mit dem Herrn Veitsleben halten wollen, geht mich nichts an; aber, was mich betrifft, so verlange ich ein volles, gerechtes Drittel von der gemeinsamen Beute. Wenn nicht, — nun, Sie kennen mich!“

„Meine Herren,“ fiel jetzt der diplomatische Wirth-

schaftsrath begütigend ein, „verkaufen wir das Fell nicht früher, als bis wir den Bären erlegt haben. Noch sind genug Schwierigkeiten zu überwinden . . .“

„Was da, Schwierigkeiten,“ polterte Hirschburg, neuen Muth fassend, heraus. „Sie überliefern uns das Interesse Ihres Herrn und in spätestens einem Jahre ist die Sache abgethan. Wir wollen Sternburg und Alles, was darum und daran hängt, schon entwerthen, daß aller Welt die Lust vergehen soll, uns in's Gehege zu kommen. Die Sache ist einfach, wie ein offen gehaltener Sack! Da werden Sie morgen in unseres lieben Doktor großem Journal lesen, wie plötzlich ein entsetzliches Sterben unter die Hasen und Rebhühner in den Revieren von Sternburg gekommen ist. Ein paar Tage später wird in dem vielgelesenen Blatte wieder ein Bericht sein von dem grausigen Wassermangel, der in dortiger Gegend herrscht. Dann werden wir wieder lesen, wie die Unsicherheit so groß ist in dem geplagten Landstrich. Wird dann ferner vermeldet werden, daß die bössartigen Käfer in die Sternburg'schen Forsten eingefallen sind, die alle Bäume annagen, daß sie abgeholzt werden müssen wie Spreu vor dem Wind, ohne daß das Holz nur noch den Transport werth ist. Werden wir weiterhin eine verpöngte Heuschreckenwolke in die zwei Mal vom Hagel getroffene Ernte commandiren und so weiter und so weiter. Endlich aber werde ich selbst kommen, nachdem ich alle Hypotheken und Wechsel auf den gnädigen Herrn in meiner Hand vereinigt habe und ihm den Prozeß machen. Geld wird er bei keinem unserer Geschäftsfreunde mehr kriegen, denn diese werden schon wissen, was die Glocke geschlagen hat, sobald ich alle Forderungen gegen den Grafen an mich gebracht habe. Dann wird es lustig an die erste, zweite

und dritte exekutive Feilbietung gehen, und bei der dritten wird die Herrschaft Sternburg uns zufallen, wie ein reifer Apfel in die Schürze eines Bauernmädchens. Alsdann wird unser Doktor wieder fleißig Originalberichte darüber bringen, wie sich Alles so schön ameliorirt auf Sternburg, wie dort eitel Weizenboden, die Wälder voll von Wild, die Teiche voller Fische, die Luft voller Gesundheit und gebratenen Tauben, mit einem Worte, wie das ein Landstrich ist, wo Milch und Honig träuft, so daß wir die Herrschaft, wenn wir sonst wollen, schon auf's andere Jahr wieder verkaufen können zu ihrem vollen, wahren Werth."

Der wackere Hirschburg war ganz in Begeisterung gerathen, als er diesen Feldzugsplan unter fortwährendem Gestikuliren und Hin- und Herrutschen in einem Fluße vorgetragen hatte. Jetzt hielt er endlich inne und stärkte seine geläufige Zunge wieder durch einen tüchtigen Zug Rheinwein.

"Also jeder ein aufrichtiges Drittel, sobald die Sache erledigt ist," hob der Wirthschaftsrath wieder an.

"Ja, ein aufrichtiges, hübsches Drittel, Hirschburgchen!" fügte Kneiphart hinzu. "Nacht's kurz und wir sind heute fertig, so daß der Feldzug schon morgen in aller Gloria beginnen kann."

Der arme Cohn biß sich schmerzlich auf die Lippen, schnitt ein Gesicht, als ob ihm die Hühner das Brod genommen hätten, und sagte dann unter einem tiefen Seufzer:

"S' gibt keine Freundschaft mehr auf der weiten Welt! Also soll es sein, wie Ihr wollt, meine Herren, aber ich mache wahrhaftig dabei ein spottschlechtes Geschäft!"



Viertes Kapitel.

Die weiteren Geheimnisse des Medirirstäbchens.

Motto: „Man gewöhnt sich in der ‚guten Gesellschaft‘ an Alles; selbst an das Lächerlichste, Erbärmlichste, Platteste des Geistes — an Mangel und Mißbrauch des Verstandes — an die häßlichsten Gesichter, die widrigsten Fehler des Körpers, man bemerkt diese Gebrechen am Ende kaum mehr; aber noch nie hat man sich an die Energie eines Mannes gewöhnt, oder sie erträglich gefunden, der sich in Thaten und Worten immer als ein Mann zeigt, — der durch Thun und Betragen die Schwäche, Schlechtigkeit, Erbärmlichkeit und Dummheit der so Gebrechlichen in ein zu grelles Licht setzt.

Friedrich Max von Klinger.

Ich haß' ihn, weil er von den Christen ist,
Wenn ich ihm Mal die Hüfte rühren kann,
So thu' ich meinem alten Grosse gütlich!
Er haßt mein heilig Volk, und schilt selbst da,
Wo alle Kaufmannschaft zusammenkommt,
Mich, „mein Geschäft und „rechtlichen Gewinn“,
Den er mir Wucher nennt. — Verflucht mein Stamm,
Wenn ich ihm je vergehe.

Schylot in Shakespeares „Kaufmann von Venedig.“

Sobald Hirschburg diese Worte mit einer Resignation gesprochen, die einem Heiligen wohl angestanden haben würde, schnellte er von seinem Sessel auf und fuhr sich zur Abwechslung ein paar Mal mit seinen dürrern Fingern durch

den anscheinend vor dem Kamme ziemlich jungfräulich gebliebenen Urwald seiner natürlichen Negerperücke.

Seine beiden Geschäftsfreunde verstanden diesen Wink, sie erinnerten sich, daß für einen Banquier die Zeit noch in weit erhöhterem Grade Geld ist, als für andere Menschenkinder. Zunächst erhob sich der Herr Wirtschaftsrath und trat vor den kleinen länglichen Spiegel des Zimmers hin, um seiner rebellisch gewordenen goldenen Brille, die auf seinem Nasenboche in der Hitze der Unterhandlung einige Courbetten gemacht hatte und jetzt dort wie etwa ein läderlicher Straßenjunge auf dem Höcker eines Kameels saß, wieder eine sittsame Stellung anzuweisen. Schwerer wurde es dem edlen Aneiphart, seine so bequeme Position auf dem Sopha aufzugeben. Ein General, der eine taktisch wundervolle Stellung eingenommen, kann, plötzlich vom Feinde umgangen, nicht mit grimmigerer Miene den verhassten Rückzug antreten, als dieser industriöse Journalist seine über die Lehne gleich Vorposten vorgeschobenen Beine jetzt an sich zog, um sie aus ihrer idealen Schwebestellung wieder in Berührung mit dem vulgären Boden zu bringen. Nichtsdestoweniger führte er dieses Manoeuvre mit so großer Geschicklichkeit aus, daß er dabei durch den etwas schleunig vorgenommenen Flankenmarsch seines linken Stiefels nur ein einziges Glas auf dem vor ihm stehenden Tische umwarf und die Flasche, in der sich noch ein hübscher Rest Liebfrauenmilch befand, verschonte, obwohl Hirschburg bereits ihren Umsturz voraussehend, beide Hände aus weiter Distance zur Rettung nach ihr ausgestreckt hatte. Als er aber erst auf beiden Füßen stand, reckte und streckte er sich wie ein behäbig fagenbuckelnder Kater und meinte unterdeß:

„Da das Geschäft besprochen, und wie ich denke aller-

seits wenigstens das heutige Frühstück ehrlich verdient worden, so können wir unsere Session wohl für geschlossen erklären und nunmehr ein Jeder an seine eigenen Verrichtungen gehen.“

Damit griff er nach seinem auffallend hohen Cylinderhut, stülpte ihn noch in der Stube auf sein gentiles Haupt und empfahl sich dann sans façon mit einem kurz herausgestoßenen: „Servus!“

Auch der Wirthschaftsrath, der mittlerweile seine Toilette zierlich vollendet, griff jetzt nach Hut und Stock und verabschiedete sich dann, als Mann von Welt, in höflich abgemessener Weise von dem Banquier.

Sobald Hirschburg allein war, athmete er tief auf und warf sich sogleich wieder in seinen seufzenden Fauteuil; er zog seine goldene Uhr, auch ein Andenken an Galizien, aus der Westentasche und murmelte dann halbblaut vor sich:

„War schon wirklich die höchste Zeit, daß die Herren ihrer Wege gingen. Hat mir doch die ganze Geschichte länger als eine Stunde gedauert und habe ich doch meine Zeit nicht gestohlen, um sie Geschäften zu widmen von so langer Hand. Es ist jetzt zehn Uhr vorüber. Gott, wie die Tage so schnellfüßig an Einem vorüberhuschen! Da muß ja jetzt gleich ein Besuch kommen, bei dem freilich der Beutel nichts verdient, wo aber sicherlich etwas abfällt für's Herz. Das Herz will auch alle Jubeljahre einmal sein Recht haben, ist das Leben doch so kurz, wie ein Wechsel auf schmale Frist, und quält sich der Mensch doch genug, um auch einmal naschen zu dürfen von den Früchten, die gewöhnlich nur wachsen für die großen Herren. Und sie ist hübsch wie ein Tag im Paradiese und dazu noch ein weißes Täubchen in dieser bösen Welt!“

Bei diesen Worten verzog sich der Mund des Banquiers zu einem unheimlich lüsternden Lächeln. Geseit gegen jede Anwendung von „moralischer Koll“, wie einmal ein geistvoller Spötter das Gewissen im Hinblick auf manche nur sehr sporadisch davon befallene Leute genannt hat, war er stets so glücklich, ebenso mit Leidenschaft zu rechnen, als seinen Leidenschaften Rechnung zu tragen.

„Und,“ fuhr er dann weiter seelenvergnügt in seinen moralischen Frühstücksbetrachtungen fort, „sie ist etwas ganz Appartees, ein Kind aus guter Familie, von altem polnischen Geschlecht. Arm freilich, aber superfeines junges Blut, und ich habe immer Glück, wenn es sich handelt um polnische Waare. Ha, ha, ha, ha! Wenn ich daran denke, wie mich die Herren mit den klirrenden Sporen oft so schlecht traktirten! Da war ich ihnen ein Mauschel, ein Lumpenjud! Aber die Zeit vergeht und die Leute ändern sich auch. Jetzt macht der Geschimpfte die lieben Herren, vor denen er sich so tief verbiegen mußte, zu Lumpen und Bettelvolk, daß sie zuletzt jedem aus der Hand fressen wie verhungerte Sperlinge in der Winterzeit. Arm wie Hiob soll sie werden die ganze Noblesse, und ihre Kinder sollen noch einst die Schuhe wischen unseren Kindern und Kindeskindern!“

Jetzt klopfte es kurz und nicht zu laut an die Thür.

„Herein!“ schnarrte Hirschburg, verdrießlich darüber, in so angenehmem Ideenfluge unterbrochen zu werden.

Die Thür, die in das Comptoir führte, öffnete sich halb und halb und einer der dort beschäftigten Commis erschien an der Schwelle des Medirirstübchens.

„Was gibt's?“ fuhr ihn sogleich der Banquier an.

„Eine Dame“ — stotterte der Commis.

„Was heißt, eine Dame! Wer ist sie, was will sie, hat sie dir ihre Karte gegeben, Moses?“

Moses reichte seinem Herrn auf diese Interpellation eine Karte mit adeligem Wappen und der Aufschrift: „Wanda Kolożienka“ hin.

Raum hatte Hirschburg diese Aufschrift mit einem Blick überflogen, als jeder Grimm über die Störung von seinem Gesichte wich. Wie wenn ein lustiger Regenbogen über einen schmutzig-grauen Herbsthimmel leuchtet, so freundlich grinste und farbenspielte es in seinen Zügen.

„Laß nur das Fräulein gleich herein, Moses!“ rief er diesem mit rasch wohlgelaunter Stimme zu, „sie hat mit mir allein zu sprechen. Sorge auch dafür, daß ich nicht weiter gestört werde, so lange sie bei mir ist. Hast Du verstanden?“

Der Commis nickte und trat ab.

Wenige Sekunden später schwebte eine tief verschleierte weibliche Gestalt in das Meditirstübchen.

Mit einem bedeutamen Kopfschütteln machte Moses hinter ihr die Comptoirthüre wieder zu.

Die Polin, an solche tête-à-tête's offenbar nicht gewöhnt, stand dem Vanquier mit jungfräulichem Zagen gegenüber. Ein schüchternes Schwankeu und Beben zitterte durch ihr ganzes Wesen. So zittert die Rose auf den Gefilden Campaniens, wenn sie zum erstenmal den unheimlichen Gluthauch des von Afrika herüberwehenden Scirocco spürt.

„Sie sind mir willkommen, gnädiges Fräulein,“ grinste mit wetterleuchtender Freundlichkeit der einstige „Jude für Alles.“ „Ich habe die Polen immer geliebt und besonders die schönen Polinnen verehrt. Lassen Sie Muth und Ver-

trauen zu mir und belieben Sie Platz zu nehmen auf dem Sopha."

Bögernd folgte die so artig begrüßte Dame dieser Einladung und begann dann, nachdem sie den Schleier zurückgeschlagen, einen Blick, in dem Angst und vague Hoffnung mit einander stritten, auf den Geldmann zu werfen.

Dieser schien gerade an einem solchen Blick ein ungewöhnliches Gefallen zu empfinden, denn sein Auge haftete durstig an ihren feinen Zügen.

Wanda Koloźienka hatte ein polnisches Madonnen-gesichtchen. Das graziöse Oval ihres Köpfchens, die tiefdunkeln Augen mit dem fast schwärmerischen Ausdruck, der Korallenrand des kleinen Mundes, der zarte Teint der feinen Sammethaut, Alles das verlieh ihr einen Reiz, den die schlanke, beinahe junonische Gestalt nur noch erhöhen konnte.

"Sie haben also richtig meinen Brief erhalten," begann der Chylok des österreichischen Adels das Gespräch, "und Sie sind gekommen, das ist recht. Sie haben wohl gethan, Vertrauen zu haben zu einem großen Kunstfreund."

Wanda schlug die Augen nieder und sprach dann mit zitternder Stimme:

"Und Sie wollten mir wirklich den Pfad zum Tempel der Kunst eröffnen, nachdem ich bereits alle Hoffnung aufgegeben?"

"Hat man mir es doch noch zur rechten Zeit hinterbracht," entgegnete Hirschburg. "Weiß Alles, Alles. Eine Waise, die durch den Tod ihres verschwenderischen Onkels um Alles gekommen, so daß sie nicht mehr den kostbaren Musikunterricht fortsetzen kann. Aber es ist viel Talent,

ja glänzendes Talent vorhanden. Vielleicht noch ein halbes Jahr, und Sie würden eine zweite Jenny Lind geworden sein.“

„O Sie beschämen mich.“

„Nichts da geschämt, weiß ich doch, was ich weiß. Aber es fehlt das Geld, das bitterböse Geld zum Unterrecht, ja zum Leben gerade für dies letzte halbe Jahr.“

„Und ein armes, hilfloses Mädchen sieht sich so um alle ihre Hoffnungen für die Zukunft betrogen,“ seufzte das reizende Kind.

„Seufzen Sie nicht, wer sagt, daß Sie ohne Zukunft? Ich will Ihr Prophet sein, ohne zu schmeicheln, wenn ich sage, Sie werden noch einst in stolzem Palaste wohnen und in Equipage fahren, wenn Sie erst eine große Sängerin geworden sind.“

Blicke der Hoffnung zuckten aus den Augen des Mädchens und das Schlängelchen ihrer Lippen rollte sich zu einem halb gläubigen, halb ungläubigen aber so anmuthigen Lächeln auf, daß Hirschburg darüber förmlich in verliebte Verzweiflung gerieth.

„Ja, Sie werden ein Stern der Kunst sein, ich weiß es, hat es mir doch der Professor selbst gesagt. Und Sie werden zu Allem, was Sie brauchen, das nöthige Geld haben.“

„Ha, welcher edle Wohlthäter!“ rief die Polin.

„Ja, Sie werden Alles, was Sie brauchen, haben, um eine Sonntags- und Jenny Lind in einer Person zu werden.“

„Und wer“

„Wer Ihnen dazu das Geld vorstrecken wird?“

„Ich habe nichts, was ich als Pfand geben könnte....“

„Mehr als Sie denken!“

Das Mädchen erröthete bei diesem Worte, ohne seinen ganzen Sinn zu errathen, sehr lebhaft. Auch der Vogel, der, von ihrem Zauberblick geblendet, in den offenen Rachen der Klapperschlange fliegt, erzittert ja.

„Sie haben eine Stimme, die Ihnen einst Gold über Gold eintragen wird, daß Sie im Stande sein werden, Alles, was ich Ihnen vorschieße, abzuzahlen.“

„Wie, Sie würden mir auf mein ehrliches Gesicht hin die bedeutende Summe vorstrecken, Sie edelmüthiger Mann?“

„Was heißt ehrlich,“ entgegnete der Banquier, „in unserer bösen Zeit ist ehrlich ein nicht eskomptirbares Wort. Aber wenn Sie sagen würden, auf Ihr schönes Gesicht, würden Sie gesagt haben die Wahrheit. Und ich will Ihnen leihen, Alles, was Sie brauchen, ohne Zins.“

„Ohne Zins!“ wiederholte Wanda mechanisch, immer mehr von einem ihr selbst unerklärlichen Grauen befallen.

„Aber unter einer Bedingung“

„Also doch eine Bedingung?“

„Nur eine einzige“

„Und sie wäre?“

„Ich werde kein böser Mahner sein, aber an dem Tage, bevor Sie das erstemal auf der Bühne auftreten werden, am Vorabende Ihres ersten Erfolges, werde ich kommen und Sie bitten, mir einen Wunsch zu erfüllen . . .“

„Und was werden Sie wünschen?“

„Alles, was ich will, nichts mehr, nichts weniger, aber nur eine einzige Sache. Einmal ist keinmal“

Bornig sprang jetzt die Polin auf.

„Und deshalb,“ rief sie mit hochauflammendem Ge-

sicht, „haben Sie mich brieflich hieher beschieden, als ein Freund der Kunst, der mich der Kunst erhalten wollte? Glender, wen glauben Sie vor sich zu haben?“

Ein teuflisches Lächeln zuckte jetzt um die ohnehin unschönen Züge Hirschburgs, als er erwiderte:

„Wen ich vor mir habe? Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie es nicht wissen sollten. Ich habe vor mir eine arme Kreatur, der man morgen das Hemd vom Leibe pfänden, die ihr Hauswirth morgen auf die Straße werfen wird, wo sie liegen bleiben wird in Elend und Schmutz, wenn ihr nicht der Kunstfreund hilft.“

Wanda verhüllte bei diesen Worten mit beiden Händen ihr Gesicht, ein dumpfer Schrei namenlosen Weh's rang sich ihrem Busen los.

„Ich gebe fünf Minuten zur Entscheidung Zeit,“ meinte kalt der Banquier. „In fünf Minuten werde ich wissen, ob Sie einmal eine große Dame in der Kunst, oder eine Bettlerin für Alle sein werden.“

„Gnade!“ rief Wanda, vor Hirschburg auf die Knie sinkend.

„Was heißt Gnade!“ erwiderte dieser. „Ist etwa Gnade ein Wechsel, den man mit Liebe einlöst? Ist Gnade vielleicht ein Ding, wofür mir Jemand auch nur einen Silberzwanziger gibt in unserer papierenen Zeit? Haben Gnade etwa die gnädigen Herren, die den armen Geschäftsmann schimpfen und höhnen, wenn sie nicht gerade Geld von ihm borgen? Gnade ist ein Schall so hohl und leer wie alle die schönen nichts sagenden Titel der Gnädigen dieser Welt! Es sind jetzt noch zwei Minuten . . .“

„Barmherzigkeit!“ seufzte krampfhaft das verlassene Kind einer einst mächtigen Familie.

„Was heißt Barmherzigkeit!“ höhnte Hirschburg weiter. „Jeder erbarmt sich heute nur noch über sich selbst. Das Geschäft über Alles und dann, ja dann ein wenig das Vergnügen. Uebrigens Güte für Güte. Mich wandelt die Lust an, die Liebe einer Dame kennen zu lernen, vor der einst Grafen und Barone in Hülle und Fülle zu Füßen liegen werden, wenn sie erst eine große Künstlerin geworden ist mit meinem Gelde . . . Es ist jetzt noch gerade eine Minute.“

Krampfhaft zuckte das schöne Gesicht der Polin. Glend hier, Glend da, eine entsetzliche Perspektive lag vor ihrer Seele. Dazu trat auch der geheimnißvolle Dämon der Kunst an sie heran und flüsterte ihr zu: „Rette Dich mir, ich werde Dich für Alles entschädigen, ja, für Alles.“ Dem armen Mädchen stimmerte es vor den Augen. Da zitterte ein süßes Bild durch ihr Herz.

„O meine selige Mutter!“ rief sie mit unendlichem Schmerz.

War das der letzte Aufschrei ihres guten Engels?

Hirschburg ließ sich das Alles nicht anfechten, ihm war diese ganze Scene nur ein pikanter Theatercoup, wie er ihn gerne sah. Die Auster schmeckte nicht halb so gut, wenn sie nicht eine so harte Schale hätte.

„Hätte Ihnen,“ sprach er mit einer Stimme, die wohlmeinend sein sollte, aber diabolisch war, „Ihre selige Frau Mutter ein Vermögen hinterlassen, so brauchten Sie jetzt nicht unnütz vor mir zu knien. Die Todten sind todt; aber das Leben verlangt Geld, grausam viel Geld. Geld ist auch Ehre, aber Bettelarmuth ist immer Schande, besonders wenn bettelarm ein Mädchen, das jung und schön ist. — Die letzte Minute ist nun vorüber. Haben Sie Ihre Ent-

scheidung getroffen? Wollen Sie meinen einzigen Wunsch erfüllen?"

Das war kein schmerzliches Stöhnen mehr, das war das Röcheln einer Sterbenden, als Wanda das schreckliche kleine Wort hervorstieß: „Ja!“

Alle Dichter der Welt haben die Musik besungen. Shakespeare nennt sie „der Liebe Nahrung.“ Schubert sagt von ihr, daß sie „die Minneseligkeiten,“ „den stumm gewordenen Schmerz“ und „die gottbesflügelte Andacht“ ausstöße, und Wieland ruft: „Ist es nicht die Musik, die durch's Ohr unserem inneren Sinn eine viel schärfere, und selbst die Wirkung, die das Licht, die Farben und das Hellbunte auf unser Auge macht, an Deutlichkeit und Energie übertreffende Anschauung von dieser, aus unendlich vielfachen Tönen, Stimmen und Akkorden durch den Geist der Ordnung und Liebe zusammengesetzten Symphonie des Weltalls gibt?“

Und doch war dem Vanquier Hirschburg die schneidende Dissonanz eines geknickten Daseins, war das „Ja“ Wanda's auch Musik, ja, die schönste Musik, die er in seinem ganzen Leben je gehört. Es ist wahrhaftig gut, daß der berühmte Königsberger Philosoph unserer Tage, Karl Rosenkranz, eine „Ästhetik des Häßlichen“ geschrieben hat.

Das Herz des Vanquiers lachte hell auf vor Freude, als die schöne Polin schon keine Thräne mehr für ihren Schmerz hatte. Welch' einen Triumph wähnte er gefeiert zu haben! Und welche langgezogene Hoffnungssymphonie lachte nunmehr seiner satanischen Lüsterheit. Was ist ein Genuß, den man sogleich vom Schaumbecher der Freude ab nippt? Aber sich eine Freude gleichsam erziehen, wie ein

Gourmand sich eine Gans mit besonderer Rücksicht auf die kopiose Entwicklung der Leber mästet, das ist die Persiflie des Genußes, die der Teufel, sit libera venia verbo, nur seinen liebsten Lieblingkindern gestattet.

„Bravo,“ rief der wackere „Kunstfreund“ aus. „Bravo, das nenne ich mir doch eine vernünftige Entscheidung. Nun setzen Sie sich nur wieder auf's Sopha, liebes Fräulein, damit wir gleich das Geschäftliche dieser Angelegenheit zu ordnen vermögen.“

Wanda war es auf einmal, als sei sie aus einem entsetzlichen Traume erwacht. Sie fuhr mit ihrer kleinen Hand nach der zartgewölbten Stirn, die noch nie so sehr im Teint weißer Grabesrosen geschimmert hatte, als wie in diesem Augenblicke.

Aber das Entscheidungswort war nun gesprochen, eine dumpfe Abspannung trat daher an die vorhergegangene tödtliche Aufregung. Nur daß jetzt nochmals, aber ganz wie in weiter nebelhafter Ferne das Bild ihrer seligen Mutter an ihrer Seele vorüberzog. Die Züge der Verbliebenen schien ein schmerzliches Lächeln zu beleben, und doch lag selbst in diesem Ausdruck etwas wie ein leiser Trost. Es gibt ja fast immer milde Genien, die auf Geistesflügeln in das menschliche Glend irgend einen Balsam zu träufeln wissen, wenn dieser Balsam auch oft nur schattenhafter Natur ist. Doch, ist nicht das ganze Leben bloß ein flüchtiges, farbenüberlogenes Schattenpiel?

Wanda erhob sich.

Wie so der Schleier wie von unsichtbarer Hand gezogen, halb und halb jetzt wieder über ihre todtensblaffen Züge fiel, und ihre Gestalt in jener edlen Beugung erschien, wie sie die Künstler des Alterthums an schmerzgetroffenen Halb-

göttinnen so wunderbar schön darzustellen wußten, gleich sie fast einer Niobe.

Sie sankte dem Sopha zu und ließ sich tief ermattet darauf nieder.

Hirschburg aber ging jetzt auf ein kleines Stehpultchen, das im Hintergrunde des Zimmers an der Wand stand, zu und schloß es auf. In diesem Pultchen lagen viele Pakete Banknoten, dazu Silber- und Goldrollen, und doch war es nicht die eigentliche Kasse, sondern nur das Depositum für den geheimen Gebrauch, der in den Geschäftsbüchern, die im Komptoir lagen, nicht vorgemerkt und protokolliert wurde.

Der Banquier nahm zwei Paketchen Einguldennoten, ein jedes zu hundert Stück heraus, schloß dann wieder zu und schritt damit auf die Polin zu.

„Hier,“ sprach er, indem er die beiden Paketchen vor sie auf den Tisch legte, „ist die erste Monatsrate. Sie werden Alles verbrauchen, denn ich will, daß Sie in jeder Beziehung anständig leben sollen. An jedem Ersten werde ich Ihnen meinen persönlichen Besuch abstatten, um Ihnen selbst das Nöthige zu überbringen. Sie werden mir dann irgend eine Piece vorsingen, die mich von Ihren musikalischen Fortschritten überzeugt. In einem halben Jahre sind Sie, nach dem Ausspruch einer Musikautorität, wahrscheinlich schon fähig, zum ersten Male mit Glanz auf der Bühne aufzutreten. Bis dahin gestatte ich Ihnen nur, sich in höchstens drei Konzerten öffentlich zu produziren, um sich an den Vortrag vor einem größeren Publikum zu gewöhnen. Ich will, daß Sie glänzen, daß Sie eine große Berühmtheit werden sollen, und werde, damit Sie dies um so leichter werden, auch sonst kein Opfer scheuen. Was ich

sonst will, wissen Sie bereits und haben mir Ihr Jawort darauf gegeben. Der Pakt ist also geschlossen und ich hoffe, er wird zu beiderseitiger Zufriedenheit gereichen.“

Ob ihn Wanda verstand, als er dies sprach?

Wohl war ihr Auge offen, ja nicht einmal gesenkt, aber sie befand sich in einem solchen Zustand der Erstarrung, daß sie kaum die Worte ihres neuen Mäcenas vernahm, geschweige denn ihren Sinn in sich aufnahm.

Erst als ihr Hirschburg die zweihundert Gulden in die Hand drückte, kam sie wieder zu sich.

Eine tiefe Schamröthe überfluthete ihr liebliches Gesicht. Mein Gott, sie war nicht aus jenem Stoff gemacht, aus dem sich Magdalenen mit Leichtigkeit schnitzen lassen.

Noch immer halb betäubt erhob sie sich und schwanfte, ohne eines Wortes mächtig zu sein, zur Thür hinaus.

Der Mäcen sah ihr lächelnd nach, indem er mit dem Behagen eines Fischers, der, sicherer Beute gewiß, eben ein Netz ausgeworfen, vor sich hinemurmelte:

„Das Kindchen ist noch sehr frisch, aber das wird sich mit der Zeit schon machen. Es ist doch wunderhübsch, wenn man an einer schönen jungen Rose, die erst aufgeknoipst ist, zuerst riechen darf.“

Ghe er sich aber noch weiteren Betrachtungen hinzugeben vermochte, erschien Moses, dessen Klopfen an der Thür der glückliche Fischfänger diesmal überhört hatte, schon wieder an der Schwelle.

„Was ist los!“ fuhr Cohn auf.

„Ein Herr . . .“

„Ach, der Teufel ist ein Herr, weißt Du nicht, daß Du mir immer gleich die Namen der Besuche nennen sollst?“

„Es ist der Professor Rauchfang.“

„Ah so, den laß mir ein. Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt, Moses?“

Moses zog seinen Kopf wieder aus der Thür zurück, vorsichtig und geräuschlos, wie ein Fuchs ihn etwa aus der Schlinge ziehen würde. Gleich darauf trat der Professor Rauchfang zu Hirschburg ein.

Professor Rauchfang gehörte zu jenen Erscheinungen der Wiener Gesellschaft, die auf den ersten Blick wie die wohlgenährte Tugend aussehen.

Der Professor war in der That ein sehr wohlgenährter Herr. Sein graues Haar war nach der neuesten Mode frisirt, sein etwas dickes Gesicht hatte nur einige wenige gelehrte Anstaltzfalten, seine Augen einen geziert bieder-männlich-gutmüthigen Ausdruck.

„Was verschafft mir die seltene Ehre Ihres Besuches?“ rief ihm Hirschburg, ihm freundlich entgegengehend, sogleich zu.

„Geschäfte, leider Gottes recht dumme Geschäfte, lieber Herr von Hirschburg.“

„Ei, Sie spaßen, wie kann ein so gelehrter Herr wie Sie nur dumme Geschäfte im Kopfe haben! Aber wollen Sie nicht Plag nehmen?“

Der Professor Rauchfang brachte herzlich gern seinen in die Breite gerathenen Corpus auf jenem Sopha unter, das dazu bestimmt zu sein schien, ein sehr diverses Publikum am heutigen Tage zu tragen.

„Ja, wie gesagt,“ hub er dann, nachdem er erst ein wenig gehüftelt, auf's Neue mit einer Miene an, in der sich eine gewisse Verlegenheit spiegelte, die bei ihm sonst ziemlich selten einzukehren pflegte, „es ist ein recht dummes Geschäft, das mich zu Ihnen führt, ich brauche nämlich Geld.“

„Geld?“ wiederholte der Banquier, indem er sofort sein Auge in das dicke Gesicht seines neuen Besuches einbohrte, als ob er seine Seele daraus stehlen und ihre geheimsten Gedanken lesen wollte.

„Ja,“ meinte der Professor, über diesen inquisitorischen Blick nicht eben erbaut, „ich befinde mich in einer momentanen Verlegenheit, bei der mir mit fünftausend Gulden schnell abgeholfen wäre.“

„Ei, ei,“ bemerkte der schlaue Geldmann, „das wundert mich. Der Herr Professor begleiten so viele Posten und Ehrenämter, daß Sie sich ja gut und gern auf jährlich zwanzigtausend Gulden stehen. Das können Sie doch unmöglich Alles ausgeben. Ich hatte im Gegentheil erst gestern daran gedacht, Sie zu ersuchen, doch an der neuen Anleihe Theil zu nehmen, damit Ihre Kapitalien nicht müßig lägen, und nun befinden Sie sich selbst in Verlegenheit? Mein Gott, wie sich das Geld doch jetzt verläuft!“

„Es ist,“ fuhr der Professor mit einer Stimme, die trotz dem, daß er sich zu beherrschen bemühte, etwas zitterig war, fort, „eben nur eine momentane Verlegenheit. Aber, Sie wissen ja, — ich habe einen Hauskauf vor, — wie man da, — es ist schon einmal so, — oft sich etwas in seinen Einnahmen verrechnet. Also, da die Geschichte mir ein bißchen über den Kopf gewachsen und ich das doch Niemand gern merken lassen möchte, brauche ich Geld. Es ist eigentlich nur so *honoris causa*.“

„Ah so,“ warf Hirschburg hin, obwohl er den gequälten Professor nicht einen Augenblick aus der Kneipzange seiner Blicke herausließ.

„Also denke ich,“ hüstelte der Mann mit den vielen

Ehrenämtern, „ich werde Ihnen einen Wechsel auf 5500 Gulden ausstellen, drei Monat Sicht.“

„Sechstausend Gulden wollen Sie sagen, Herr Professor, nicht wahr?“

„Nun, hol's der Geier, meinethwegen. Die Banquiers wollen einmal mit Dampf Geld verdienen.“

„Jedoch,“ meinte Hirschburg, seiner Sache jetzt schon sehr gewiß, „nur unter einer Bedingung.“

„Und unter welcher denn?“

„Sie haben so viele hübsche Staatspapiere im Hause.“

„Ja, in den Gesellschaftskassen, die ich verwalte . . .“

„I, Sie sind ein Spaßvogel, Herr Professor, Sie werden auch genug eigene haben.“

„Freilich wohl,“ stotterte der Gelehrte, indem er sich auf die Lippen biß.

„Also, mein Gott, in unserer Zeit kann man bei seinem Bruder nicht vorsichtig genug sein, werden Sie einstweilen für 6000 Gulden von diesen Papieren bei mir deponiren. Das Geschäft ist dadurch um so sicherer.“

„Muß das durchaus sein?“

„Es muß sein,“ wiederholte der Mann, der in Galizien Menschenkunde studirt hatte.

Auf die Stirn des Professors traten, als er von der äußerst schneidend gewordenen Stimme Hirschburgs diesen lekten verhängnißvollen Bescheid vernommen, große Schweißtropfen. Eine plötzlich erwachende lebhaftere Angst bligte aus seinen sonst so biedermännlich-gemüthlich blickenden Augen. Schauer überliefen mit schlangenhaft unheimlicher Geschwindigkeit seinen so wohl gepflegten Körper, und verzgeblich suchte seine rechte Hand ihr starkes Bittern durch ein ziemlich ungeschickt improvisirtes Spiel mit den kostbaren

Verloques, die seine schwere goldene Uhrkette zierten, zu verbergen.

Das Auge des Banquiers, daß, wie ein Vampyr an seiner Beute, so unverwandt und unabwendbar auf dem bedrängten Darlehenssucher haftete, nahm jetzt einen mehr als dämonischen Ausdruck an. Eine orientalische Sage erzählt von Zauberern, die in Menschengestalt umgehend, unglückliche Sterbliche in ihre Schlupfwinkel locken, wo sie sich dann plötzlich in Tiger oder Panther verwandeln, über ihr Opfer herfallen und sich an seinem namenlosen Schrecken weiden, bevor sie es in Stücke reißen. An diese Sage hätte man erinnert werden können, wenn man den Professor in seiner Todesangst dem Banquier gegenüber gesehen, in dessen Zügen jetzt ein Etwas lebte, das unwillkürlich an den Ausdruck wilder Thiere erinnerte.

Nach den letzten Worten Sohns war eine peinliche Pause eingetreten, die nur durch einen halb unterdrückten Seufzer Rauchfangs unterbrochen wurde.

„Was fehlt Ihnen, Herr Professor?“ fragte sogleich der sich an der Folter seines Gastes unendlich lebende Banquier.

„O nichts, gar nichts,“ erwiderte immer verlegener werdend der Gefragte; „es wird mir nur plötzlich so heiß“

„Aber die Temperatur ist sonst hier ziemlich lau.“

„Eine kleine Blutwallung . . .“

„Ah, so, — leiden Sie oft daran, Herr Professor?“

„Dann und wann, ja . . . aber, es geht immer wieder schnell vorüber.“

„Soll ich Ihnen vielleicht ein Brausepulver holen lassen?“

„O ich danke, es ist schon wieder vorbei.“

„Und wie ist's also mit unserem Geschäfte?“

„Es sind harte Bedingungen, die Sie mir auferlegen.“

„Nicht hart, aber unumstößlich.“

Noch ein tiefer Seufzer entfuhr dem Professor.

„Uebrigens,“ hob Hirschburg wieder an, „steht es Ihnen ja ganz frei, das Geld, dessen Sie bedürfen, wo anders aufzunehmen, wenn Sie glauben, daß Sie sich's unter annehmbareren Modalitäten verschaffen können.“

„Nein, das will ich nicht. Ich habe mit Ihnen einmal gesprochen, also will ich die Sache auch nur mit Ihnen abmachen.“

„Also gehen Sie auf meinen Vorschlag ein?“

„Ich werde Ihnen heute Nachmittag um 4 Uhr die Papiere bringen und den Wechsel ausstellen.“

„Schön, Herr Professor, und ich werde bis dahin das nöthige Geld in Bereitschaft halten.“

„Abgemacht!“ rief der Professor mit etwas widergewonnener guter Laune aus. Sein leichtsinniges, lebenslustiges Temperament hatte alle schlimmen Skrupel bereits wieder abgeschüttelt.

„Ich kann ja bei der nächsten Ziehung der Staatslose gewinnen,“ sprach er tröstend zu sich selbst, „und ich muß ja gewinnen, da ich hundert Promessen besitze!“

Und mit diesem Vorsatze, in der Lotterie zu gewinnen, stand der gute Mann ganz heiter vom Sopha auf. Er hatte jetzt wirklich ganz jene Contenance wieder gewonnen, die ihm die Achtung seiner Mitbürger in so hohem Grade erobert, daß sie Vereinskassen bei ihm am sichersten geborgen wähten.

Der Abschied zwischen den beiden Herren dauerte nicht

eben lange. Sobald aber Hirschburg wieder allein war, flog ein häßlich verquägtes Nücheln über sein Gesicht, indem er zu sich selbst sprach:

„Wieder ein ganz hübsches Geschäft gemacht. Der heutige Vormittag läßt sich gut an. Der wackere Professor Rauchfang wird mich genau das Geld verdienen lassen, was mich die noble Passion auf die Polin kosten wird. Und wer weiß, wie es mit den Staatspapieren wird. Ich errathe, wie die Sachen stehen. Der Mann ist abgewirthschaftet. Habe ich doch in seinen Augen gelesen, woher er das Pfand nehmen wird. Vielleicht ist es freilich das erste Mal. Dann um so besser, so wird er bald genug wiederkommen und mir ein neues Geschäftchen antragen. Er muß schon tief in der Tinte stecken. Warum leben die Leute über ihr Vermögen, wenn sie nicht so viel zu verdienen wissen, wie sie brauchen. Ist nur gut, daß der Mann bei mir angeklopft hat, da ist er an die rechte Schmiede gekommen.“

In diesem Momente aber trat, ohne vorher erst von Moses angemeldet worden zu sein, fast geräuschlos ein Mann in das Meditirstübchen, dessen Aeußeres sehr von den bisherigen Besuchern des Banquiers abstach.

„Ah, Xanthos!“ rief Hirschburg erfreut, als er ihn plötzlich, ohne ihn kommen gehört zu haben, wahrnahm, „hast Du Dich wieder eingeschlichen wie eine Waldbkaze? Was gibt's Neues, was bringst Du, bringst Du was Gutes?“

Der neue Ankömmling gab auf all' dies keine Antwort. Es war ein hochgewachsener Grieche in eleganter griechischer Nationaltracht mit einem Kopfe, der als klassi-

sches Kiephthengeficht manchem Maler ein unbezahlbares Modell gewesen sein würde.

Sein schwarzes Auge heftete sich mit einem gewissen verächtlichen Blick auf Cohn, während er ihm langsam einige Schritte näher rückte.

„Was ist Dir, lieber Xanthos?“ rief der Vanquier, über diese Haltung des Griechen keineswegs sonderlich erbaut. „Bist Du wieder einmal übler Laune, oder sticht Dich der Hafer, weil Du wieder einen besonders guten Gang gemacht?“

Der Grieche trat jetzt als einzige Antwort noch einen Schritt näher. Sein Auge warf einen vernichtenden Blick auf den eifrigen Geschäftsmann und eine große Zornrunzel, die sich jetzt auf seiner wohlgeformten Stirn wie eine Gewitterwolke zusammenzog, zeigte durchaus nichts Gutes an.

Hirschburg fühlte sich beinahe so unangenehm von seinem Besuche berührt, wie Don Juan bei der Erscheinung des steinernen Gastes. Gleichwohl versuchte er ebenso wie Don Juan den Outgelaunten zu spielen.

„Xanthos,“ rief er, „lieber Xanthos, so laß doch die Kindereien! Ich will Dir ein Glas schönen Weines einschenken, wenn Du durstig bist . . .“

„Ich bin nicht durstig!“ donnerte jetzt der Grieche los, „und wenn ich durstig wäre, so wäre ich es nicht — nach Wein! . . .“

Cohn war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, daß in Xanthos ein ausnehmend böser Geist gefahren sein müsse, und fand es für gut, bis zu jenem Pulte im Hintergrunde seines Zimmers zu retiriren, in dem sich das Depositum für den geheimen Gebrauch befand.

„Ha, ha, die Memme!“ lachte der Grieche wild.

„Glaubst Du etwa, daß Du Dich vor mir verstecken könntest, oder daß ich Deinen Geldkasten dort berauben will!“

„Aber was,“ rief mit bittender Stimme Cohn, „was willst Du eigentlich heute, lieber, lieber Xanthos?“

„Meinen gerechten Lohn fordern!“

„Gott, ich habe ihn Dir ja gleich das letzte Mal bezahlt, als . . .“

„Schweig!“ donnerte der Grieche. „Diese Art der Bezahlung eben ist es, die Dir jetzt einige schwere Minuten bereiten wird.“

Der sonderbare Fremdling sah bei diesen Worten so drohend aus, daß man ihm wohl alles Mögliche, nur nichts Gutes zutrauen konnte. Cohn, der es sonst so wohl verstand, wenn er es am Plage und an der Zeit fand, den Furchtbaren zu spielen, kniete vor diesem Griechen wie ein Taschenmesser zusammen. In ihm hatte er offenbar seinen Mann gefunden.

„Komm hervor aus Deiner Ecke, Feigling!“ herrschte Xanthos den Geängstigten an.

Hirschburg zitterte über und über, folgte aber nicht.

„Wirfst Du gleich kommen,“ wiederholte der Grieche, „oder soll ich Dir Beine machen?“

„Laß mich doch hier,“ winselte förmlich der sonst so mächtige Banquier.

„Nein, Du hast mir zu gehorchen!“

„Aber so sage doch nur, lieber Xanthos, was Du eigentlich heute willst? So habe ich Dich ja noch nie gesehen.“

„Was ich will, wirst Du erfahren, wenn Du erst vor mir stehst, wie es sich gehört. Und nun rathe ich Dir

zum letzten Male, mir zu gehorchen, oder Du sollst mich kennen lernen!"

Der Grieche begleitete diese letzte Drohung mit einer Bewegung, die einen so todtschlaglaunigen Ausdruck hatte, daß dem armen Banquier darüber Hören und Sehen verzog und er es doch für gerathen fand, sich blindlings in die Anforderungen seines Vändigers zu fügen. Er kam deshalb hinter seinem Pulte vor, langsam, langsam, wie ein Hund, der mit gesenkten Ohren und gesenktem Schweife seinem Herrn zuschreitet, der sicheren Züchtigung gewiß. Ueber sein Gesicht hatte sich die gelbe Farbe der Angst gelegt. Wer hätte wohl in diesem zitternden, gebeugten Manne den Peiniger Wanda's und den Verführer und Quäler des unglücklichen Professor Rauchfang erkannt?

Bis auf Schrittnähe mußte er an den Griechen herankommen, ehe dieser „Halt“ kommandirte. Als er aber mit einem unbeschreiblichen Armenfündergesicht vor dessen schlanker, fast herkulischer Gestalt stand, ward er von demselben unsanft bei der linken Schulter gepackt.

„Au,“ rief der Banquier, „laß mich los, lieber, edler Xanthos!“

Aber der liebe, edle Xanthos ließ ihn nicht los, sondern krallte sich nur noch fester in seine Schulter ein, indem er ihm zurief: „Also, was ich will, willst Du gern wissen? Zehn tausend Gulden will ich, verlange ich von Dir, die strikte Hälfte Deines letzten Börsengewinnes, den Du mir verdankst!“

„Wehe mir,“ stöhnte Hirschburg. „Du bist toll geworden, lieber, armer Xanthos!“

„Toll!“ lachte der Grieche auf. Ha, ha, da verrecknest Du Dich, ich bin vielmehr äußerst vernünftig. Meinst

Du, ich soll für Dich die Depeschen stehlen, damit Du Tausende auf der Börse gewinnst und mich dann mit lumpigen Hunderten abfertigst? Was denkst Du wohl, was meine Gesandtschaft mit mir machen würde, wenn es einmal entdeckt würde, daß ich für Dich arbeite? Bersägen würde man mich wie meinen Landsmann Rhigas, der nicht einmal Depeschen stahl, sondern nur Freiheitslieder dichtete! Und ich sollt' ein so gefährliches Handwerk ohne entsprechenden Nutzen treiben, ich sollte für einen Juden die Kohlen aus dem Feuer herausholen, — für einen Juden? Bei der Panaggia, das will ich nicht. Zehn tausend Gulden wirst Du mir geben!"

Und wieder krallte sich der Grieche in die Schulter Cohn's ein und schüttelte ihn so unbarmherzig, daß dieser alles Gleichgewicht verlor und, sobald er losgelassen wurde, wie ein Häufchen Unglück vor dem Depeschendiebe in die Knie sank.

"Gnade," wimmerte er, "Gnade, lieber, wackerer Kanthos! Ich will Dir ja gleich fünf hundert Gulden geben und das nächste Mal sollst Du auch mehr bekommen, aber zehntausend Gulden kann ich Dir wirklich nicht geben, denn sieh, ich bin ein armer, ruinirter Mann, ich habe in den letzten Tagen so große Verluste gehabt —"

"Schweig, Glender!" donnerte der Grieche, ihm in den trog aller Angst so geläufigen Redefluß fallend: "Du bist ein Lügner, es geht Dir sehr wohl, Du verdienst täglich Tausende und wirst mich bezahlen!"

"Ich kann nicht, bei Gott, ich kann nicht," winselte Cohn zu seinen Füßen.

"Ach, wir wollen einmal sehen, ob Du kannst!"

Alt-Dester.

5

Und Xanthos griff in sein schimmerndes Obergewand und zog einen Dolch aus demselben, dessen damascirte Klinge er unheimlich vor den todesstarr zu ihm aufstehenden Augen des Vanquiers blitzen ließ.

„Ich verstehe keinen Spaß,“ fuhr er fort, „wenn ich Dir einen kleinen Stich verseze, wird mich deshalb noch Niemand fangen, denn ich bin schnell und weiß, wohin ich mich zu wenden habe. Also entscheide Dich, ehe ich Ernst mache.“

„Ich will Dir fünftausend Gulden geben,“ röchelte Hirschburg mehr, als daß er sprach.

„Zehn Tausend, oder sterben!“

„Sechs Tausend!“ heulte Hirschburg.

„Genug der Schacherei, ich frage Dich, willst Du sterben?“

Und damit setzte der Grieche ihm die Spitze des Dolches auf die zitternde, feuchende Brust.

„Zehn Tausend,“ jammerte Hirschburg, „Du sollst sie bekommen.“

„Gelobt sei die Panaggia!“ meinte der Grieche. „So, nun stehe auf, zahle, lieber Geschäftsfreund, und dann sollst Du auch wieder eine Depesche bekommen, mit der wir ein neues Geschäft zusammen machen werden.“

Hirschburg sprang auf und rief: „Laß sie sehen, die Depesche.“

„Erst die Zehntausend, lieber Freund!“

„Ach, die Zehntausend!“ seufzte Gohn und schlich auf das Pult zu, aus dem er zehn Tausendernoten unter schwerem Gestöhn herausnahm und sie Xanthos auf dem Tisch vorzählte.

„So,“ erwiderte dieser, als er seinen Lohn eingestrichen, „und nun lies diese Depesche, sie ist etwas ganz Geheimen und uns auf Umwegen zugekommen. Es gibt Krieg, Gevatter, Preußen rüstet gegen Oesterreich!“ —



Fünftes Kapitel.

Bei der Baroness von Hühnersfeld.

Motto: Du bist so zart, Du bist so jung an Jahren,
Durch jede Huldigung des Glücks erfreuet;
Doch wer die List in Deinem Bufen scheuet,
Der mag vor Dir sich Tag und Nacht bewahren.
Platen.

Mer sind manche Menschen, wo kommen sie her und welcher Geist belebt sie tiefinnerlichst? Sie stehen plötzlich vor uns da, sie haben eine Stellung in der Gesellschaft, wir beugen uns vielleicht vor ihnen. Und doch kennt Niemand das Geheimniß ihrer Geburt, kann Niemand sagen, welche Vieder an ihrer Wiege geklungen, ja sie selbst wissen es manchmal nicht. Wie viele romantische Jugendsünden kleiner Fürsten haben Anlaß zu solchen Erscheinungen gegeben. Ein Name findet sich immer leicht, und Adelstitel sind heutzutage oft billiger als Brombeeren zu haben. Uebrigens möchte man sie beinahe lieber jenen rathselhaften Sprößlingen erlauchten Blutes, die doch meist um Eltern und selige Kindheit betrogen wurden, gönnen, als jenen Abkömmlingen des berühmten semitischen Volkes, das es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Welt dem

steinharten Gesetze eines an Allem zweifelnden, über Alles hinwegschreitenden Materialismus zu unterwerfen. Indes, das ist Geschmacksache. Aber wer war denn die schöne, wunderschöne Baroneß von Hühnerfeld?

Es war im Jahre 1849. Von allen Seiten drangen österreichische und russische Heerhaufen in das aufständische Ungarland ein. Blutige Gefechte und mannigfache Zerstörung bezeichneten ihr unaufhaltbares Vordringen. Was halfen den Magyaren einzelne sehr tüchtige Generale, was ihre früheren Siege? Das Volk war abgespannt, des Krieges und der Revolution müde.

Die herandrängende Uebermacht und ein unglückliches Debut des Feldzuges gegen den gefürchteten Haynau nahm ihnen den Glauben an sich selbst, verlöschte schnell wieder das Prestige ihres früheren Kriegsglückes, über das sie selbst manchmal erstaunt gewesen sein mochten. Schon ging auch eine stille dumpfe Unzufriedenheit, die sichere Vorbotein reisender Muthlosigkeit, durch das Ungarheer.

An einem heißen Julitage zogen lange Kolonnen der Armee Görgey's auf ihrem berühmten Rückzuge von Komorn nach Arad auf endlosen staubigen Straßen dahin. Wie in eine dichte finstere Wolke eingehüllt, trabte dort auch ein schon sehr zusammengeschmolzenes Husarenregiment, an dessen Spitze ein noch sehr junger Oberst, eine herrliche, echt ritterliche Gestalt, auf einem arabischen Hengste ritt. Neben ihm ritt auf einem weißen Zelter eine zart gewachsene, blasse junge Dame, die sehr leidend ausah und mit ihrer linken Hand, während die Rechte den Bügel führte, ein kleines Mädchen von vielleicht drei bis vier Jahren stützte, das sie vor sich auf den Sattel gehoben hatte. Die Dame sah sehr leidend aus. Aber selbst der Zug eines tiefen

Schmerzes, der sich sehr markant in ihrem ganzen Gesichte ausprägte, vermochte nicht ihrer seltenen Schönheit Eintrag zu thun. Oft beugte sich der junge Oberst zu ihr herab und küßte sie und ihr Kind, ohne daß die alten bärtigen Husaren, die hinter ihnen stumm und düster wie Boten des Todes einherzogen, in solchen Liebkosungen Stoff zu spöttischen Feldsoldaten-Bemerkungen gefunden hätten. Es mochte um die zweite Nachmittagsstunde sein. Eine sengende Gluth lag über der ganzen trostlos weitgedehnten Ebene, die weithin weder ein Baum noch auch nur ein Strauch verzierte. Das kleine Mädchen im Arm der Obristin war, von Hitze und Mattigkeit überwältigt und vom regelmäßigen Schritte des Pferdes eingewiegt, in Schlaf gesunken. Das Auge ihrer Mutter haftete mit einem beinahe bitteren Lächeln auf ihr. Da, auf einmal dröhnt nicht gar zu ferner Kanonendonner. Rosse und Reiter spizen die Ohren, der Oberst läßt Halt machen. Etwa eine halbe Stunde seitwärts liegt ein Dorf, bei dem sich ein lebhaftes Gefecht entspinnt. Die Stimme der Kanonen weckt auch das schlafende Kind. Mergstlich fährt es mit seinen kleinen Händchen nach dem Schwanenhals der Mutter, um sich recht fest an ihr anzuhalten. Kampfklüstern schnauben die Rosse, und die Husaren schauen sorgsam, ob der Säbel hübsch locker in der Scheide hängt, die Pistolen zum Schusse fertig sind. Da sprengt ein Adjutant heran und ruft dem Obersten einige Worte zu, dieser winkt den Trompetern, schmetternde Fanfaren ertönen, und im Nu setzt sich das ganze Regiment in Galopp und jagt dem bereits brennenden Dorfe zu. Die Russen haben die ungarische Nachhut mit Uebermacht angegriffen, ein heftiges Gefecht dreht sich hauptsächlich um dieses Dorf. Unweit desselben zeigen sich dichte

Kosakenpuls. Der ungarische Oberst zieht jetzt seinen Säbel, ihm nach blitzen viele hundert scharfe frumme Ungarnsäbel. Neben ihm reitet muthig aber sehr blaß sein Weib mit seinem einzigen Kinde. Hier donnerndes „Eljen“, dort dröhnendes „Urrah“, noch einige Sekunden und die feindlichen Reiter stürzen in vernichtungslustigem Todesgrimm auf einander. Nun ein entseßliches Handgemenge, bei dem Säbel und Lanze um den Vorrang ringen. Staub- und Rauchwolken ziehen einen undurchdringlichen dunkeln Vorhang über das blutige lebende Bild.

Als am Abend die Sterne über ein frisches Schlachtfeld scheinen, lächelnd wie mit Kinderaugen, als ob die weite Welt nur voll Traumseligkeit und Liebe wäre, irren Kosaken in der Nähe jenes Dorfes umher, um die Leichen der Gefallenen zu plündern. Aber auch ein hoher russischer Offizier, der in der hentigen Schlacht seinen einzigen Sohn verloren, geht von einigen Soldaten, die brennende Spähne tragen, gefolgt, über das blutige Feld, um den leblosen Körper seines Erben zu suchen und ehrlich zu begraben. Die Soldaten mit den fackelartigen Spähnen müssen bald hier bald dort einer Leiche mit zerschmettertem Haupte oder durchbohrter Brust in's schmerzhaft verzerrte Gesicht leuchten. Aber lange, lange finden sie den Gesuchten nicht. Der alte Offizier wischt sich mitunter mit der Hand am Auge. Trocknet er den Nachthau oder Thränen ab? Plötzlich aber bleibt er stehen und winkt auch seinen Leuten Halt zu machen und sich ruhig zu verhalten. Ist das nicht das Geschrei eines Kindes, welches über das nächtliche Schlachtfeld tönt? Es kann keine Täuschung sein, es müßte denn ein grauenhafter Spuk an diesem entseßlichen Orte walten. Im Herzen des alten Soldaten, der heute seinen Sohn,

sein einziges Kind verloren, wachen die Stimmen vergangener Tage mit ergreifender Lebendigkeit wieder auf. Von edler Menschlichkeit erfüllt, eilt er der Stätte zu, woher das immer klagender werdende Geschrei des Kindes kommt. Und siehe da, er hat sich nicht getäuscht!

Als die brennenden Spähne der Soldaten mit ihrem ungewissen und doch so grellen Lichte eine Stelle beleuchten, wo mehrere todte Menschen und Pferde dicht neben einander liegen, strecken sich dem alten Offizier plötzlich, Hilfe suchend, die Händchen eines kleinen Mädchens entgegen, das neben der Leiche ihrer von einer Kugel in die Brust getroffenen Mutter kniet. Wenige Schritte davon liegt ein von einer russischen Lanze durchbohrter ungarischer Husarenoberst, und wieder einige Schritte weiter entdeckt der Russe auch seinen von einem ungarischen Säbel niedergestreckten Sohn.

Aber die Lebenden haben ein heiliges Vorrecht vor den Todten. Der greise Krieger hebt das weinende Kind auf seinen Arm und küßt es, indem ihm selbst reichliche Thränenperlen in den grauen Bart hinabfließen. Er versteht ihre Klagen in der ihm fremden ungarischen Sprache nicht, sie nicht seine russischen Trostesworte. Aber Beide, der Greis wie das Kind verstehen sich in der Allen verständlichen Sprache des Schmerzes und der Liebe.

Wenige Augenblicke später wird von den Soldaten ein großes Grab gegraben, in welches sie den Sohn des Generals, die Mutter des Kindes und den ungarischen Obristen, seinen Vater, hineinlegen. Die Thränen des alten Kriegers und des verlassen kleinen Mädchens benetzen das frische Grab, auf welches dann noch ein einfaches Kreuz gepflanzt wird, welches nun wohl schon längst der Sturm, der winter-

nächtlich über die ungarische Haide segt, niedergerissen haben wird.

„Ich habe heute meinen Sohn verloren,“ sagt der General, nachdem er noch ein letztes Vaterunser an der Gruft gebetet, „aber dafür eine Tochter gefunden.“

Die Schleier der Nacht bedecken mit ihren feuchten Nebeln das Schlachtfeld, der alte Krieger hüllt das fröstelnde Kind in seinen Mantel und schreitet, gefolgt von seinen Begleitern, dem russischen Lager zu.

Wenn der Geist einer Mutter über dies Leben hinaus noch weht und lebt, so folgt dem edlen Feinde gewiß der Segen eines Engels.

Der letzte ungarische Feldzug, der Entscheidungskampf, dauerte nicht gar so lange. Sobald er beendet, zog der General von Hühnerfeld auf eines seiner Güter nach der Krim und widmete sich dort ganz der Erziehung seiner Kriegsbeute, das heißt, seines auf dem Schlachtfelde gewonnenen Adoptivtöchterchens. Und sie wuchs heran wie eine Gazelle und flocht den Kranz ungeahnter Freuden in das Alter des wackeren vereinsamten Kriegers. Zwei Jahre vor seinem Tode unternahm er mit ihr eine größere Reise nach London, Paris und Rom. Als er dann auf der Rückkehr nach Rußland sich nach Wien begab, gefiel es ihm hier so gut, daß er sich nicht mehr von dieser lustigen Kaiserstadt, die, wie schon das Volkslied naiv versichert auf der weiten Welt nur ein einziges Mal vorkommt, zu trennen vermochte. Er miethete sich in einem Palaste ein und beschloß, hier sein holdseliges Töchterlein in die große Welt einzuführen.

Seit dieser Zeit kannte man in Wien die liebreizende Baroneß von Hühnerfeld, die, ebenso reich als schön, dazu

die Tochter eines russischen Generals, von den exquisitesten Kreisen mit offenen Armen aufgenommen wurde. Seit einem Jahre war nun auch ihr Pflegevater gestorben und hatte ihr sein ganzes ungeheueres Vermögen hinterlassen. Sie hatte aber bisher nur geringe Lust verspürt, sich auf ihre Güter nach Rußland zu begeben. Ein eigenthümlicher geheimnißvoller Drang hielt sie gerade in Wien wie mit magnetischer Gewalt fest.

War das vielleicht die Liebe?

Gisela von Hühnerfeld hatte, so lange sie lebte, nur eine einzige Liebe gekannt, die zu ihrem zweiten Vater, dem General. Ihm war sie mit einer kindlichen Innigkeit angeschlossen, welche die letzten Jahre dieses würdigen Handedens gleichsam mit dem Abglanz der Morgenröthe seiner Jugend erfüllt hatte. Eine andere Liebe war ihr, der Vielumworbenen, bisher gänzlich fremd gewesen. Sie fand es höchst natürlich, daß ihr Alle Huldigungen darbrachten und sie ließ sich gerne huldigen, denn welches schöne Mädchen, welches Grafind überhaupt thäte dies nicht. Sie freute sich an glänzenden Gesellschaften, an Ausflügen, Ballen, Jagdpartien und Gondelfahrten. Aber sie freute sich dabei immer nur für sich allein. Ihre Anbeter waren für sie eine ganz angenehme, heitere Staffage, weiter nichts. Sie empfing viele und hohe Besuche. Auch das machte ihr Vergnügen, vielleicht sogar seit einiger Zeit das meiste Vergnügen. Denn sonderbar, sie war auf einmal unendlich neugierig in Staatsangelegenheiten geworden und interessirte sich für nichts so sehr, als was den österreichischen Kaiserstaat anging. Einige Hofrätthe und der Politik ziemlich nahe stehende Kavaliere geriethen förmlich in Entzücken darüber, wie charmant sich dies reizende Wesen über die

trockenen Staatsangelegenheiten anzulassen wisse, wie superb sie sich für Alles interessire, so allerliebste Vorschläge und Einwendungen mache und mit einem Worte auf eine feenhaften Manier in die sterile Tagespolitik pfusche, die man sonst überall gern vergesse und die nur in ihrer Nähe fesselnde, pikante, anmuthige, von höherem Parfum durchhauchte Gestalt gewinne.

Wie gesagt, das war wirklich sonderbar!

Vielleicht noch eigenthümlicher aber war es, daß die Baroneß sich früher um Politik so wenig gekümmert hatte, wie um die chinesischen Schriftzeichen auf den russischen Theebüchsen. Erst seit dem Tode des Generals war der liebenswürdige furor politicus in dies holde Geschöpf gefahren.

In jener Nacht aber, wo der General von Hühnerfeld sein Ende herannahen spürte, hatte er sich plötzlich noch einmal auf seinem Sterbelager emporgerichtet und verlangt, mit Gisela allein, ganz allein zu sprechen.

Der Arzt und die aufwartende Dienerschaft hatten sich hierauf aus dem Sterbezimmer entfernt, nur die Baroneß, die mit Aufopferung bei ihrem Vater schon mehrere Nächte wachte, war darin geblieben. Und da hatte ihr der Sterbende mitgetheilt, was sie bisher nicht einmal geahnt, daß sie nicht seine Tochter, sondern nur sein Adoptivkind sei. Er hatte ihr mit zitternder, oft schon von leisem Nöcheln unterbrochener Stimme erzählt, wie er sie gefunden.

Seit dieser Stunde lebte ein Stachel in ihrer Seele, erwachte eine Leidenschaft in ihr, die größer zu sein pflegt, als die Liebe, — der Haß. Und seit dieser Stunde interessirte sie sich für die innere und äußere Politik Oesterreichs und pflegte Verbindungen mit Vorliebe, an die sie früher

kaum gedacht. Denn seit dieser Stunde zitterte ihr Herz in unauslöschlichem, tödtlichem Haß gegen — Oesterreich.

In einer der lebhaftesten, elegantesten Straßen der Kaiserstadt bewohnte die Adoptivtochter des General von Hühnerfeld jetzt eine lange glänzende Palastfront. Es war reizend bei ihr eingerichtet. Graziöse Laune hatte sich mit dem feinsten Geschmack vereint, ihre Wohnung zu einer Wiege jener superben Art von Luxus zu machen, den man durchgeistigt nennen möchte. Nicht der Papagaienaufputz des Parvenuthums, nicht die stark nach Roccoco duftende fühle Pracht altadeliger Häuser hatte bei ihr Eingang gefunden, sondern jene glückliche Geschmackskomposition von künstlerischem Sinn und weiblicher Feinfühligkeit, welche dem Prunke des Reichthums die starre Grandezza oder die ungemüthliche Ueberladenheit zu entwinden und ihm dafür jenen märchenhaften Hauch zu verleihen weiß, der die Menschenseele, die nicht von leidenschaftlicher Gluth durchflammt ist, unwillkürlich zu harmonischen Empfindungen oder, je nachdem, zur parfümirten Beschaulichkeit des höheren *Dolce far niente* stimmt. Diese letztere Gemüthsverfassung pflegte es immer zu sein, von welcher der edle Graf Paardorf senior ergriffen wurde, so oft er der Baroneß, für die er kaum weniger, wenn auch in anderer Art inklinirte, als sein Sohn, einen seiner häufigen Besuche abstattete. Besonders wenn dem Grafen sein Lieblingsfrühstück, Chokolade mit Capwein abgerührt, wohl gemundet hatte, fuhr er gern bei der Baroneß vor, ehe er an die Amtsgeschäfte ging, die ja ohnedies keinen durchaus regelmäßigen Charakter an sich trugen. Dies war auch an einem schon recht fühlen Novembervormittag der Fall, wo der Wind mit jener impertinenten Heftigkeit durch die Wiener Straßen

strich, daß sich jeder Sterbliche enger in seinen Rock ein-
knöpfte und um so intensiver nach einem recht wohlgear-
teten Komfort sehnte. Als der alte Graf den Wind so
recht herbstlich an den Fenstern rumoren hörte, im figuren-
geschmückten Porzellanofen im lebhaften Knistern des Feuers
ebenfalls das Echo des ungemüthlichen Sturmes draußen
vernahm und das langsam sich durch dunkle Wolken ein-
schleichende Tageslicht nur schüchtern und verstohlen wie
einen polizeiwidrigen Gedanken auf die Gasse fallen sah,
gerieth er in jenen Humor, wo ihm die beinahe heiß ge-
kostete Schokolade die behagliche Sehnsucht weckte, sich mit
seiner jungen, schönen Freundin zu unterhalten. Er ließ
anspannen und fuhr über die jetzt auch noch von einem
feinen kalten Regen gepeitschten Straßen der Wohnung
jener Dame zu, die als Kind von einem Feinde auf einem
der Schlachtfelder eines österreichischen Bürgerkrieges als
eine Insurgentenwaise aufgelesen worden war.

Die Baroneß, die immer sehr frühzeitig Toilette zu
machen pflegte, saß bereits vor einem kleinen Schreibpulte
von mit Elfenbein ausgelegtem Palisanderholze in ihrem
Boudoir, als ihr der Besuch des Grafen angemeldet wurde.
Sie hatte zwar eben sehr eifrig geschrieben, sobald sie aber
den Namen Paardorf hörte, erhob sie sich sogleich und eilte
in das Empfangszimmer, wo sie den alten Herrn sofort
nach der ersten Begrüßung an den englischen Kamin, seinem
privilegirten Lieblingsplätzchen, placirte, an dem er stets
am ersten aufzuthauen pflegte.

„Es ist wirklich sehr charmant von Ihnen, Herr
Graf“, hob sie dann wieder an, sobald sie sich selbst mit
nachlässiger Grazie unweit ihres Gastes in einen mit vio-
lertem Sammt überzogenen Schaukelstuhl geworfen hatte,

„daß Sie heute so zeitig kommen. Wissen Sie, daß ich mich allen Ernstes nach Ihnen gesehnt habe?“

Der Graf lächelte ohnedies schon mit seinem bekannten, bereits näher geschilderten Lächeln, als er aber diese angenehme Schmeichelei vernahm, kondensirte sich dies Lächeln um mindestens zehn Grad.

„Sie sind heut sehr gut aufgeräumt, meine Gnädige,“ erwiderte er, „aber was sollte Sie auf den seltsamen Einfall gebracht haben, sich nach mir zu sehnen?“

„Um die Wahrheit zu gestehen, ist das neue Ministerium mit die Veranlassung, daß ich Sie gern zu sprechen wünschte. Sie wissen ja, wie ich mich immer am allerliebsten durch Sie politisch informiren lasse, und jetzt brenne ich ganz besonders nach einer solchen Information, wo Sie doch nunmehr offenbar zur Opposition gehören. . . .“

Der Graf fuhr bei diesem Worte in seinem Sessel empor, als sei er jählings von einem Skorpion gestochen worden.

„Was ist Ihnen?“ fragte scheinbar theilnehmend seine instruktionsfüchtige Wirthin, der diese auffällige Bewegung ihres Gastes keineswegs entgangen war.

„Ach nichts, meine Gnädige, es war nur dieses eine sonderbare Wort, das Sie sogar in Verbindung mit mir selbst bringen.“

„Doch nicht das unschuldige Wörtchen Opposition?“ Wieder zuckte es in dem alten Herrn, dessen Lächeln sogar diesmal in der schnell vor sich gehenden Verfärbung seines Gesichtes spurlos unterging.

„Dies Wort ist es, meine Gnädige,“ erwiderte er dann auffallend kühl, „ja gerade dies malopportune Wort.“

Mein Himmel, wie können Sie nur denken, daß ich zur Rotte Korah gehöre?"

"Aber, wer sagt denn das?" lächelte ihn die Barones holdselig an. "Ich dachte bloß, daß Ihre Ansichten Sie in Widerspruch mit dem Grundgedanken des gegenwärtigen Ministeriums bringen müßten."

"Kennen Sie diesen Grundgedanken?" fragte der Staatsmann aus der Metternich'schen Schule etwas piquirt.

Diese Frage brachte aber selbst die reizende und sonst so geistgewandte Hühnerfeld aus dem Kontext.

"Ich dachte," erwiderte sie fast verlegen, "das September-Manifest."

"Ach so."

"Nun ja, daß eben dies September-Manifest einen großen, sogar einen gewaltigen Grundgedanken enthalte."

"Möglich."

"Wie, nur möglich? Die Worte sind doch deutlich genug, sie brauchen nur zu Thaten zu werden . . ."

"Ja, ja, zu Thaten."

"Aber, Herr Graf, was ist denn das heute mit Ihnen, Sie stehen ja gar nicht Rede und Antwort!"

"Es herrscht ein so kühles Wetter."

"Ach, so werde ich ein stärkeres Feuer im Kamin anzünden lassen."

"O bitte nein, dann dürfte es zu heiß werden."

"Va bien, wie Sie wünschen. — Also Sie sind ein Freund unseres jetzigen Herrn Staatsministers?"

"Wer hat Ihnen das eingegeben, meine Gnädige?"

"Es ist heut wirklich böß, mit Ihnen auszukommen. Sie sind kein Feind und kein Freund des Ministeriums und gleichwohl dienen Sie ihm."

„Dem Ministerium?“

„Nun ja, ist dem etwa nicht so?“

Jetzt kehrte das ganze Lächeln Baardorfs wieder zurück.

„Meine Frage scheint Sie zu erheitern,“ hob Gisela diesmal selbst etwas verstimmt wieder an.

„O nein, meine Gnädige, aber sie rührt mich durch Ihre unschuldige Auffassung unserer Verhältnisse, ja der Verhältnisse bei den meisten europäischen Regierungen überhaupt. Nehmen wir nur Rußland an. Sie haben dort freilich keine Konstitution, doch in Preußen, z. B. wo es eine Konstitution gibt, ist es ganz ebenso, also thut die Konstitution nichts zur Sache. Also gesetzt, Sie wollten in Rußland irgend eine große Reform auf irgend einem staatlichen Gebiete anbahnen. Sie gehen an das Ministerium, auch das interessiert sich für Ihren Plan. Sie wissen auf andere Weise sogar den Caren dafür zu gewinnen. Sie jubeln, denn es kann Ihnen ja nunmehr nicht fehlen, nicht wahr? Aber noch ist der Jubel sehr verfrüht. Warum? Da muß ich etwas weit ausholen. Sie werden von der revolutionären Propaganda vernommen haben, die ihre Netze über ganz Europa ausspinnt? Schön. Ihr gegenüber hat sich das Bewußtsein der Identität der konservativen Interessen fest gegründet. Es gibt auch eine internationale konservative Propaganda, ja, man könnte sagen, daß es einen geheimen europäischen konservativen Areopag gibt. Dieser Areopag hat an jedem Fürstenhofe seine Filiale, und diese Filialen sind es, welche sich zumeist die Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten über, neben oder meinetwegen auch mit den jeweiligen Ministern zu sichern wissen. Ist also Ihr Reformplan ein so gearteter, daß die weisesten Männer Europas, die eben die konser-

vative Leitung der Geschicke unseres alten Welttheils durch Tausende von geheimen Jäden in der Hand haben, ihn nicht billigen zu können glauben, weil sie in ihm eine Stärkung der destruktiven Ideen unseres Jahrhunderts vermuthen, so nützt es Ihnen gar nichts, daß Sie das Ministerium für denselben eingenommen haben. Ich könnte Ihnen selbst Fälle erzählen, wo Monarchen ihre Lieblingspläne nicht durchzusetzen vermochten, weil — nun weil die betreffende Filiale an ihrem Hofe die Weisung erhalten hatte, mit allen Kräften dagegen zu arbeiten. Dies kann sich unter Umständen sogar so weit erstrecken, daß man den Liebling eines Fürsten, an dem sein ganzes Vertrauen hängt, à tout prix entfernt, und es geht immer, wenn es à tout prix sein darf.“

Der Graf hielt hier einen Augenblick inne. Vielleicht erschrak er darüber, daß er seiner jungen Freundin zu weit gehende Mittheilungen gemacht habe. Sein Auge heftete sich forschend auf ihr liebliches Gesichtchen. Aber die Baroneß, die den Grund des Stockens in dem Redefluß des alten Herrn errathen mochte, schlug ihre Augen so unbeschlagen, ja mädchenhaft naiv zu ihm auf, daß er daraus wieder völlige Beruhigung schöpfte.

„Ach,“ rief die Baroneß, um ihn noch sicherer zu machen, aus, „so ist es recht. Wenn Sie mir so erzählen und mir den geheimnißvollen Zusammenhang der Welt unserer Tage auseinandersetzen, könnte ich Ihnen stundenlang lauschen. Und da wundern Sie sich dann noch, wenn man sich nach Ihnen sehnt!“

Diese letzte Schmeichelblume verfehlte nicht, mit ihrem angenehmen Duft den Grafen zu bestechen und zu weiterer Gesprächigkeit zu verleiten. Selbst die zugestöpseltesten Leute



sind oft wie Kinder zu leiten, wenn man ihnen zu rechter Zeit eine solche Blume auf ihre Zunge legt, denn wir sind eitel allzumal.

„Ich glaube,“ hob der in so Vieles Eingeweihte wieder an, „mich Ihnen nunmehr ganz deutlich gemacht und Ihnen damit auch mein Wiederheiterwerden von vorhin hinreichend erklärt zu haben.“

„Doch noch nicht ganz.“

„Und was hätte ich Ihnen unverständlich gelassen?“

„Sie sprachen vorhin von den weisesten Männern Europas?“

„Gewiß.“

„Aber sind Sie auch der Weisheit dieser Herren so ganz sicher, nachdem trotz derselben auf unserem Erdtbeil so viel Unrecht geschieht.“

„Darum, meine Gnädige, handelt es sich hier nicht, es gilt bloß ein großes, altes, heiliges Prinzip aufrecht zu erhalten.“

„Und zwar, wie Sie sagten, à tout prix.“

„Ganz recht.“

„Aber wird dadurch nicht oft der Gegensatz zu den Forderungen unserer Zeit noch mehr hervorgehoben, ja geradezu gestärkt?“

„Das kann freilich geschehen, indeß ändert dies nur sehr wenig. Wir arbeiten eben nur für uns und unsere Zeit.“

„Aber die revolutionäre Propaganda arbeitet für die Zukunft.“

„Eben das ist ihr Fehler, dadurch verliert sie den praktischen Boden.“

„Aber gewinnt gleichwohl die Völker.“

„Was ihr indeß für jetzt erst sehr wenig hilft.“

„Aber einmal?“

„Einmal kann freilich ein böser Tag kommen, wo das Alte hinfinkt, wie die Mauern des heiligen Jlium . . .“

„Das glauben Sie also auch?“

„Ich fürchte es.“

„Ei,“ rief die Baroneß, „dann ist also das Feldgeschrei Ihrer ‚weisesten Männer‘ nur das alte: *Après nous le déluge!*“

Diese Aeußerung, obwohl sie von den schönen Lippen der Dame auf dem Schankelstuhle nicht viel anders als wie klarer silberheller Spott klang, war indeß weit entfernt, den Grafen unangenehm zu berühren, vielmehr erwiderte er ruhig und kühlgelaut wie immer:

„Zawohl, meine Gnädige, Sie haben das rechte Wort getroffen, unser Wahlspruch ist allerdings: *Après nous le déluge.*“

„Ein seltsames Bekenntniß,“ meinte die Baroneß, einigermaßen über die Haltung ihres vis-à-vis am Kamin verwundert.

„Nicht so seltsam, als es Ihnen auf den ersten Blick erscheint, meine Gnädige. Allerdings entzieht sich gar manches, was in der That nur der Ausfluß einer höheren, die gewöhnlichen Auffassungen weit überragenden Intelligenz ist, der allgemeinen Anerkennung, doch hört es deshalb nicht auf, sehr wahr und sehr gut zu sein.“

„Vielleicht,“ schaltete die jetzt muthwillig werdende Hühnerfeld ein, „figurirt diese überflüssige ‚allgemeine Anerkennung‘ bei Ihren Freunden eben mit unter der gemein samen Rubrik vom „beschränkten Unterthanenverstande.“

„Ganz recht,“ fuhr mit unperturbablem Gleichmuth

der alte Staatsmann fort, „denn das Gebiet des beschränkten Unterthanenverständes ist ein sehr ausgedehntes, das viele Anfänge aber kein Ende hat. Die Autorität thut stets wohl daran, eben dies Gebiet als ein Labyrinth von Irrungen zu betrachten, von dem man sich wohl ab und zu erzählen läßt, das man aber nie selbst besucht.“

„Um infallibel zu bleiben, nicht wahr?“

„Gewiß, und glauben Sie mir, meine Gnädige, die Infallibilität besteht so lange *de facto* wie *de jure*, als man an ihr nicht selber irre wird. Der Glaube macht nicht nur selig, er macht auch mächtig. Aber er muß fest und unbeugsam sein, wenn er den Berg der öffentlichen Meinung nach Belieben versetzen will. Man werde nur einen Augenblick irre, man lausche nur eine kurze Minute auf das Meeresbrausen der Massenstimmungen, man bezeuge nur ein einziges Mal erst den Kardinalfehler, Konzessionen zu machen, und man hört auf, jene räthselhafte Macht zu sein, welche selbst von denen noch angestaunt wird, die sie zermalmt, wie das Götzenbild zu Juggernaut von den frommen Indiern geküßt wird, wenn es sich schon auf eisernen Walzen über ihre in Anbetung versunkenen devoten Leiber hinwegrollt.“

Die Baroneß fühlte sich bei Anhörung dieser Doktrin todtenkalt angeweht wie vom Grabeshauche sibirischer Bergwerke.

„Ihre Maximen überraschen mich, Herr Graf,“ hob sie fast schüchtern an, „aber es wird mir dabei zu Muth, als ob ich im Winter am Gipfel des Vesuvus stünde. Kalte Schneeflocken treiben mir in's Gesicht, so daß ich herzlich friere, und doch vernehme ich gleichzeitig das dumpfe Grollen der siedenden Steinmassen im Schooße des Berges.“

„Ein sehr hübsches Bild,“ erwiderte ihr staatsrechtlicher Mentor, indem er seine Augen mit ihren frostigen Blicken an den lustigen Flammen zu wärmen schien, die im Kamine zischend hin und her loderten. „Ja, der Vulkan ist da, trotz der Schneelust, aber seine Ausbrüche sind selten und dauern nicht lange. Es kann noch viele Jahre dauern, bis der Berg erst so weit unterhöhlt sein wird, daß er einmal zusammenstürzt. Unterdeß ist die Schneelust gut, die um seinen Gipfel weht. Und eben deshalb können wir getrost sagen: *Après nous le déluge*. Gegen den Weltuntergang kämpfen wollen, wäre Tollheit. Eine ebenso große Thorheit würde es sein, sich einzubilden, daß nie unsere gegenwärtige Staatenbildung, ja unsere ganze moderne Gesellschaft untergehen werde. Wir tragen Alle, ob hoch ob niedrig, ob weise oder dumm, das dunkle Vorgefühl einer künftigen Welt in uns, nur daß sie den Einen als ein Himmel, den Anderen als eine Hölle erscheint. Vielleicht täuschen sich beide Theile. Wie dem aber auch sei, das steht bei uns wenigstens fest, daß so lange der jüngste Tag für unsere gegenwärtige staatliche Welt nicht angebrochen ist, wir sie uns auch von Niemand, ja von Niemand verkümmern lassen wollen. Daher unser Kampf von einem Tage auf den andern. Daher aber auch unsere Erfolge gegen eine so ungeheuerere Majorität von bewußten und unbewußten Gegnern, die nie so konzentriert in ihrem Denken und Handeln uns gegenüber stehen, wie wir ihnen. Unsere schlimmsten Feinde sind indeß nicht die sogenannten Volksmänner und Demokraten, diese armen Träumer, die sich stets einbilden, hinter ihnen stünde eine Macht, während hinter ihnen nur das Phantom ihrer vorläufigen Selbsttäuschung steht. Weit gefährlichere Gegner sind uns manche

Ministerien, manche hocharistokratische Staatsmänner, die sich unserer Jurisdiktion entziehen. Was wäre aus Italien geworden, ohne diesen fatalen Cavour, der die Idee seiner Nation mit unseren eigenen Waffen auszurüsten wußte, die er aus unserer eigenen uralten Rüstkammer gestohlen hatte. Auch Napoleon III. ist uns ein sehr unangenehmer Mann, der uns freilich scheinbar als erste Großmacht Europas anerkennt, uns aber sonst, wo er nur irgend kann, ein Bein stellt. Vielleicht wäre uns weit mehr damit gedient gewesen, wenn Frankreich eine Republik geblieben wäre, und zwar des Beispiels halber. Wir würden schon die Permanenz der Anarchie dort möglich zu machen gewußt und damit ein Schreckbild für alle anderen Völker gehabt haben, das uns jetzt bitter fehlt, nachdem auch der nordamerikanische Bürgerkrieg leider zu Ende ist. Eine ebenso unheimliche Persönlichkeit droht uns auch Herr von Bismarck in Berlin zu werden, denn ich fürchte, ich fürchte, dieser unruhige Kopf greift den kleindeutschen Gedanken auf und setzt ihn dann vielleicht mit „Blut und Eisen“ durch. Zwar haben wir in Preußen die Ueberwachung des Ministeriums sehr schön organisirt, doch läßt es sich nicht läugnen, daß von dorthier irgend eine Krise zu erwarten ist, da Bismarck selbst Alles so auf die Spitze getrieben hat, daß es entweder biegen oder brechen muß. Und dazu diese abscheuliche schleswig-holsteinische Frage! Verwickelungen liegen auf alle Fälle genug vor, und die Situation verschlimmert sich ganz offenbar. Es ist ein großes Unglück, daß das alte deutsche Reich nicht mehr besteht, es war so kostbar eingerichtet, daß es selbst durch die Reformation nicht aus den Angeln gehoben werden konnte. Aber diese Brandenburger!“

Noch hatte der Graf diesen letzten Stoßseufzer nicht ganz beendet, als ein furchtbarer Windstoß in die Esse fuhr, die mit dem Kamine, seinem Vieblinge, in Verbindung stand, und diesen selbst so erschütterte, daß nicht nur die Flammen weit aus demselben hervorleckten, sondern auch eine der Nipptrischfiguren, die auf seinem Gesims standen, von dort herab und gerade dem Herrn von Paardorf auf ein Hühnerauge fiel.

Der Lärm im Kamin und die hervorschlagenden Flammen hatten ihn schon ungewöhnlich erschreckt, als er aber plötzlich auch einen sehr empfindlichen Schmerz an seinem Fuße fühlte, sprang er, alle Contenance verlierend, auf, indem ihm sogar ein lauter Schmerzensschrei entfuhr.

Die Baroneß erhob sich ebenfalls, um ihrem Gaste beizuspringen und sogleich Hilfe zu requiriren, sofern er etwa verletzt sein sollte.

Indeß schon hatte der Graf den Schrecken und Schmerz wieder in etwas überwunden und beantwortete ihre Fragen mit einem eifrigen: „Es ist nichts, gar nichts.“

„Aber, was mag nur herabgefallen sein?“ rief die Hühnerfeld.

„Eine kleine Statuette, wie es mir schien, meine Gnädige.“

Gisela bückte sich, um dieselbe aufzuheben, rief aber, als sie die kleine Porzellanfigur in der Hand hatte, plötzlich aus: „Nein, das ist doch zu sonderbar!“

Der Graf blickte seine schöne Wirthin verwundert an, weil er nicht sogleich wußte, was er aus diesem Ausrufe machen solle. Da er ein wenig kurzsichtig war, vermochte er den Gegenstand, den sie zwischen ihren kleinen rosigen Fingern hielt, nicht sofort zu erkennen.

Die Baronin aber rief abermals aus: „Das muß irgend ein Vorzeichen sein, wenn es überhaupt Vorzeichen gibt!“

„Aber was denn, meine Gnädige?“

„So sehen Sie doch selbst!“

Dem Grafen wurde ungemüthlich zu Muthe. Ein eigenthümliches Gefühl, über das er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, überkam ihn plötzlich mit solcher Gewalt, daß er sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte.

„Aber so sehen Sie doch, was auf Sie herabgefallen ist!“

Bögernd trat Paardorf zwei Schritte näher, fuhr aber gleich so schnell wieder zurück, als ob seine Freundin eine Schlange in ihren niedlichen Fingern gehalten hätte.

Der kalte Staatsmann, der sich sonst selbst durch den Tadel eines Ministers nicht im Mindesten aus seiner Ruhe bringen ließ, hatte jetzt auf einmal alle Fassung verloren. Unheimliche Schauer überrieselten ihn, als ob er am hellen Vormittage Gespenster sähe. Zu allem Unglück that ihm auch gerade jetzt wieder das hart getroffene Hühnerauge so empfindlich weh, daß er in seinem Schmerz die Engel im Himmel pfeifen zu hören vermeinte. Seine ganze Erscheinung hatte in diesem Augenblicke allen und jeden officiösen Charakter verloren. Das Bewußtsein seiner Menschlichkeit hatte ihn wie mit einem Donnersehle aus dem Olymp seiner höheren Intelligenz herabgeworfen, von dem herab ihm sonst Alles beschränkter Unterthanenverstand war, was ihm irgend wie nicht recht gefiel.

Die Baroneß war auf's Höchste über die große Veränderung, die so plötzlich mit ihrem Gaste vorgegangen

war, erstaunt. Sie wußte nicht, ob sie laut lachen oder ein sehr ernsthaftes Gesicht machen sollte. Ihr kam aber der sonst so in sich selbst staatsmännisch steife Herr in seiner jählings aufgethauenen Menschlichkeit gar zu komisch vor. Und doch vermochte sie nicht recht zu begreifen, was eigentlich mit ihm vorgegangen sei, um eine so plötzliche Revolution in seiner ganzen Haltung hervorzurufen.

„Was fehlt Ihnen, Herr Graf?“ frug sie mit der schnell angenommenen Miene ängstlicher Theilnahme.

Das Auge des Grafen blickte schon nach der Hand, mit der sie die Figur noch immer emporhielt.

„Wer hätte das dem Alten zugetraut,“ rief die diesen Blick bemerkende schlaue Dame aus, „daß er noch so lange nach seinem Tode spuken und eine förmliche Attaque auf einen Abkömmling seiner einstigen Feinde unternehmen würde!“

„Ich habe ihn nie leiden mögen,“ bekannte Paardorf mit aufrichtigem Abscheu.

„Geh, alter Frits, Du solltest Dich schämen, Dich so ungezogen aufzuführen,“ schalt die reizende Coquette die kleine leblose Figur, indem sie dieselbe wieder auf den Sims stellte. „Künftig falle mir keinen meiner Besuche mehr an, Du rauflustiger König, das rathe ich Dir.“

Als sie diese Worte sprach, machte sie ein ganz allerliebstes Mündchen dazu. Aber der Graf hatte kein Auge mehr dafür.

„Meine Gnädige,“ stotterte er, „mir ist nicht ganz wohl, Sie beurlauben mich wohl für heute.“

Und ehe die Barones ihm noch etwas recht Theilnehmendes hierauf erwidern konnte, war er zum Zimmer hinaus, als ob ihn ein Sturmwind hinweggeblasen hätte.

Graf Paardorf war in so ungewöhnlich plötzlicher Weise aufgebrochen, daß die Baroneß davon selbst für den ersten Augenblick ganz wie betäubt war. Der Sturm, der durch sein Toben im Kamin den „alten Fritz“ auf dem Gesims rebellisch gemacht hatte, dauerte draußen mit ununterbrochener Heftigkeit fort. Windstoß auf Windstoß legte über die Straßen und rüttelte an den Eßten und Dächern, und ein kalter dichter Regenguß schlug heftig gegen die Fenster. Die Baroneß trat an das Fenster heran, warum? sie wußte es selbst nicht recht. Eben fuhr die Equipage Paardorfs im Galopp davon.

Durch die Seele Gisela's zogen allerhand seltsame Nebelbilder und schattenreiche Gedanken, vielleicht unheimliche Kinder des Herbststurmes. Ihr war es, sie sehe die Leiche ihrer Mutter und den blutenden Heldenkörper ihres ersten Vaters auf dem nächtigen Schlachtfelde liegen, sich selbst sah sie dabei als kleines weinendes Kind, ganz wie es ihr General Hühnerfeld erzählt hatte, und ein unnennbarer Groll durchwogte ihren Busen, während die Blässe finsterner Sehnsucht nach Rache ihre sonst rosig angewechten Züge überflog. Dann sah sie wieder die alten vertrockneten Gestalten der weisesten Männer Europa's, von denen ihr der Graf vorhin erzählt, mit geheimnißvoller Gile die schwarzen Fäden schnüren, mit denen sie die junge Freiheit der Gegenwart zu erwürgen trachten. Aber plötzlich werden die Fäden dicker und dicker und verwandeln sich auf einmal in lebendige zischende Schlangen, die sich um die Leiber der europäischen Weisen ringeln. Da hilft keiner von den alten viel angewandten Zaubersprüchen. Die Ungethümer dieser entsetzlich neuen generatio aequivoca öffnen ihre Drachenschlünde“

„Der Graf von Basarhely,“ meldete in diesem Augenblicke, die Vision seiner Herrin unterbrechend, der Kammerdiener an.

Die Baroneß fuhr wie aus einem bösen Traume emvor.

„Laß ihn vor,“ bemerkte sie kurz dem dienstbaren Geist, der mit dieser Weisung, geräuschlos wie er gekommen, alsbald wieder verschwand.

„Basarhely,“ sagte die Baroneß zu sich selbst, „ist ein Mann, wie ich ihn brauchen kann. Er tändelt jetzt freilich unter Blumen, wie ein Kind, aber seine Seele ist gewaltiger Regungen fähig; sie ist ein Abgrund von Leidenschaft, über den die Wiener Luft eine Brücke von Kandiszucker gezogen hat. Diese Brücke werde ich zertrümmern, wenn es erst Zeit ist, bis dahin möge er mich lieben, um an der Hand dieser Liebe mein Werkzeug zu werden. Das sogenannte starke Geschlecht läßt sich ja von kundigem Frauenzügel immer so leicht dahin leiten, wohin man will . . .“

Ehe die Hühnerfeld indeß ihre dahin schlagenden Betrachtungen weiter fortsetzen konnte, erschien ein stattlicher junger Mann in ungarischem Nationalkostume in ihrem Empfangszimmer.

Graf Basarhely mochte kaum erst fünfundzwanzig Jahre zählen. Seine ganze Erscheinung bot den Typus reinsten Ritterlichkeit dar. Seine schlanke Gestalt mit ihren elastischen Bewegungen, sein von Haaren schwarz wie Ebenholz eingefasstes, männliches Gesicht mit der hohen Stirn, kühnen Nase und den lebensvollen Gluthaugen machten ihn zu einem ganz besonderen Liebling der höheren Damenwelt der Residenz. Hat doch schon der alte Pezzl in seiner klassischen Skizze von Wien unter Josef von den Wienerinnen

behauptet, daß sie „rasche Nerven“ hätten, womit er die leichte Empfänglichkeit und Zündbarkeit ihrer Herzen andeuten will. Auch andere Schriftsteller der älteren wie der neueren Zeit stimmen dieser Auffassung bei, indem sie den holden Bewohnerinnen der Donaufürstentumstadt den Vorwurf machen, daß sie dem Platonismus eben nicht mit Leib und Leben ergeben seien. Aber so vieler Triumphe sich Graf Stefan von Basarhely rühmen durfte, an der reizenden Baroneß von Hühnerfeld hatte die berühmte Wiener Atmosphäre ihre Wunder bisher noch nicht verrichtet. Sie wußte zwar allen ihren zahlreichen Anbetern zu gefallen, aber auch Alle in Respekt zu halten.

„Meine Gnädige,“ hob Basarhely, mit feinem Anstand auf Gisela zusehend, an, „da sehen Sie schon wieder, wohin der Zug des Herzens einen Ihrer niedersten, aber treuesten Ritter führt.“

„Gi,“ erwiderte die Hühnerfeld schalkhaft, „wenn Ihr Zug des Herzens Sie weiter keinen Fährlichkeiten aussetzt, als dieser, so dürften Sie kaum einmal auf dem Schlachtfelde sterben.“

„Wenn Sie es befehlen, theuere Baroneß, lebe oder sterbe ich überall, wo Sie wünschen, obwohl mir das Leben allerdings wenigstens so lange vorzüglicher als der Tod sein würde, als Sie mich nicht von Ihrem Antlitz verbannen.“

„Lassen wir das,“ lenkte Gisela ein, „ich bin keine Freundin von Verbannungen. Erzählen Sie mir lieber, was es in unserem liebenswürdigen Vabel für Neuigkeiten gibt.“

„O ganz allerliebste!“

„Also schütten Sie das Füllhorn Ihrer Neuigkeitswissenschaft vor Ihrer neugierigen Zuhörerin aus.“

„Von Herzen gern. Also zunächst, Freiherr von Glau Hattav ist hier eingetroffen und entsetzt alle seine alten Freunde und Bekannten durch eine wahrhaft gräuliche Vorliebe für Pistolenschießübungen. Wohin er geht, überall begleiten ihn ein paar kapitale Pistolen, mit denen er in den Gärten unserer Aristokratie alle Sperlinge von den Bäumen wegpukt. Seit vorgestern aber legt er sich gar auf den Sport, Billardkugeln von dem Billardtisch während ihres Laufes herunterzuschießen, bei welcher Uebung er schon sechs Billards fürchterlich ruinirt haben soll. Man erzählt sich bereits, daß die Sage davon stark in die Oeffentlichkeit gedrungen sei, was zur Folge gehabt, daß alle Billardbesitzer in Kaffeehäusern und Schenken, bevor sie ein Spiel gestatten, immer erst fragen, ob sich nicht etwa der entsetzliche Freiherr von Glau Hattav unter den Spielern befinde.“

„Aber, mein Gott, was veranlaßt denn den wackeren Hattav zu diesen unausgesetzten Uebungen?“

„Auch darüber vermag ich Ihnen getreulich Bericht zu erstatten, es ist das eine sehr komische Geschichte. Freiherr Glau Hattav ist, wie Sie wissen, auch ein leidenschaftlicher Reiter. Vor vier Wochen nun wohnte er einem Pferderennen bei, bei welchem er unglücklicher Weise eine Wette mit einem bramarbasirenden Engländer einging. Dieser deponirte sofort, wie es sich gehört, fünfhundert Dukaten, unser Glau Hattav aber kam auf die sublimen Idee, zwei Wechsel niederzulegen. Diese wollte aber der Lord nicht als Einsatz gelten lassen, nachdem er Kavaller, aber kein Banquier sei. Das mußte natürlich Glau Hattav wie-

der übel nehmen. In der That ging er dem Britten mit einigen säbelflirrenden Worten zu Leibe, worauf ihm dieser nichts schuldig blieb. Das Ende vom Liede war, daß Hattav den rabbiaten Engliſhman fordern mußte. Damit war dieser zufrieden und bestimmte als Geforderter auch sogleich die Waffe, nämlich Pistolen. Als dann das Wettrennen vorüber war, ließ er sich auch gleich ein paar prächtige Exemplare Pistolen von seinem treuen John, oder wie der Reitknecht sonst hieß, bringen, wandte sich zu Hattav und sagte ihm mit schneidender Höflichkeit: „Zu meinem sehr großen Vergnügen höre ich, daß Sie ein berühmter Kriegsmann sind. Leider Gottes bin ich nur ein berühmter Fuchs- und Entenjäger, indeß steht wenigstens mein Ruf als Pistolenschütze in ganz Alt-England einzig da. Sie werden mir daher gestatten, Ihnen einen kleinen Beweis davon zu liefern, daß Sie wenigstens einen sehr respektablen Sportsmann gefordert haben. Sehen Sie dort das Rothkehlchen auf dem Busche an der Barrière? Der arme Freiherr nickte. Nun gut, zählen wir: Eins, zwei, drei! Paff! und das Rothkehlchen sank getroffen vom Busch. Bei Hattav mochte diese Schießübung sehr zweifelhafte Empfindungen erweckt haben. Aber der Lord ging noch weiter. Das war, meinte er, eine Kinderei, über die Sie mich auslachen werden. Meinen zweiten Schuß werde ich besser verwenden. Sehen Sie, da oben fliegt ein magerer Sperling, der eben einen seiner Luftmitbürger verfolgt und mit dem Schnabel übel zugerichtet hat. Diesem Rauber wollen wir eine kleine Lektion geben. Und kaum gesagt, schießt der Sportsmann wieder los und holt den Kirſchdieb richtig aus der Luft. Das war genug, um auch wohl einem anderen Lebemann, als unserem Hattav, die gute Laune zu

verderben. Er ritt sehr verstört nach Hause, sammelte sogleich seine intimsten Freunde um sich und berietb mit ihnen, was wohl zu thun sei. Der Senatuskonsult war, man solle den fürchterlichen Engländer, obwohl man ihn selbst erst gefordert, um einen Aufschub von acht Tagen bitten, binnen welcher Zeit man sich selbst ein wenig einschließen könne. Ein guter Freund geht mit der Mission zum Sperlingsvertilger und der ist mit dem Aufschub auch ganz zufrieden. Die acht Tage vergehen. In dem Garten hinter dem Pallaste des Freiherrn wird eine unausgesetzte Kanonade unterhalten. Alles Gefögel im ganzen Stadtviertel wandert aus, zwanzig Scheiben werden zerfchoffen, auch die Bäume und Wände mit Kugeln förmlich gespißt. Aber trotzdem tritt am siebenten Tage wieder ein eigenthümliches Gefühl beim Freiherrn ein. Es ist das kein eigentliches Trema, aber es ist der Ausfluß einer edlen Bescheidenheit, die es ihm nicht gestattet, einem so vorzüglichen Pistolenschützen, wie dem Engländer, nach erst so kurzer Uebung schon entgegen zu treten. Der Britte begreift und achtet dies Gefühl, und bewilligt einen abermaligen Aufschub von diesmal vierzehn Tagen. Hattav reist auf eines seiner Güter und setzt dort seine Exercitien mit einem Eifer fort, der in der menschlichen Natur so sehr begründet ist. Aber weiß Gott, auch die neue Frist verstreicht und die Bescheidenheit des Freiherrn ist noch immer eben so groß wie früher, sie gestattet ihm nicht, sich dem überlegenen Gegner vorzeitig zu exponiren. Abermals wird eine Frist ertheilt und dann noch eine; jetzt spielt die Geschichte schon ein ganzes Vierteljahr. Beide Duellanten halten sich gegenwärtig in Wien auf. Hattav schießt so zu sagen Tag und Nacht, und der grausame Engländer reitet ihm täglich

zweimal am Fenster vorüber, um zu zeigen, wie gesund er aussieht, während der arme Hattav sichtlich abmagert und hinwelkt.“

„Das ist wirklich eine hübsche Affaire!“ rief die Baroneß. „Aber wie wird sie enden?“

„Wer kann das wissen, meine Gnädige. Ich fürchte, die beiden Herren werden sich erst im Jenseit mit einander schlagen. Es ist ein Unglück, wenn der Mensch so gar bescheiden ist.“

„Freilich, freilich,“ lachte die Hühnerfeld, „doch was sagt man denn in unseren Kreisen dazu?“

„In unseren Kreisen lacht man heimlich und übt sich laut in diamantenem Schweigen. Hattav hat gute Freunde, Sie verstehen, ein Frontmachen gegen ihn wäre: „pour le roi de Prusse!“

„Sie haben recht,“ erwiderte Gisela mit einem Blick, in dem sich eine große innerliche Befriedigung aussprach, „und es ist gut, daß dem so ist. Das schöne Bild vom Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, um sich unsichtbar zu machen, würde sonst ganz aus der Mode kommen. Aber Sie wissen gewiß noch andere Neuigkeiten, Herr Graf.“

„O ja, noch einige kleine hors d'oeuvres. So die neueste Wiener Auflösung des Wortes Journal, welches eigentlich aus dem Sage zusammengezogen ist: „Ich Offerire Und Referire Nichts Als Lügen“. Diese Auflösung konnte nur in Wien erdacht werden, wo die Pressfreiheit kein Idol mehr ist, seitdem es sogar zwei Pressen gibt, die sich im Aneipen üben.“

„Wissen Sie nichts vom Hofe, lieber Graf?“

„Theuerste Baroneß, ich lebe jetzt viel zu sehr in seiner Lust, um etwas von seinen Geheimnissen zu wissen. Es ist

ja bekannt, daß, wenn man sich im Walde selbst befindet, man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.“

„Sie haben Anlagen, ein Diplomat zu werden.“

„Das wäre,“ rief der junge Mann feurig werdend aus, „das Allerlegte, was ich mir wünschte. Die Diplomaten haben kein Glück in der Liebe, weil sie ein zu verlogenes Gewerbe treiben, ich aber möchte in der Liebe noch einmal recht glücklich sein.“

„Ein bescheidener Wunsch. Wenn die alte Heidengöttin Venus noch im Olymp regierte, würden Sie für diese idyllische Aeußerung gewiß zum Großmeister aller arcadischen Schäfer avanciren.“

Der junge Mann sah die holdselige Baroneß betroffen an.

„Immer dieselbe Marmorkälte,“ senfte er. „Wie kann es nur Ihr schönes lebenathmendes Auge zugeben, daß Ihr kleiner böser Mund die Liebe so herb verspottet?“

Gisela lachte laut mit jenem silbernen Lachton, den die Kindermärchen den neckischen Elfen zuschreiben, dann sah sie dem ungarischen Grafen mit einer naiven Treuherzigkeit, die ihr reizend stand, in die Augen, und fragte ganz ernst:

„Was nennen Sie Liebe?“

Vasarahely gerieth über diese Frage in äußerste Verlegenheit, um so mehr, als er die Baroneß wirklich liebte.

„Liebe,“ entgegnete er nach einer kleinen Weile warm, „ist der Stern, der in ein Leben fällt, um es mit dem Lichte höchster Freude zu erhellen, oder es zu versengen.“

„Und wie oft,“ fragte die schalkhafte Hühnerfeld mit dem unbefangenen Tone von der Welt weiter, „ist der Stern schon in Ihr Leben gefallen?“

Vasarihely erschrock über diese Gewissensfrage, doch faßte er sich und gab zur Antwort:

„Der Stern, von dem ich rede, fällt immer nur ein einziges Mal in die Menschenseele.“

„Es ist komisch,“ rief jetzt Gisela spöttisch aus, „daß die Herren der Schöpfung niemals das kleine Wörtchen Liebe erklären können. Auch Sie, lieber Graf, machen keine glänzende Ausnahme von der allgemeinen Regel. Da muß immer irgend ein sentimentales Bild aus der Verlegenheit helfen, irgend eine Reminiscenz aus irgend einem Dichter der romantischen Periode, der sich's noch erlauben durfte, auf's „Herz“ den Reim „Schmerz“ zu schmieden; aber das ist auch Alles. Ich muß offen bekennen, daß mir dieser Umstand sehr verdächtig vorkommt und mich nahezu zu dem Glauben verleitet, daß die Männer Alle insgesammt gar nicht wissen, was Liebe ist.“

Diesen Ausfall hatte der arme Graf am allerwenigsten erwartet.

„Sie sind so grausam wie schön!“ rief er mit melancholischer Stimme.

„Ich bin nur wahr, und die Wahrheit ist oft häßlich!“ lautete die sofortige Entgegnung der Baroneß.

„Wahrhaftig,“ meinte Vasarihely, „um Ihnen Rede und Antwort stehen zu können, müßte man die Geistesgegenwart eines Galeotti Marci besitzen.“

„Nun, was hat denn dieser Herr so Geistesgegenwärtiges gethan?“

„Sie fragen mit einem so zweifelhaften Tone, theuerste Baroneß, als ob Sie uns Männern, nachdem Sie uns die Liebe abgesprochen, auch die Geistesgegenwart nicht zu trauten. Ich muß Ihnen also schon ein Beispiel anführen,

um unsere Ehre zu retten. Der berühmte Astrolog, Poet, Philosoph, Politiker, Höfling und Soldat Galeotti Marci, besonders bekannt durch seinen berühmigten Traktat: „De vulgo incognitis“ (Ueber die Dinge, die der großen Masse unbekannt sind), gerieth einmal bei Ludwig XI. von Frankreich, dem er nach Mathias Korvins Tode diente, in große Ungnade. Der König beabsichtigte sogar, ihn tödten zu lassen, weil er ihm ein Malheur, das Se. Majestät betroffen, nicht voraus verkündet hatte. Bevor aber der König den im Mittelalter in manchen Fürstenschlössern sehr hoffähigen Henter holen ließ, beschied er erst den armen Galeotti noch einmal vor sich, um ihn höchst eigenmündig ad absurdum zu führen. Er fragte ihn nämlich, wie lange er wohl glaube, daß er (Galeotti) noch am Leben bleiben werde. Der Astrolog merkte indeß, worauf das hinauslief und antwortete, ohne sich zu besinnen: „Ich werde ganz genau vierundzwanzig Stunden vor Guerer Majestät sterben.“ Das half, denn der abergläubische König ging ihm nunmehr nicht nur nicht an's Leben, sondern hütete ihn seitdem wie seinen Augapfel. Wenn ich doch auch einen Spruch wüßte, der mich vom grausamen Todesurtheil Ihrer penetranten Kälte befreite und in Ihre besondere Gut und Gunst brächte!“

„Bemühen Sie sich ein solches Zauberwort zu finden; ich habe immer mit Vorliebe die hübschen Märchen von den verzauberten Prinzessinen gelesen und jedesmal es lebhaft bedauert, daß ich nicht selbst so ein interessantes Königskind sei.“

„Sie machen mir Hoffnung?“

„Sie haben sich heute einen meiner Ritter genannt?“

„Ich würde selig sein, wenn Sie mir diesen Namen gönnen würden!“

„Eine billige Seligkeit, Herr Graf. Hüten Sie sich, daß Sie mit dem Vater Klinkowström nicht in Konflikt gerathen. Ich gestatte Ihnen aber sogar noch mehr, als Sie wünschen. Sie wollen nur mein Ritter heißen, ich erlaube Ihnen, es zu sein.“

Das Auge des Magyaren leuchtete in heller Freude auf.

„Ich darf Ihr Ritter sein?“ sprach er mit bewegter Stimme, „o jetzt ist Alles gut, jetzt bereue ich nicht mehr, daß ich Sie gesehen habe. Gestatten Sie mir, daß ich ein Knie vor meiner Königin beuge!“

Und damit ließ er sich mit ritterlichem Anstand vor der Baroneß auf die Knie nieder.

Das Auge Gijelas ruhte zum ersten Male mit einem gewissen freundlichen Wohlgefallen auf ihrem feurigen Anbeter. Doch schnell begann sie sich wieder und sprach hastig:

„Lieber Graf, um's Himmelswillen kein Theaterpiel! Stehen Sie auf und vernehmen Sie lieber andächtig die Sagenen Ihres neuen Ritterthums.“

Vasarahely gehorchte.

Der Sonnenschein glückseliger Hoffnung lag jetzt über seinen Zügen, was seinem Gesichtsausdruck ein beinahe ideales Gepräge verlieh. Selbst Gijela, sonst gegen solche Eindrücke immer so kalt, mußte heimlich zu sich selbst sagen: „er ist doch ein wunderschöner Mann.“

„Und welche,“ hob Vasarahely wieder an, „sind also die Pflichten, die mir mein heißersehnter Ritterstand nunmehr auferlegt?“

„Ich verlange nur wenig,“ warf die Baroneß, wieder

in ihre frühere Kälte verfallend, hin, „aber was ich verlange, ist die treue Erfüllung dieses Wenigen.“

„O, ich schwöre . . .“

„Schwören Sie nicht zu früh. Vernehmen Sie erst, was ich will. Das Erste, was ich wünsche, ist, daß Sie von morgen an der einzigen Tochter des alten Grafen Paardorf auf Tod und Leben den Hof machen, und überhaupt das Haus desselben in so auffälliger Weise besuchen, daß alle Welt, er selbst nicht ausgenommen, glauben muß, Sie brennten vor Begier, sein Schwiegersohn zu werden.“

Bazarhely wagte seinen Ohren nicht zu trauen, diese Forderung kam ihm denn doch gar zu seltsam vor.

„Mein Gott,“ rief er ganz erschrocken aus, „was verlangen Sie?“

„Da haben wir's,“ meinte die Baroneß, „erst wollen Sie lustig darauf losschwören, und nun ist Ihnen schon mein erstes Gebot viel zu viel. Sie wollen nicht mein Ritter sein . . .“

„O ich will, ich will, und was Sie verlangen, soll geschehen, sollte es mir auch noch so schwer werden!“

„Das läßt sich hören. Also nun mein zweites Verlangen. Sie müssen täglich die Messe besuchen . . .“

„Aber ich bin Protestant!“

„Um so besser, das kommt meinen Wünschen noch mehr zu Hilfe. Kennen Sie den Vater Brunner?“

„Wer konnte ihn nicht. Das heißt natürlich nur vom Hörensagen.“

„Er ist ein sehr einflußreicher Mann. Sie müssen sich um seine Freundschaft bewerben, Sie müssen zu ihm gehen und ihm den Wunsch zu erkennen geben, daß Sie

Ihren Glauben abschwören und in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren wollen. . . ."

"Aber meine Familie"

"Ihre Familie wird davon nichts erfahren. Ueberdies werden Sie es auch kaum nöthig haben, wirklich zum Katholicismus überzutreten. Vor der Hand handelt es sich eben nur darum, mit Brunner befreundet zu werden, und das wird sich am besten machen, wenn Sie bei ihm selbst Religionsunterricht nehmen. Also wollen Sie?"

War der verliebte Cavalier vorher erstaunt gewesen, so war er jetzt geradezu perplex. Was für ein Dämon stiftete nur die Hühnerfeld zu so sonderbaren Forderungen an?

"Sie verlangen es," erwiderte Basarhely, "also muß ich gehorchen."

"So ist es recht, lieber Graf. Wer ein Ziel erreichen will, darf keine Umwege scheuen."

"Welcher Machiavellismus spricht aus Ihnen!"

"Nur Mädchenlaune, nichts Anderes. Uebrigens bin ich gut, ich verlange noch lange nicht, daß Sie dem Großsultan drei Backenzähne ausziehen, oder ihn mit seinem eigenen Pantoffel in's Gesicht schlagen sollen. Doch gehen wir zu meiner dritten und letzten Forderung über. Sie kennen die Herren der preussischen Gesandtschaft hier?"

"Allerdings, wenn auch nur oberflächlich."

"Schön, führen Sie einen derselben, und zwar denjenigen, den Sie von ihnen für den geschheidtesten halten, so bald wie möglich bei mir ein."

"Es wird geschehen. Doch welchen Preis darf ich selbst alsdann . . ."

"O Ihr Männer wollt immer gleich für Alles be-

zählt sein! Erfüllen Sie getreu was ich Ihnen anvertraut habe, mittlerweile werde ich meinem Herzen *plein pouvoir* geben, über jenes Wörtchen nachzudenken, das Sie mir heute nicht recht zu erklären wußten."

Wieder leuchtete die Gluth begeisterter Liebeshoffnung aus den Augen Basarhelys, der nach der Hand Giselas faßte, um einen Kuß auf die kleinen schneeweißen Finger zu drücken.

"Freiherr von Clan Hattav," meldete wieder der Kammerdiener.

"Ach, das ist köstlich!" meinte Gisela, "was wird dieser Tapfere bei mir wollen? Bleiben Sie da, Graf, ich verspreche uns eine heitere Szene!"

Als gleich darauf sich die Thür auf's Neue öffnete, trat wirklich durch dieselbe der vorher besprochene Freiherr von Clan Hattav ein, ein hoher magerer Mann mit einem Gesicht, das zugleich ziemlich unbedeutend und recht verlegt ausah.

Die Baroneß eilte mit großer Freundlichkeit dem neuen Gaste entgegen, indem sie sprach: "Ei, ei, seit dem Tode meines seligen Vaters haben Sie sich nicht mehr bei uns sehen lassen. Herr General, wo haben Sie nur so lange gestekt?"

Der Freiherr schien sich äußerst geschmeichelt zu fühlen durch diesen artigen Empfang, er lächelte so zu sagen von einem Ohre zum anderen und verbeugte sich tief vor der schönen Herrin des Hauses.

"Gewiß," fuhr diese eifrig fort, "hat Sie schlimmen Sohn des Mars Ihr nie rastender Kriegssinn unterdeß zu einem Zuge nach dem Kaukasus gegen die Tscherkessen oder zu einer Kriegsfahrt nach Algier, oder gar zu einem

Abenteuer unter Alt-Englands Fahnen in Indien verfolgt?"

Genau bis zu dem Worte Alt-England blickte der älteste Herr sehr vergnügt darein, von diesem fatalen Worte an aber wurde er ungemein ernst.

„Meine Gnädige,“ erwiderte er jetzt mit einem Leichenbittergesichte, „Sie haben falsch gerathen, ich habe mich leider während dieser ganzen Zeit im Frieden gelangweilt. — Es wäre freilich besser für mich gewesen,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „wenn ich unterdeß im Kriege gewesen wäre.“

Die Baroneß bat jetzt ihren Gast, auf einem Sessel Platz zu nehmen und dieser folgte, nachdem er erst noch den Grafen Vasarhely mit ein paar Worten begrüßt, solcher Aufforderung herzlich gern, denn er war sichtlich sehr abgesspannt. Nachdem er sich einigemal hierauf ziemlich laut geräuspert, begann er wieder:

„Ihr hochseliger Herr Vater, meine liebe Baroneß, hatte eine ausgezeichnete Waffensammlung.“

„Gewiß, es war dies seine größte Liebhaberei, und aus Pietät für sein mir ewig theueres Andenken lasse ich dieselbe bis auf den heutigen Tag durch einen besonderen Diener im besten, glänzendsten Stand erhalten.“

Diese Mittheilung erfreute den Freiherrn sichtbar.

„Sie sind eine sehr gute Tochter, meine Gnädige,“ sprach er mit einer gewissen Herzlichkeit; „also werde ich in dieser Sammlung wohl auch noch alle die schönen Pistolen des Hochseligen vollzählig finden?“

Die Baroneß vermochte sich eines Rächelns nicht zu enthalten.

„Auch die Pistolen,“ gab sie dann zur Antwort, „werden Sie alle noch vollzählig finden.“

Vasarahely biß sich auf die Zunge, als er wahrnahm, ein wie bitter-süßes Gefühl dieser Bescheid bei dem Freiherrn weckte.

„Also sie sind alle noch da?“ fragte Glau Hattav nochmals, als ob er seiner Sache ja so gewiß wie möglich sein, oder wenigstens die angenehme Kunde noch einmal hören wollte.

„Sie sind noch alle da,“ entgegnete Gifela, „und wie die Mumien Egyptens liegen sie sorgsam eingesargt in ihren mit Sammt ausgeschlagenen Schatullen. Ach, wenn man sie sieht, könnte man ordentlich Lust zu einem Pistolenduell bekommen.“

Der Freiherr zuckte leise zusammen. Es gibt Menschen, welche die Ragen nicht leiden mögen, wieder Andere, welche einen Abscheu vor Mäusen oder Spinnen haben, warum sollte es nicht auch Leute geben, die eine unüberwindliche Antipathie vor Pistolenduellen haben. Ist es doch bekannt, daß einer der kühnsten Pariser Polizeidirectoren, der alle Räuber, Mörder und Diebe vor sich zittern machte, gleichwohl, da er vordem Soldat war, beim ersten Kanonenschuß desertirte. Wer kann für die kleinen Eigenthümlichkeiten der oft so räthselhaften menschlichen Natur?

Der Baroneß war die Wirkung ihrer letzten Worte nicht entgangen. Um dem Freiherrn wieder ein wenig Muth zu machen, schlug sie deshalb mit affectirter Schüchternheit die Augen nieder, wie um ja recht freies Terrain zum Sprechen zu geben.

Glau Hattav aber sehnte sich, trotz des Anliegens, das ihm auf der Zunge schwebte, jetzt weniger denn je

danach, das Wort zu ergreifen. Er legte sich vorläufig wieder aufs Räuspern, bis er sich neue Courage anräuspert hatte.

„Sie wissen,“ begann er nach einer Weile wieder, „ich war ein Freund Ihres hochseligen Herrn Vaters.“

Die Hühnerfeld nickte bejahend.

„Ich war sogar sein Waffenbruder . . .“

„Der Verstorbene hat mir bei Lebzeiten davon erzählt.“

„Hat er das? Ja der General von Hühnerfeld war ein wackerer Mann, der jedem gern sein Verdienst ließ. Ach, wenn es doch schon in diesem Monate wieder Krieg gäbe!“

„Aber Sie sind entseßlich kriegslustig.“

„Der Krieg, theuere Barones, vertreibt die Grillen.“

„Und leiden Sie etwa vielleicht an dem undankbaren Sport, ein Grillenfänger zu sein?“

„Ja, und nein, meine Gnädige, wie man will. Aber wieder auf die Pistolen ihres Herrn Vaters zu kommen...“

„Ja, auf die Pistolen.“

„Ich kannte unter denselben eine, die er sehr liebte.“

„Er liebte sie ja wohl alle.“

„Nein, diese Eine liebte er mehr als die Uebrigen, es war ein seltenes Stück, das er im letzten Perseerkrieg erbeutet . . .“

„Wie interessant!“

„Ja, wenn Sie vollends die Geschichte dieser Pistole wüßten. Ach, wenn es doch erst wieder Krieg wäre!“

„Und Sie kennen die Geschichte dieser Waffe? General, erzählen Sie mir, ich bin so neugierig,“

„Gern, meine Gnädige, jedoch . . .“

„Ah, eine Bedingung!“

„Nicht das, verehrteste Baroneß, aber eine Bitte.“

„Und welche, wenn ich fragen darf?“

Dem Freiherrn gefiel seine Situation immer weniger; er war so sehr an's Befehlen und so wenig an's Bitten gewöhnt. Indes, wenn man etwas erreichen will, muß man sich Zwang anthun.

„Wenn ich nun um dies seltene Waffenstück bitten würde?“ hob er wieder an.

„Eine Lieblingswaffe meines Vaters!“ rief die Baroneß mit erkünstelter Exaltation.

„Ich wollte sie ja nur leihen.“

„Ja so.“

„Und vielleicht nur auf kurze Zeit.“

„Sehr gut, aber Pistolen sollen leicht zerspringen.“

„Nicht doch, meine Gnädige, das kommt sehr selten vor.“

„Und Sie sollen ein so eifriger Pistolenschütze sein, wodurch die Gefahr des Zerspringens sehr nahe rückt.“

Der Freiherr verlor über diesen Einwurf ein wenig die Fassung, doch sammelte er sich schnell wieder zu der Entgegnung:

„Meine Gnädige, ichbürge Ihnen dafür, daß diese Gefahr bei mir sehr wenig vorhanden ist, ich bin ein vorsichtiger Mensch, denn ich weiß, daß mein Leben meinem Vaterlande gehört!“

Der gute Freiherr war über diese Versicherung beinahe in patriotischen Eifer gerathen.

Die Baroneß biß sich auf die Lippen, um nicht zu lachen.

Graf Vasarhely kämpfte ebenfalls gegen die lebhafteste Erregung seiner Rachmuskeln wie ein Verzweifelter.

„Das ist etwas Anderes,“ meinte Gisela.

„Nicht wahr?“ fuhr der Freiherr animirt fort. „Und eben deshalb können Sie mir ohne Gewissensbisse die seltene Pistole borgen! Ich werde sie hegen und pflegen wie ein Kind, wie eine Braut, wie — mich selbst!“

„Gut,“ sprach die Hühnerfeld, „Sie fangen an, mir Garantien zu bieten.“

„Und zwar sehr schätzbare,“ schaltete Vasarhely ein.

„Also ich darf mich der Hoffnung hingeben, sie zu erhalten?“ fragte Glau Hattav begierig.

„Ich glaube ja, doch Sie sprachen vorhin von einer Geschichte dieser Waffe?“

„Es ist wahr,“ meinte zögernd der vormalige Freund des General Hühnerfeld, „doch ist es wohl mehr eine Sage.“

„Um so romantischer! Bitte, erzählen Sie sie uns!“

„Jene Waffe gehörte vormalß,“ hob sich abermals räuspernd der leidenschaftliche Pistolenschütze an, „einem Perser-Chan, der in dem Rufe der Unsterblichkeit stand.“

„Ein beneidenswerther Ruf,“ warf Vasarhely ein.

„Ja wohl. In der That gelang es auch den Russen nie, diesen Chan zu tödten oder zu fangen, er entkam ihnen durch seine geschickten Manoeuvres aus jeder Schlacht, sie mochten machen, was sie wollten.“

„Ein glücklicher General,“ meinte die Baroneß.

„Wie man will,“ fuhr der Freiherr fort. „Er selbst war indeß so bescheiden, all' sein Glück nur dieser Pistole zuzuschreiben.“

„Ein edler Zug!“ flüsterte Vasarhely.

„Und doch ging sie ihm verloren?“ fragte Gisela.

„Wer kann etwas für die Unbeständigkeit der Schicksale aller Sterblichen, der auch die größten Feldherren unterliegen! Eines Tages ging ihm die geliebte Waffe auf einem

seiner strategischen Rückzüge verloren, und der General von Hühnerfeld erbeutete sie.“

„In der That, ein ganz nettes Hüstörchen!“ rief die Hühnerfeld. „Diese Pistole muß, wenn anders ihr Ruf sich bewahrheitet, eine brillante Duellwaffe sein.“

Jetzt war das Aufdielippenbeißen an dem Freiherrn. Er machte dazu ein paar äußerst sonderbare Augen, als ob er fragen wollte: solltet Ihr etwa auch schon von dem verdammtten Engländer wissen? Dann aber stieß er wieder seinen Gewohnheitsseufzer aus: „Ach, wenn es doch wieder nur erst Krieg wäre!“

Basarbely gewährte die Verlegenheit des Pistolenliebhabers und beschloß, dem Gespräche wo möglich noch eine amüsantere Richtung zu geben.

„Theuerste Baroneß,“ bemerkte er, „Sie sprechen heute so duelllustige Gefinnungen aus, daß es mir ordentlich leid thut, konstatiren zu müssen, daß das Duell selbst jetzt nicht mehr recht fashionabel ist.“

Die Augen des Freiherrn durchzuckte ein Strahl der Freude.

„Nicht wahr,“ rief er tief aufathmend aus, „das Duell hat sich in unserer aufgeklärten Zeit überlebt, das denke ich auch!“

„Es kommt immer mehr aus der Mode,“ bekräftigte der junge Graf.

„Es schickt sich auch gar nicht für Kavaliere und Leute, die ihr Vaterland lieben,“ fügte Clan Hattav hinzu, „ihr Leben so nutzlos preiszugeben. Man muß wissen, was man seinem Lande schuldig ist. Nicht wahr, Herr Graf, Sie glauben doch auch, daß es bald wieder Krieg geben wird?“

„Schon möglich,“ erwiderte der Befragte.

„Auch im Kriege mag die bewußte Perseerpistole ihren Werth haben,“ schaltete Gisela ein.

„Nicht das,“ nahm der Freiherr den Faden seiner Rede wieder auf. „Ich bin nicht abergläubisch, ich glaube, die Russen hätten dem Chane auch ohne den Besitz jener Waffe nichts anhaben können. Wahrscheinlich gehörte er zu jener gediegenen Feldherrnschule, welche Vorsicht für das bessere Theil der Tapferkeit hält. Aber die fragliche Waffe hat für mich einen hohen künstlerischen Werth.“

„So ist sie auch schön gearbeitet?“

„Ein Meisterstück so zu sagen. Der Schaft ist mit edlen Steinen und goldenen Zierrathen der eigenthümlichsten Form so allerliebste ausgelegt, daß ich mir eben selbst gern ein paar Pistolen nach diesem Muster anfertigen lassen möchte.“

Die Baroneß klingelte, sobald sie diese Motivirung vernommen hatte, und beauftragte den Kammerdiener, als er erschien, sogleich die Pistole nach der Beschreibung des Freiherrn suchen und herbeibringen zu lassen.

„Sie sollen sie haben,“ sagte sie dann zu ihrem Gast.

„Und auf wie lange darf ich sie behalten?“

„So lange Sie wollen. Ich bin nach dem, was Sie mir zur Beruhigung gesagt, vollkommen überzeugt, daß ich sie keinen sichereren Händen anvertrauen könnte, als den Ihren.“

„Sie entzücken mich! Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür sein.“

„Vorausgesetzt, daß Sie unsterblich bleiben.“

„Sie sind ein liebenswürdiger Schelm, holde Baroneß. Möchten Sie mich denn so gern in den Tod schicken?“

„Ei bewahre, aber Sie sehnen sich doch so sehr nach dem Kriege?“

„Gewiß, indeß im Kriege sind wir dem Tode nicht näher, als im Frieden, es gibt sogar Zeiten, wo wir im Frieden weit gefährdeter sein können . . .“

„Sie reden, wie ein Philosoph des Alterthums.“

„Sagen Sie lieber, wie ein Praktiker, der aus Erfahrung spricht.“

In diesem Augenblicke ward die Pistole gebracht.

Die Baroneß nahm die wirklich wunderschön gearbeitete Perseerwaffe in die Hand, probirte ihren Hahn und überreichte sie dann mit einer komisch-graziösen Verbeugung dem Freiherrn.

Dieser betrachtete sie wohl eine Minute lang mit beinahe lüsternden Blicken und brach dann in die Worte aus: „Eine herrliche Waffe! welche Delice muß es sein, aus ihr zu schießen!“

Nun litt es ihn aber auch nicht länger mehr an diesem Orte. Er küßte der Baroneß die Hand, dankte ihr nochmals verbindlichst, und empfahl sich dann mit seinem sorgfältig im Rocke verborgenen Schatze ziemlich schnell.

Sobald er sich entfernt hatte, sagte Gisela zu Basarhely: „Es ist schade, daß der arme Freiherr nicht den ersten Schuß hat. Mit dem soeben entliehenen Talisman würde er sonst ganz gewiß in's Zeug gehen, nun, vielleicht kann er ihn doch noch brauchen.“

„Glauben Sie wirklich, daß noch ein Duell stattfinden wird?“

„Ich glaube gar nichts mehr, als daß unser eben verschwundene Gast, wenn er Kriegsminister wäre, sofort einen

Krieg mit einem beliebigen Nachbarstaate vom Banne brechen würde, nur um dem Engländer auszuweichen."

"Dazu braucht er gar nicht einmal Kriegsminister zu sein."

"Schwachen Sie nicht aus der Schule, lieber Graf. Denken Sie lieber an meine drei Gebote."

Vasarahely seufzte und sagte dann: "Ich werde sie erfüllen, wie ich es versprach. Sie sind eine unbegreifliche, grausame Fee."

"Und Sie?"

"Ihr Ritter."

Vasarahely verabschiedete sich.

"Die Marionetten tanzen Alle, wie ich es will," sprach die Baroneß mit triumphirendem Lächeln zu sich selbst. Ca ira!



Sechstes Kapitel.

Der armen Schönheit Lebenslauf.



Metre: Doch blatte auf die hocherregte
Jungfrau mitleidig stumm der Mann,
Und hört ihr Wort, das tiefbewegte,
Verloren in Gedanken an.
In seiner Seele drängten wieder
Sich Bilder der Vergangenheit,
Und aus den Augen fiel sein Leid
Einmal in schweren Tropfen nieder.
Er liebte hoffnungslos: wie Vlei
Lag dieser Gram in seinem Herzen . . .

(Aus Puschkin's „Der Gefangene im Kaufman.“)

Der Banquier Cohn Hirschburg war wirklich ein ausgezeichnete Mäcen. Er hatte mehr gethan, als wozu er sich eigentlich verpflichtet; besonders war es seine erste Sorge gewesen, Wanda eine sehr hübsche Wohnung aufzujuchen und dieselbe auf das eleganteste einzurichten. Wußte er ja doch, wie viel bei einer beginnenden Künstlerlaufbahn auf das äußere Auftreten ankommt, das alles, nur nicht ärmlich sein darf, wenn sich die Pforten des Ruhmes vor dem Glorienscheinaspiranten nicht verächtlich schließen sollen. Wer glänzen will, muß mit dem Glanze buhlen. Um welchen Preis? Das ist seine Sache. Ein in bescheidenes

Einem eingewickeltes Genie ist ein Wechselbalz; jedes noch so mäßige Talent in Sammt und Seide wird darüber hinwegschreiten und spielend eine höhere Staffel künstlerischer Stellung erlangen. Das ist der Ton unserer modernen, mit dem Dufte wohlriechender Lüge parfümirten Welt.

Eben saß Wanda wieder vor ihrem Bösendorfer Flügel. Sie hatte sich eine schwierige Opernarie einstudirt, indem sie ihren eigenen Gesang auf dem Klaviere begleitet hatte. Wenn sie so sang und spielte, war sie wie ein Kind, das halb in seligen Traum verloren, zwischen Blumen und bunten Steinen, dem Gesange der Vögel und dem Rauschen stolzer Fontainen lauschend, in einem Königsgarten spielt. Da dachte sie an gar nichts, was ihre eigenen Verhältnisse anging; ihre Gedanken verwandelten sich in lauter Harmonien, ihre Seele athmete durstig den Wunderblumenhauch wahrer Kunst ein. In solchen Momenten war es auch, wo plötzlich der Genius eigener Schöpfung in ihr erwachte, und sie jählings ihre Uebungen abbrechend, auf dem Piano in einer Weise phantasirte, um die sie mancher gefeierte Komponist beneidet haben würde. Auch heute war dieser Geist über sie gekommen; ein Märchen, ein altes verflungenes Kindermärchen war ihr durch die Seele gezogen, und nun kleidete sie es unwillkürlich in das tönende Gewand eines phantastisch-süßen Liedes. Wer kennt sie nicht, die schaurig-liebe Sage von dem verstoßenen Elfenkinde, das in ein irdisches Mädchen verwandelt unter den Menschen fremd und unverstanden aber vielverfolgt umherirrt! Oft wollen ihm die letzten Kräfte sinken, oft will es schon an Allem verzweifelnd sich selbst den Tod geben, da vernimmt es auf einmal wie aus einer anderen Welt herüber, vom Odem einer abnungsvollen Vergangen-

heit getragen, den Elfenreigen. So oft ihr aber hinieden der Elfenreigen tönt, müssen alle ihre Feinde und alle Gefahren von ihr lassen, die angstvolle Gegenwart wie ein böjer Traum von ihr fliehen und die sie verfolgenden Dämonen ehrerbietig der ewig lächelnden und tanzenden Fee Glück den Zugang zu dem armen Kinde gestatten, das sie dann immer auf eine kurze aber schöne Minute küßt.

Wanda war so ganz in dies Thema versunken und hatte sich so selbstvergessen in ihre melodischen Phantasien hineingespielt, daß sie gar nicht den Eintritt eines Mannes in ihr Zimmer wahrte; der mit dem Ausdruck großen Staunens an der Thüre stehen blieb.

Es war dies jener junge Offizier, den wir bereits in einer Unterhaltung mit der Baroneß von Hühnefeld kennen gelernt haben, der Sohn des alten Grafen Paardorf.

Sein Blick hing leidenschaftlich an der anmuthigen Gestalt des so eifrig Klavier spielenden Mädchens, das ihn noch nicht wahrgenommen hatte. Doch die wunderbaren Melodien, die ihn hier umtönten, legten gar bald seinen lebhaften Empfindungen Rosenfesseln an und ließen ihn alle die Gedanken vergessen, die ihn eben noch so sehr be-
stürmt hatten. Ihm war es, als sei er in Armida's Zauber-
garten gerathen.

Wie lange er so da stand und lauschte, wußte er nicht.

Erst als Wanda endlich inne hielt und ihr Köpfchen sinnend in die zartgeformte Hand stützte, kam er wieder zu sich, eilte auf das Mädchen zu, stürzte vor ihr auf die Knie und fragte wie berauscht:

„Wanda, wer hat Dich dies herrliche Lied gelehrt?“

Die Polin war über dieses unerwartete Intermezzo ungemein erschrocken. Ihr war der junge Graf Paardorf

nur zu gut bekannt, sie war mit ihm oft und gern zusammengetroffen, als ihre Glücksumstände noch solche gewesen waren, daß sie sich für vermögend halten durfte; sie hatte ihn damals sogar geliebt und sie liebte ihn noch jetzt. Aber von dem Augenblicke an, wo sie sich arm und verlassen gesehen, hatte sie sich vor ihm zu verbergen gesucht. Ob er von ihrem Unglück erfahren, sich für sie interessirte, sie suchte und lange nicht fand, sie wußte es nicht und wollte es nicht wissen. Als dann gar jene entsetzliche Stunde im Meditirstübchen des Banquiers Sohn Hirschburg schlug, da hatte sie geglaubt, auch das Bild des Geliebten mit einem einzigen furchtbaren Rucke für immer aus ihrer Seele gerissen zu haben. Hatte sie sich vorher schon vor einem Wiedersehen gefürchtet, so hatte sie jetzt davor gezittert.

Und nun lag er plötzlich ihr zu Füßen und fragte sie nach der Melodie eines Liedes, das ihr eigenes Herz gesungen. Sie vermochte nicht zu antworten.

„Wanda“, wiederholte der Offizier, „wer hat Dich dieses Lied gelehrt?“

Was suchte in diesem Momente alles durch das Herz des gequälten Mädchens? Rosengluth und Todtenblässe jagte abwechselnd über ihre Wangen, aber sie vermochte kein Sterbenswörtchen zu erwidern.

„Nur ein Dämon,“ rief der junge Paardorf, „kann solche Melodien erfinden, Deine Töne schauern mir durch die Seele so beispiellos traurig und so unbegreiflich süß, wie mich noch nie etwas in meinem ganzen Leben je berührt hat.“

Jetzt trat eine helle Thräne in das Auge Wanda's.

„Du weinst? Frohlocke lieber, denn mit diesen Klän-

gen wirst Du die Welt erobern von einem Ende zum andern und Dein Ruhm wird über alle Meere fliegen!"

Jetzt floß ein ganzer Thränenstrom über die Wangen des armen Mädchens.

„Wanda,“ fuhr Baardorf fort, „ich sollte sehr böse auf Dich sein, denn Du hast mir viel verschwiegen. Du hast mir nichts davon gesagt, daß Du arm geworden, Du hast Dich lieber vor mir verborgen. Aber die Liebe kennt keine Schranken und keine Verhüllungen. Ich habe Dich gesucht, bis ich Dich gefunden habe, und jetzt stehe ich vor Dir und lege Dir Alles zu Füßen, worüber ich zu verfügen habe, mein Leben, mein Vermögen, meine Zukunft.“

Ein leiser Schrei entrang sich der Brust der Polin. Sie bedeckte sich mit beiden Händen das über und über wie mit Purpurgluth übergoßene Gesicht.

„Was ist Dir, Geliebte!“

Keine Antwort, nur leises Schluchzen.

In diesem Augenblicke war es dem jungen Offizier, als ob ihm Schuppen von den Augen fielen.

„Ha,“ rief er aus, „ich höre, Du seiest arm bis zur Verzweiflung, und hier sehe ich Lustres, silberne Leuchter und ein kostbares Ameublement. Wanda, Wanda, sprich, was ist geschehen! Lasse nicht den gräßlichen Wurm des Zweifels an meinem Herzen nagen! Bist Du wirklich arm?“

Wanda war wohl ein zartes Wesen, aber kein schwaches Geschöpf. Sie sah den Geliebten leiden und vergaß darüber sich selbst. Muthvoll zog sie die Hände jetzt von ihrem mit Todtenblässe überzogenen Gesichte wieder zurück und antwortete mit einer Stimme, in der die ganze Trauer ihrer Seele lag:

„Ja, ich bin sehr arm.“

„Und doch dieser verschwenderische Glanz?“

„Ich lese Deine Zweifel, aber sie ganz zu lösen, vermag ich nicht.“

„Und Du hast mich geliebt?“ fragte mit unendlichem Schmerz Graf Paardorf.

„Ja, Guido, ich habe Dich geliebt, aber Du darfst mich nicht mehr lieben; vergiß ein Mädchen, dessen Unglück seine Armuth war.“

„Also ich komme zu spät?“

„Du kommst zu spät,“ wiederholte mit einer Grabesstimme die arme Wanda.

„Entsetzliche, teuflische Täuschung! Also auch Du? Was ist Frauentugend, wenn das Mädchen fällt, das Gott zu einem Engel geschaffen? Also sie sind Alle so, Alle ohne Ausnahme! Pfui über die Welt und die große Lüge vom Guten und Schönen, diese göttliche Lüge! Also arm ist immer gleichbedeutend mit elend! Armuth ist Vaster! Doch, Unglückliche, Du weißt nicht, was Du gethan, und so tief Du mich in den Abgrund und in die Nacht der Verzweiflung hinabgeschleudert hast, so tief wirst Du selbst sinken!“

„Das werde ich nicht!“ antwortete ruhig und fest das Opfer Hirschburgs.

„Wie, Du wagst Dich noch Illusionen hinzugeben? Ja, Glanz wird Dich umhüllen, Ruhm mag Dich umstrahlen, auf dem Grabe Deiner Tugend. Aber dieser Glanz, der Glanz, den arme Schönheiten so theuer erkaufen müssen, wird Deinen Augen, die mir einst Liebe gelogen, gar bald wehe thun. Und der Ruhm, mit dem Dich Deine Verehrer zieren werden, wird Dich mit jedem neuen Lorbeerblatte an den verlorenen Myrthenkranz erinnern. Die Freude

wird Dich anekeln und die Erinnerung an die Zeit Deiner Unschuld wird wie eine Schlange unter all den Blumen hervorsicheln, die man Dir auf den Weg streut. Das ist der armen Schönheit Lebenslauf!"

"Man wird mir keine Blumen auf den Weg streuen, Guido," erwiderte mit schmerzvoller Ruhe abermals die angehende Sängerin.

"Wie soll ich das verstehen? Verblendet mich wirklich ein entseßlicher Irrthum, oder willst Du das Netz neuer Täuschung auswerfen?"

"Ich habe Dich nie täuschen wollen und wenn Du im Stande wärest, einen Blick in meine Seele zu werfen, so würdest Du mich wohl beklagen, aber nicht verurtheilen. Eine Bettlerin, wie ich es bin, durfte Dir nicht die Hand vor dem Altare reichen, noch auch sich so erniedrigen, von dem Geliebten ein Almosen zu empfangen."

"Aber von Anderen!" fuhr Baardorf wie rasend auf.
"Vielleicht."

Eine gräßliche Veränderung ging in den Gesichtszügen des jungen Offiziers vor. Er brach, nachdem er eine Weile mit sich selbst gekämpft, in ein Lachen aus, das so entseßlich klang, als habe sich ein Weheschrei hineingemischt.

"Ach, Liebchen, haben wir so gewettet," rief er dann, "also dem Idealisten Platonismus, dem praktischen Manne Alles, nicht wahr? Aber ich verstehe auch praktisch zu sein, komm, laß uns kosen. Deine Lippen sind noch immer wunderschön, laß mich jetzt auch an ihnen naschen, bevor Andere ihre Rosen abgepflückt."

Und er faßte in dämonischer Regung nach ihrer schlanken Taille.

"Zurück!" rief Wanda.

„Ah,“ sprach mit schneidendem Hohne Paardorf, „mit mir soll noch immer Komödie gespielt werden? Es ist unbequem, einem alten Freunde gegenüber eine neue Rolle einzustudiren.“

„Halte ein,“ entgegnete Wanda, „entehre Dich nicht selbst in mir. Nie wird mich ein Mann berühren!“

Und damit flog sie wieder an's Piano und begann auf's Neue nur mit noch ergreifenderen Akkorden, das Elfenmährchen zu spielen und zu singen.

Thränen traten in die Augen Paardorfs. Er hätte Wanda zu Füßen sinken mögen und doch vermochte er es nun nicht mehr. Er liebte sie noch immer, aber jetzt hoffnungslos. Als sie die letzten Akkorde des seltsamen Liedes hatte verklingen lassen, rief er ihr zu:

„Lebe wohl, Du unbegreifliches Wesen! Jetzt erst verstehe ich die Sage von den Sirenen!“ Und damit eilte er fort.

„Lebe wohl, lebe wohl auf immer!“ jenzte Wanda mit vom Weinen erstickter Stimme.



Sie b e n t e s K a p i t e l.

Eine erste Begegnung.

Motto: Fecisti nos ad te, Deus! — et irrequietum
cor nostrum, donec requiescat in te!

Augustinus.

Tá dci na div slícna biše,
tiela urostlého krásnie,
lice imieše ovšem biélé,
na licech rumenci ktviechu;
oči jako nebe iasné,
i po ieiéi biéléi šili
vlasi zlatostvúci vieú
u prstencéch skadeřeni.

Ludiše a Lubor.

Man lernt nicht die Irrwege durch den rechten
Weg, sondern den rechten Weg durch die Irr-
wege kennen.

Lessing.

Hegel, der einst dem Dichter Heine klagte, daß die goldenen, ewigen Sterne doch nur ein leuchtender Ausfluß des Himmels seien, hat manches große und manches sonderbare Wort gelassen ausgesprochen. Von ihm stammt auch die tief sinnige Sentenz: „Der hellenische Geist fand das Geheimniß der mythologischen Sphinx, ihr Wort ist: der Mensch.“ Ja wohl, der Mensch ist und bleibt sich immerdar ein Räthsel, und wenn man manchmal in den Spiegel

sieht, könnte man sich versucht fühlen, seinem eigenen räthselhaften Ich, eben ob seiner Räthselhaftigkeit, eine rechte Malice zu sagen, oder, wenn einem schon gar die Galle über das gebrechliche Gefäß so vieler Thorheit, das uns da gegenübersteht, überläuft, sich selbst eine prometheische Ohrfeige zu geben. Hamann hat freilich in seinen „Kreuzzügen des Philologen“ mit gar lateinischem Lächeln ausgerufen: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß bahnt uns den Weg zur Vergötterung,“ aber, mein Gott, das ist beinahe so viel, wie wenn ein Ingenieur sagen würde: „Nichts als die leidige Anziehungskraft der Erde hindert uns, einen Telegraphen nach dem Mond zu führen!“ Freiherr Clan Hattav war doch gewiß ein ausgezeichnete Pistolenschütze und nichts desto weniger hielt er sich für einen miserablen Stümper in dieser äußerst aristokratischen Kunst. Dabei war er ein seelenguter, ja gemüthlicher Mensch, der gern seinen Sekt in Frieden trank, und doch sehnte er sich beständig nach Krieg und Schlachten. Da lobe ich mir den Plato, der hüpfte über alle menschlichen Widersprüche mit dem aalglaten Sage hinweg: „Alle, die das Ueble thun, thun es aus Unwissenheit.“ Unwissend sind wir aber allzumal, wir brauchen daher auch weder zu wissen, ob wir gute Pistolenschützen, noch ob wir gute Generale sind. Unsere menschliche Schwachheit hindert uns oft daran, das Rechte zu erkennen, weshalb es schon in der Bibel heißt: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Aber da tritt uns schon wieder der fatale Jean Paul mit dem Diktum in den Weg: „Wer irgend noch Etwas fürchtet im Universum, und wär' es die Hölle, — der ist ein Sklave.“ Clan Hattav fürchtete die Hölle, von der Vater Klinkowström so detaillirte Berichte zu geben

weiß, durchaus nicht, aber — aus Freude über die glückliche Acquisition der wunderthätigen Perserpistole veranstaltete er doch eine — Jagd. Gute Menschen fühlen den edlen Drang in sich, wenn sie selbst etwas erfreut, auch Anderen Freude zu machen. Diesem Drange verdankten es die zahlreichen Gäste des Schlosses Maulbeerheim bei Wien, daß sie eines nebeligen Herbstmorgens vereint den Genüssen einer Jagd entgegen gingen, zu deren besonderer Glorifizierung Hattav einen Auerochsen aus Rußland, einen Bären aus Siebenbürgen und hundert Stück Fasanen aus Böhmen hatte kommen lassen.

Es war ein weites herrliches Waldrevier. Grün waren darin nur noch die düsteren Tannen, die Laubbäume aber sahen schon so bunt wie Papagaien aus, und der moosdurchwachsene Rasen, der den Ringelnattern und Kreuzottern nahezu seit einem Monate zu kühl vorkam, war schon an vielen Stellen mit feinem schneeweißem Reif bedeckt, dem gefrorenen Athem der lieben Mutter Erde. In diesem Walde entfaltete sich, kaum daß die Morgendämmerung ihre letzten zarten Schleier von ihm hinweg gezogen hatte, ein überaus ruhiges mannigfaltiges Leben. Herren und Damen zu Pferde bildeten eine glänzende Cavalcade, dazu bestimmt, den Auerochsen zu verfolgen, sobald ihn die Treiber und Hunde aufgejagt haben würden. Das war ein lustiges Pferdegewieher, Gefläß, Kommandiren und Hörnerblasen in die frische, schneidige Morgenluft hinein. Die Bäume des Waldes schüttelten schier verwundert über alldem Lärmen ihre Häupter, denen es wie weiland dem Haupte und Verstande des berühmten Swift ging, daß sie, vom Nahen des Winters berührt, zuerst abstarben, um ihr vielbewegtes, nun dürres Laub von allen Winden forttragen

zu lassen. Endlich verkündete ein nicht enden wollendes Geschrei der Treiber und ein wahrhaft homerisches Hundegelb, daß das fremdartige Thier, dessen Herbeischaffung aus seiner Heimat dem guten Freiherrn allein zwanzigtausend Silberrubel gekostet hatte, aus seinem provisorischen Lager aufgeschreckt worden sei. Nun setzte sich die gewählte Jagdgesellschaft mit all' ihren Kavalieren und Amazonen in Trab, helle Hörnersignale ertönten von allen Seiten, und bald krachten auch Flintenschüsse in das sich fortwährend erhöhende allgemeine Halloh. Es ging immer schneller durch den ziemlich dicht bestandenen Forst, so daß bald hier ein Stück Mantel, dort ein Streif Amazonenkleid zur Freude der gaffenden Bauernjungen an den Bäumen hängen blieb.

Unter den geladenen Jagdgästen befanden sich auch der alte Graf von Baardorf und seine Tochter Viktoria. Der Graf, vordem ein leidenschaftlicher Jäger, aber jetzt durch die lange Beschäftigung mit langweiligen Staatsgeschäften so ziemlich für allen Sport abgestumpft, trabte lediglich aus Gesundheitsrücksichten mit den Anderen dem famosen Auerochsen nach. Viktoria aber freute sich wohl am Walde in seinem rührenden Herbstschmuck, aber der Jagdlärm selbst, und vor Allem dies tolle Hängen nach einem armen Thiere, das man weniger erlegen, als vielmehr systematisch zu Tode maltraitiren wollte, behagten ihr dafür um so weniger. Sie ritt einen zierlichen, überaus flinken weißen Zelter, der sich mit Leichtigkeit ihrem sanften Zügel unterwarf. Sobald nun das Getümmel immer ärger wurde und die allgemeine Aufmerksamkeit fortwährend nach dem einen Punkte gerichtet war, woher der Hallohruf der Treiber und das Gefläch der Meute am lautesten erscholl, benutzte

Viktoria diese günstige Gelegenheit, ihr Kößlein abseits zu lenken, um stillere Waldpartien aufzusuchen, in denen sie sich dem Vergnügen, die freie frische Waldbluth einzuathmen und sich des Schlummerlächelns der in den Winterschlaf versinkenden Natur zu freuen, ungestört von den verwilderten Tönen jenes wüsten Amusements des high life, hingeben könnte. Sie ritt eine ziemliche Strecke gerade in den Forst hinein, bis das Jagdgeröse fast ganz ihrem Ohre entchwand. Auf einem freien, von alten Edelstannen eingesäumten Plage hielt sie endlich an, stieg ab und band ihren Zelter an eine vom Blitz einmal mittendurch gespaltene Tanne und stand dann eine Weile sinnend da in Anschauung der immergrünen alten Bäume und der einsamen Waldwiese versunken, auf der schon alle Blumen am Frosthau gestorben waren und nur noch einige wenige Herbstzeitlosen, diese wahren enfants perdus der Blumenwelt, verstoßen blühten. Viktoria hatte nicht in Wien, sondern auf einem böhmischen Schlosse ihres Vaters das Licht der Welt erblickt. Vielleicht hatte es ihr der mährchenhafte Hauch, der über dem alten Wunderlande Böhmen wie eine bald nahende, bald fliehende Fata Morgana liegt, angethan, daß sie mit ihrem träumerisch jungfräulichen Wesen so wenig in die heitere Residenz paßte. Wie sie so jetzt in den duftumhauchten Forst hineinblickte, schien sie eher eine jener zarten Jungfrauengestalten zu sein, von denen die altböhmischen Sagen-Lieder so holde Kunde bringen.

Weithin war es still, die Jagd hatte sich eine ganz andere Bahn gewählt und ließ nur selten noch ferne Schüsse, halbverklungene Rufe und abgebrochene Fanfaren zu der absichtlich versprenkten Jägerin herüberklingen, die an alles

Andere eher als an das blutige Erlegen der armen vierfüßigen Waldbewohner dachte.

Stärker denn je regte sich in ihrer Seele die namenlose Sehnsucht nach einem Wesen, mit dem sie reden könne, wie sie fühlte und dachte, das sie lieben könne, wie sie den blauen Himmel, die stillen Blumen und den leise im Windhauche rauschenden und flüsternden Wald liebte. Wohl hat Schiller gesagt: „wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so beäße jeder Einzelne die Welt“. Aber leider finden gewöhnlich gerade diejenigen, welche möchten, am allerwenigsten ein Einzelwesen, dem sie sagen und fühlen lassen dürfen, wie groß die Liebe ist, die frisch und mächtig wie ein Urwaldsbaum aus ihrem kindlichen Herzen heraustr wächst. Und ein Mädchen, das sich von der Gesangbuchsfrömmigkeit einer Mutter, die jedes natürliche Gefühl nachgerade für Sünde, selbst das freudige Licht des Tages für eine weltliche Taktlosigkeit und nur das bigotte Clair-obscur des Beichtstuhles und der mit düsterbunten Gläsern geschmückten Bettstube für den wahren Farbenton des wahren Lebens hielt, unendlich abgestoßen, von dem kühlen Ceremoniell eines in verknöcherten Doktrinen verknöcherten Vaters winterkalt angeweht fühlte, ein solches Mädchen mußte ja förmlich an dem unanbringbaren Liebesreichtum ihres jungen Herzens krank werden. Wohl belebte ihre Phantasie, daheim in ihrer stillen Blumenstube, eine jede Pflanze, daß sie mit ihr plaudern konnte, wie mit einem Kinde, das uns ja auch nicht versteht. Aber diese bloße Expansion genügte ihr nicht und konnte ihr nicht genügen. Sie sehnte sich, auf ihre Reden, Fragen und zarten Schmeichelworte irgend eine Erwiderung, den wunderseligen Klang des liebesfreundschaftlichen „Du“ zu vernehmen.

Und von diesen Empfindungen auch jetzt wieder wie mit Aeolsharfeentönen durchflungen und durchjungen, ward es ihr allmählig zu Muthe, als ob die alten Tannen ihr geheimnißvoll verständnißinnig zunickten und mit ihren Zweigen ihr ein Wort unendlichen Trostes zurauschten, das sie auf einmal über und über mit süßer Erwartung erfüllte. Ihr war, als müsse urplötzlich dort drüben am jenseitigen Waldrande der Wiese ein lieber Jemand aus den Bäumen heraustreten, auf sie zueilten und ihr tausend liebe Wunder verkünden. Sie ward von so lebhafter Ahnung erregt, daß sie die Arme hätte ausbreiten mögen, um dem ersuchten Freunde liebe Grüße entgegen zu winken. Und wirklich, täuschte sie ein Traumbild, oder äßte sie irgend ein wacher Spuk? Ein dunkler Schatten schien sich drüben aus der Baumgruppe herauszuwinden. Jetzt trat er ganz heraus. Aber, o böshaft neckischer Zufall! Das war kein Mensch, sondern der Bär, den der Freiherr aus Siebenbürgen zur heutigen Jagd requirirt hatte.

Meister Peg war durch den beginnenden Jagdlärm wahrscheinlich aus seinem Morgenschlummer aufgeschreckt worden, oder sonst in Folge einer unliebsamen Störung schlecht aufgeräumt. Wie er auf die Waldwiese heraustrat, begann er seine griesgrämigen Blicke sofort mit einem gewissen Feuer auf die kaum einige hundert Schritte von ihm entfernte Tochter des Grafen Paardorf zu werfen, und dies Feuer deutete durchaus nichts Gutes an. Dazu richtete er sich jetzt auch auf zwei Beine empor, als ob er das ihm gegenüber befindliche Menschenkind recht gewissenhaft in Augenschein nehmen wollte, und seine Nasenflügel bliesen sich dabei in so verdächtiger Weise auf, wie es die Kindermärchenbücher von der fürchterlichen Stumpfnase des Men-

schenfressers erzählen, sobald sie in der Nähe süßes Menschenfleisch wittert. Der alte Burische schien noch nicht gefrühstückt zu haben und gar nicht übel Lust zu verspüren; den Spieß dieser herrschaftlichen Jagd umzukehren, das heißt, aus einem Gefagten ein Jäger zu werden. Die Comtesse kam ihm sicher als ein superbes Edelwild vor, das zu erlegen er sich, kraft des keiner weiteren Jagdlicenz bedürfenden Naturrechtes, für vollkommen autorisirt erachten mochte. Als wahrer Gourmand ging er indeß nicht gleich spornstreichs auf seine Beute los, sondern öffnete erst den Rachen *par distance* und fing an behäbig mit der Zunge zu lecken, als ob er sich der Delice freue, das Kind des Diplomaten zuvörderst in Gedanken zu verschlingen.

Viktoria ihrerseits war nicht wenig darüber erschrocken, statt eines Seelenfreundes einen appetitreichen Vierfüßler mit den allerbedenklichsten Intentionen aus dem lauschigen Walddunkel sich entgegentreten zu sehen. Das Ungewöhnliche und Plötzliche dieser Situation brachte sie um alle Besinnung, und obwohl ihr Zelter, an einem der nächsten Bäume angebunden, unruhig scharrte, als ob er seiner Herrin zur schleunigen Flucht rathen wollte, so kam sie doch nicht auf den Gedanken, ihn zu besteigen und dem Bären schnell aus dem Wege zu gehen. Sie sah denselben sich aufrichten und sie mit drohenden gierigen Blicken mustern, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, sich von der Stelle zu rühren. Der Schreck hatte sich mit bleierner Gewalt über ihre Glieder gelegt. Ihr Auge heftete sich, von starrer Furcht befangen, auf den ungeahnten Feind, der ihr bereits von Weitem seine großen, blendend weißen Zähne zeigte, als ob er ihr damit die tröstliche Versicherung habe geben wollen, daß er sie mit Hilfe dieser brillanten Schneide-

werkzeuge, ohne lange Qual, sehr fir und elegant vom Leben zum Tode bringen könne, sobald er ihr nur mit seinen gräulich mächtigen Tagen den ersten kunstgerechten Genickfang gegeben haben werde. Das arme junge Mädchen aber war über diese Art von einschneidendem Trost unendlich wenig erbaut und zitterte vielmehr ob des unheimlichen Ausblicks am ganzen Leibe.

Unter der Jagdgesellschaft des Freiherrn hatte sich aber auch die Baroneß von Hühnerfeld und ihr Freund der Graf von Bazarhely befunden. Die Hühnerfeld war eine Freundin solcher Vergnügungen, wie sie denn in ihrem ganzen Wesen etwas Dianenhafteß hatte. Als sie aber den alten Paardorf und seine anmuthige Tochter bemerkt hatte, war sie gleich zu Beginn der Auerochsenhege auf Bazarhelyn zugeritten und hatte ihm zugeflüstert:

„Gedenken Sie Ihres Versprechens. Sehen Sie dort die Comtesse Paardorf? Heut' müssen Sie die erste Gelegenheit finden, sich ihr mit Entschiedenheit zu nähern.“

Bazarhely war ein enragirter Jäger und hätte in diesem Augenblick sehr viel darum gegeben, ausschließlich an das Waidmannsvergügen, statt an eine ungeliebte junge Dame denken zu dürfen. Gleichwohl hing sein Herz mit solcher Leidenschaft an Gisela, daß er sich sofort Zwang anthat und ihrem Wink folgend, Viktoria fest in's Auge faßte. Es entging ihm denn auch nicht, daß diese sich von der übrigen Gesellschaft entfernte, und so sehr es ihm wehe that, dem Auerochsen nicht weiter mit nachsetzen zu können, war er doch schnell entschlossen, ebenfalls bei Seite zu reiten, um die sich in die Einsamkeit flüchtende, jagdunlustige Jägerin zu verfolgen und wo möglich auf diese Weise eine Gelegenheit ausfindig zu machen, sich ihr freundlich zu

nähern. Da Viktoria aber querselbein in's Dickicht ritt, so war seine Aufgabe, wenn er sich nicht auffällig benehmen wollte, sehr erschwert. Er mußte zufrieden sein, nur die Richtung, welche die Comtesse einschlug, nicht zu verlieren, indem er sie beständig im weiten Bogen umritt. Dabei kam sie ihm oft aus den Augen, und einige Male mußte er auch absteigen, um sich, indem er sein Pferd führte, mühsam einen Pfad durch das dichte Gestrüpp zu bahnen. Vasarhely, der sich nicht eingeildet hatte, auf dieser Jagd ein solches Jagdobject zugewiesen zu erhalten, fand es zuletzt gleichwohl beinahe nicht uninteressant, der Comtesse wie ein Indianer nachzuschleichen; durfte er sich doch auf alle Fälle damit schmeicheln, daß er das allervornehmste Wild des ganzen Forstes verfolge. • Seine Aufgabe wurde aber immer schwieriger, da er in sehr dicht bestandene junge Waldung gerieth, die sein Vordringen sehr verlangsamte und ihn über den Pfad Viktoriens oft in die größte Ungewißheit brachte. Dabei wollte es ein neckischer Zufall, daß ihm beständig Hirsche, Rehe, Hasen und Fasanen in Schußweite kamen, ja, so zu sagen, über den Weg liefen, als ob sich das Wild die Parole gegeben habe, daß gerade von diesem Jäger für den heutigen Tag durchaus nichts zu fürchten sei. Oft faßte er mit beinahe krampfhaftem Ruck nach der Büchse, die er nachlässig über die Schulter gehängt trug, aber immer fiel es ihm dann noch zur rechten Zeit wieder ein, daß er ja seine Anwesenheit der Verfolgten durch einen Schuß nicht etwa verrathen dürfe, um sie dadurch nicht noch mehr zu verschrecken. So setzte er denn seine anstrengende Tour unter wahren Tantalusqualen fort, bis er auf einmal gar nicht mehr wußte, in welcher Himmelsgegend er eigentlich den schönen Flüchtling vermuthen sollte.

Wieder stieg er mit einem leisen ungarischen Fluche vom Pferde und fragte sich dabei, was nur die Hühnerfeld in aller Welt für ein Interesse haben könne, ihn der Paardorf in Dornen und Gestrüpp bis wer weiß wohin nachzuschicken. Da vernahm er auf einmal ganz in seiner Nähe den markdurchdringenden Angstschrei einer weiblichen Stimme.

Der böse Gesellschaftler Viktorienz hatte nämlich allmählig seine zuwartende Stellung denn doch etwas langweilig gefunden. Das bloße Lecken mit der Zunge hatte seinen gefährlichen Appetit nur noch mehr gereizt, und nur über einen Punkt war er im Unklaren gewesen, ob er zuerst das reizende Menschenkind oder das weiße Roß anfallen und vertilgen solle. Wohl mochte ihm die Komtesse sehr lecker vorkommen, aber ihr zarter Wuchs gab ihm zu denken: So ein feines Dämchen aus der hohen Welt ist doch ein gar zu kleiner Bissen, wenn man einen Bärenhunger hat. Hinwiederum war der Zelter ein ganz charmantes Thier und ein stattliches Deseuner, allein das Ausschlagen mit seinen wohlbeschlagenen Hinterbeinen, in dem sich das angebundene Thier schon jetzt in seinem richtigen Instinkt zum Verwundern gut übte, ließ es Bez hinwiederum bedenklich erscheinen, ihn zum ersten Angriffsobjekt zu wählen. Wäre der Bär ein deutscher Professor gewesen, so würde er aus diesem leidigen Dilemma wohl nie herausgekommen sein, und Roß wie Fräulein hätten trotz seiner bedenklich wohlkonditionirten Zähne dabei in Ehren alt und grau werden können. So aber war Bez ein sehr gefährlicher Kerl, halb Ungar, halb Pollak, also auf alle Fälle ein polizeiwidrig initiativess Individuum. Er verlor sich daher auch nicht zu sehr in philosophische Betrachtungen darüber, was das Gute und was das Bessere sei, sondern fiel plötzlich wieder,

ausschließlich dem Majoritätsvotum seines Magens Folge gebend, auf alle Viere und begann im Lauffchritte zur Attaque auf Fräulein und Belter überzugehen.

In diesem Momente war es, wo Viktoria, die entsetzliche Gefahr gegen sich herankommen sehend, und doch durch ihr Entsetzen unvermögend zu fliehen, jenen furchtbaren Schrei ausstieß, der dem in der Nähe befindlichen Vasarhely so plötzlich ihre Anwesenheit und ihre Gefahr zu erkennen gab.

Im Nu riß dieser jetzt seine Büchse von der Schulter und eilte mit einer solchen ritterlichen Hast dem Orte, woher der Hilferuf erklungen, zu, daß er glücklich auf jener Waldwiese anlangte, als Peg kaum noch fünfzig Schritte von der von Angst schon halb getödteten Komtesse entfernt war. Das Ungethüm erblicken, das Gewehr anlegen, nach dem Kopfe des Bären zielen und losdrücken war ein einziger Moment.

Der Schuß frachte und der von einigen Rehpösten am Ohre verwundete Bär hielt einen Augenblick in seinem Vormarsch inne, um sich nach dem ihn in der Flanke bedrohenden Feinde umzusehen.

Viktoria stieß, als sie so unerwartet Hilfe herannahen sah, einen Freudenschrei aus.

„Fürchten Sie nichts mehr,“ rief ihr Vasarhely zu, obwohl er sich darüber klar war, daß die Situation jetzt erst recht eine gefährliche geworden sei.

Meister Peg empfand indeß nicht so bald ein unangenehmes Jucken an seinem Ohre und fühlte sein eigenes Blut über Auge und Nase strömen, als er in die ungeheucheltste Entrüstung über diese nichtswürdige Störung in seinem Jagdvergnügen gerieth. Kein Duodezfürst kann in

so großen Zorn gerathen, wenn er sich durch einen Wilderer jählings in seiner Jagdprerogative beeinträchtigt sieht, als unser Bierfüßler, der die Komtesse sammt ihrem Köpfelein schon mit so viel Wohlbehagen in Gedanken gontirt hatte.

Mit einer Schnelligkeit, die in großem Widerspruche mit seiner übrigen plumpen Erscheinung stand, führte er eine sehr geschickte Frontveränderung aus, indem er sofort auf Vasarhely losging. Dabei stieß er ein grimmiges Brummen aus und fletschte so häßlich mit den Zähnen, daß es dem beherzten Ungarn für einen Augenblick beinahe unheimlich zu Muthe wurde.

„Teremtette“, sagte er zu sich selbst, „die Bestie will mit mir fürlieb nehmen!“

Dies mochte allerdings die leitende Idee des halben Landsmannes Vasarhely's sein, denn er schraubte auf ihn los, als könne er die Zeit nicht erwarten, ihn zwischen sein gräuliches Gebiß zu nehmen.

Aber der junge Graf, der nicht zum ersten Male bei einer Jagd war, bei der Bären Gastrollen spielten, hatte sich schon muthvoll wieder gefaßt, und nachdem er sein Gewehr zur Erde geworfen, seinen Hirschfänger gezogen, mit dem er nun seinerseits dem Bären entgegen ging.

Es war ein entseßlicher Moment.

Viktoria hätte Hören und Sehen vergehen mögen, als sie gewahrte, in welche furchtbare Gefahr sich ihretwegen der ritterliche junge Mann stürzte. Sie sank auf die Knie und begann laut für ihn zu beten.

Reß war jetzt nur noch wenige Schritte von dem Grafen entfernt und dachte jedenfalls nicht daran, daß dieser ihm noch viele Sperenzen machen würde. Ein sehr großer Nachtheil aber war es für den Bären, daß ihm über sein

rechtes Auge fortwährend das Blut von seinem Ohre herab lief, so daß er mit jenem durchaus nichts zu sehen im Stande war.

Vasarahely erkannte diesen Vortheil schnell, sprang auf die rechte Seite des Bären und stieß ihm mit dem Hirschfänger eben so muthig als geschickt auch das linke Auge aus.

Das schwer verwundete Ungethüm erhob ein entsetzliches Gebrüll.

Homo sacra res homini, der Mensch ist dem Menschen ein — Heiligthum! Diese tief sinnige Sentenz des Seneca offenbarte sich in diesem kritischen Augenblicke recht lebendig in Vittoria, die sonst ein so schüchternes, weltfremdes, vor Gefahren schen zurückbebendes Mädchen, als sie die ängstliche Situation ihres Ritters sah, von dem Muth der jener pergameischen Jungfrau bejeelt wurde, die, wie Plutarch erzählt, einst heldenhaft vor den Despoten Mithridates trat, um von ihm die Leiche des hingemordeten Geliebten zurückzuverlangen. Erst jetzt erinnerte sie sich ihrer zierlichen, reich mit Silber beschlagenen Jagdflinte, die an einem mit Goldstickerei geschmückten Bande über ihrer Schulter hing, ergriff sie und eilte, einer unwiderstehlichen Regung folgend, furchtlos dem Kampfplatze zu. In solchen Momenten ist es, wo die Seele ihre volle Macht über den schwachen Körper äußert, wo das, was in unserem Innern bisher geschlummert, nachdem es plötzlich geweckt worden, sich wie ein junger Herkules in Thaten kundgibt. In Vittoria aber war die lange, traumwobene schlummernde Liebe mit einem Male jetzt wach geworden, und kaum munter, beherrschte sie nun ganz ihren Willen, ihr Denken und Thun. Hat doch der Philosoph Fichte nur zu recht, wenn er in den geheimniß-

vollen Schätzen des menschlichen Herzens forschend, ausruft:
 „Was Du liebst, das bist Du, und das lebst Du!“

Sobald der Hirschfänger Bazarhely's in das linke Auge des Bären eingedrungen war, erhob sich dieser, von ungeheurerem Schmerze gefoltert, und zur fürchterlichsten Wuth aufgestachelt, wieder auf seine Hinterbeine und suchte den Feind mit seinen ausgestreckten Vordertagen in eine fürchterliche Umarmung zu verstricken. Bazarhely sprang wieder bei Seite, aber das auf's Heußerste gebrachte Unthier entwickelte nunmehr eine große Flinkeit und begann auch, da die Schwunde jetzt weniger mehr blutete, mit dem rechten Auge wieder zu sehen. Mit weit geöffneter Mache drang es auf den muthigen Jäger ein, der sich mit Mühe des entseßlichen Gegners mit seinem Hirschfänger erwehrte. Doch, was ist ein Hirschfänger gegen einen von Schmerz beinahe toll gewordenen Bären? Das Ungethüm führte unausgesetzte Schläge mit seinen beiden Vordertagen gegen den Cavalier, dessen Parierkunst mit seiner sinkenden Kraft schon fast zu Ende ging. Nun ist es zwar in den Ländern, wo Jäger öfter Einzelkämpfe mit Bären zu bestehen haben, Jagdsitte, der Umarmung des Thieres nicht auszuweichen, sondern, indem man mit ihm ringt, ein Messer plötzlich in seinen Leib zu stoßen. Doch dies ist ein Manoeuvre sehr gefährlicher Art, was selbst im günstigsten Falle für den Waghals, der es unternimmt, nicht ganz ohne eigene blutige Erinnerungszzeichen abzulaufen pflegt.

Bazarhely zögerte, eine solche Kampffart mit ihren zweifelhaften Chancen anzunehmen und suchte vielmehr, die Taten seines formidablen Feindes mit dem Hirschfänger zu verwunden. Das war aber bei dem fortwährenden Hin- und Wiederdrehen des Bären wie seiner selbst ein sehr schweres

Ding. Und da wollte es ein ungeliger Zufall, daß Pesh sich auf einmal schneller zur Seite drehte, als der Ungar es gedacht hatte, und ihm mit seiner einen Tasse, unversehens, die einzige Waffe, die ihm noch übrig geblieben war, aus der Hand schlug.

Der Ritter Viktoriens, abgemattet von dem Kampfe mit dem starken und dazu noch so sehr gereizten Thiere wie er war, wäre jetzt kaum noch im Stande gewesen, die Flucht zu ergreifen, wenn ihm dies überhaupt die Gegenwart einer Dame, die er hatte retten wollen, erlaubt haben würde. Wahrscheinlich würde er der wüthenden Bestie jetzt rettungslos zum Opfer gefallen sein. Doch ein guter Genius wachte über sein Geschick. Die ihm mit ihrer Jagdflinte zu Hilfe geeilte Viktoria stand plötzlich gerade im allerentscheidendsten Augenblicke neben ihm und reichte ihm die geladene Jagdflinte hin, die in ihrer Hand nur eine nutzlose Spielerei, in der des schußgewandten Bazarhely dagegen eine nicht zu verachtende Waffe war. Sie in seiner Hand fühlen und sie dem Bären in den aufgerissenen Rachen stecken, war Eines. Nun frachte der Schuß dem Ungethüme lustig in den entseßlichen Schlund hinein, und es brach, obwohl die Ladung nur aus Rehpösten bestand, zuckend und schaurige, unartikulirte Töne ausstoßend, zusammen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren: hastig nahm Bazarhely den ihm vorhin entfallenen Hirschfänger wieder auf, eilte auf den gefallenem Bären zu, setzte ihm den linken Fuß auf den Leib und brachte ihm, seiner Qual wie seiner noch immer drohenden Furchtbarkeit ein schnelles Ende machend, den Gnadenstoß bei.

Unter entseßlichem Schnaufen verendete der gewaltige Waldbewohner, der es in seinen heimatlichen Bergen gewiß

nicht geahnt hatte, daß er so nahe an einem der Centren europäischer Civilisation das Zeitliche segnen würde. Von der jedem Jäger so natürlichen Freude über die Erlegung eines so kolossalen Wildes ergriffen, führte sein Ueberwinder das silberne Jagdhorn an die Lippen und blies, noch triumphirend auf der frischen Leiche mit dem einen Fuße stehend, eine lustige Fanfare, die weithin, siegverkündend in den verbstlichen Forst hineinschallte. Es war dies ein eigenthümliches Bild. Das zarte junge Mädchen, in dessen Gesichtszügen sich noch die Aufregung des eben erst überstandenen Kampfes mit Rosengluth malte, der ritterliche junge Jäger in seiner triumphirenden Stellung auf dem erlegten Wilde, und dieses selbst, blutig über und über, auf dem vergilbten Rasen hingestreckt. Dazu die hohen alten Tannen als stattlicher Hintergrund, aus denen sich eine Schaar schwarzer Krähen, von dem lustigen Horngetön Bazarhely's aufgeschreckt, mit unheimlichem Geschrei, wie die Manen dieses blutigen Jagdstückes, erhob.

Und nun wendete sich plötzlich der Blick des tapferen Jägers Viktorien zu, und indem er sie freundlich grüßte, brachte er ihr eine zweite Fanfare, gleichsam als Bundesgenossen und Mitbetherin aus.

Das holde Mädchen verstand diese ritterliche Aufmerksamkeit und senkte schüchtern ihre lieben Augen. Und welch' tausendfältiges, klanggewaltiges Echo dieser Jagdgruß in ihrem kleinen, jetzt so laut pochenden Herzen fand! Noch hatte sie kein Wort mit ihrem Erretter gesprochen und schon liebte sie ihn, doch so ganz und so heiß, wie sie bisher noch nichts auf der weiten Welt geliebt. Was ist die Liebe, dieser geheimnißvolle Trieb, der Wesen zu Wesen mit magnetischem Zauber zieht? Ist sie nur ein galvanischer Strom,

der unser Nervensystem elektrisirt, oder ist sie eine der unbegreiflichen Offenbarungen der Göttlichkeit unseres Ichs, die ihren reinen Ursprung nur in und mit einem anderen Wesen zu fühlen vermag? Wohl hat Ludwig Feuerbach gewiß mit Recht gesagt: „Die Liebe zur Menschheit ist die einzig wahre Gottesliebe!“ Aber die heilige Liebesflamme, die ein Menschenherz nur für ein einziges anderes anzündet, so daß es sich selbst mit göttlicher Freudigkeit ganz in diesem Anderen vergißt, ist das nicht vielleicht die Spur von dem verloren gegangenen Wege nach dem Paradiese? Humboldt behauptet freilich, daß die langgepflegten Träume symbolisirender Mythen, wenn auch erst spät, vor dem Verständniß der Natur verschwinden werden. Aber die Liebe ist doch kein Mythos, sondern eben der eigentliche, alles belebende Zauber in der Natur, an dessen immer neu ausstrahlendem Stab wir vielleicht noch einmal die Menschheit über die vertrockneten Sagenblumen liebeentkleideter Dogmen in eine bessere höhere Zukunft eintreten sehen werden, in welcher die schöne Prophezeiung Herbarth's in Erfüllung gehen wird, daß es dem menschlichen Geiste möglich sei, seine wahre Natur zu erkennen, und daß er sie darum noch einst erkennen werde.

Auch Basarhely fühlte sein Herz eigenthümlich bewegt. Das war nicht jene tiefe Leidenschaft, die mit ihrer gewaltigen Gluth sein ganzes Sein in den Dienst Gifelas zwang. Kein dämonischer Zug riß ihn zu diesem lieblichen Mädchen hin, dem er soeben das Leben gerettet hatte. Aber wohl war es jene stille anmuthige Sympathie, die sich um die Seelen gemüthvoller Menschen legt, wenn sie in einen süßen Duft ausathmenden frühlinggrünen Wald eintreten.

In diesem Augenblicke dachte der junge geistvolle Ungar

nicht mehr an den geheimnißvollen Auftrag der Hühnerfeld, der es ihm gebot, Viktoria von Paardorf Liebe zu hencheln. In diesem Augenblicke fühlte er sich vielmehr zu ihr so innig hingezogen, als habe er sie schon lange gekannt, als habe sie ihn schon gar oft mit ihren sinnigen träumerischen Augen angeblickt, und als hätten ihre kleinen zarten Lippen sich schon zu vielen tausend süßen, liebegetragenen Worten geöffnet, die sie ihm zugesprochen.

Da, als er eben auf sie zugehen wollte, stand plötzlich das zauberhafte Bild Gijelas in seiner königlich stolzen Pracht wieder vor seiner Seele. Ihm war es, als ob sie Eis auf sein Herz lege, damit es nicht für Viktoria empfinde. Aber das Eis schmolz an der Wärme dieses Herzens und Gijelas Bild zerfloß in Nebel, wie eine fremdartige spukhafte Erscheinung.

Basarhely aber ging auf Viktoria zu, bot ihr den Arm und führte sie zu einem in der Nähe liegenden umgeworfenen alten Baumstamme, denn er glaubte, daß sie angegriffen und müde sei.

Und da unterhielten sich nun Beide von dem soeben gemeinsam bestandenen seltsamen Abenteuer. Wohl sprachen sie dabei mit dem Munde nicht allzuviel, aber die Augen redeten darum mit einander nur umsomehr und um so lebendiger.

Der Jagdlärm kam näher, sie vernahmen es nicht. Ihre Seelen flochten sich in einander, wie Blumen, die ein Windhauch zusammenführt, sie gewahrten es nicht. Ja, schon berührten sich ihre Lippen, im ersten wunderbaren seligen Kuß und sie wußten eigentlich nichts davon, weil sich das Alles doch so ganz von selbst verstand, wie daß die Knospen

zu Blüthen aufgehen, wenn die Maisonne recht warm auf sie niederschneit.!

Aber da langte plötzlich mit Hörnerschall, Pferdege-
trappel und Hundegekläff die ganze Jagdgesellschaft auf
der Waldwiese an.!

„Hei,“ rief Glau Hattav lustig, wie selten: „hier ist
unterdeß eine Heldenthats geschehen!“

Vasarihely und Viktoria fuhren empor.

„Das lasse ich mir gefallen,“ fuhr Hattav fort, „sich
den Bären allein zu Gast zu laden!“

Der alte Paardorf machte ein böses Gesicht.

„Vater,“ sprach Viktoria zu ihm, „Graf Vasarihely hat
mir das Leben gerettet!“

Alles horchte hoch auf.

„Dieser Vasarihely,“ sprach Gisela zu sich selbst, „befolgt
meine Befehle wirklich gar zu pünktlich!“



Achtes Capitel.

Drunter und drüber.

Netto: Der Dämon slog in stummer Klage
Verkannt ob dieser Erde hin,
Erinnerungen bess'rer Tage
Dicht drängten sich in seinem Sinn,
Der Tage, da im Weltenkreise
Er strahlt ein reiner Cherubin,
Da der Komet auf seinem Flügel
In liebenswürdig lust'gem Zuge
Ein Lächeln gern getauscht mit ihm
Und seine Seele nicht gequält
Der Trauerzug der öden Zeiten

Termonter „Der Dämon.“ (Erster Gesang.)

Video meliora proboque:

Deteriora sequor.

Ovid's (Metamorph. VII. 20. 21.)

L'enthousiasme est ridicule, pour qui ne
l'éprouve pas. Frau von Staël.

Der Banquier Hirschberg, der sich in seinem eigenen Hause jeden Genuß hätte gönnen können, hatte noch aus seiner früheren Zeit die unaustilgbare Sitte, alle Nachmittage in ein Kaffeehaus zu gehen, um da den grauenhaft gefälschten öffentlichen Wokka zur Lektüre von Zeitungen zu schlürfen, deren Abonnement er nicht zu zahlen brauchte. Er pflegte sich dabei stets in eine Fensternische an ein kleines Tischchen

zu setzen, an dem kaum noch ein anderer Gast Platz gehabt haben würde, denn er liebte es, diese Zeit mit sich relativ allein zu sein.

Nun war es ein recht düsterer November-Nachmittag und draußen auf der Straße lag ein so dichter Nebel, daß es Einem vorkam, er dringe durch das Fensterglas selbst in die Zimmer ein.

Das war aber gerade das allergemüthlichste Wetter für Cohn, bei welchem ihm der Pseudokaffee immer am besten schmeckte. Eben hatte er sich auf seinem Stamm-Plätzchen behaglich niedergelassen, und der Kellner hatte ihm schon das Glas mit dem rauchenden schwarzen Getränke vorgesetzt, als sein Blick auf das „Dresdner Journal“ fiel, das ein Gast vor ihm gelesen und auf seinem Tische hatte liegen lassen. Hastig fuhr er nach diesem Blatte, denn es enthielt gerade jetzt die Gewinnliste der königlich sächsischen Landeslotterie und er verschmähte es ja nicht, insgeheim den Kollekteur für dieselbe zu machen. Sein Blick fuhr wie ein Stoßvogel auf die Liste, um zu erspähen, ob nicht etwa einige von den Loosen, die sich noch in seiner Hand befanden, bedeutende Gewinnste gemacht hätten. Aber da gewahrte ihn ein ältlicher Herr, der, obwohl er in Civil ging, den früheren Militär in seinem ganzen Auftreten nicht verleugnen konnte. Dieser Herr rieb sich, sobald er den Vanquier erblickt, die Augen, als ob er seiner Sehkraft nicht über alle Wege traue. Plötzlich aber schritt er direkt auf Hirschburg zu, riß ihm das „Dresdner Journal“ aus der Hand und lachte ihn dazu ganz freundlich an, indem er ihm die Worte zuwarf:

„Gi, Mauschel, kannst Du denn auch lesen? Jetzt gib

mir aber einmal die Zeitung her, ich gehe vor. Wie gehen denn die Geschäfte in Galizien?"

Hirschburg war außer sich vor Aerger über diese mehr als joviale Behandlung. Doch er erkannte alsbald in dem fremden Herrn einen seiner früheren polnischen Kunden, den er um manchen schönen Dukaten geprellt hatte, und so begnügte er sich damit, ihm nur einen bitterbösen Blick zuzuwenden.

Dieser Blick schien aber dem spaßlustigen Polen viel Vergnügen zu machen, denn er drehte sich schmunzelnd den langen Bart, indem er wieder lächelnd bemerkte:

„Hirschburgleben, Du scheinst hoffärtig geworden zu sein, denn Du machst mir gar keinen Kraksfuß und siehst mich an, wie die Kage, wenn es donnert. Hast Du Dir etwa glücklich schon ein Vermögen zusammengestohlen?"

Das war dem biedereren Sohn denn doch zu viel. Er sprang auf, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte und schoß Basiliskenblicke auf den unangenehmen Störer. Jeder hätte glauben sollen, daß er ihn mit vernichtender Stimme anfahren und derb die Wahrheit sagen würde. Aber, — den Mund öffnete er wohl, — doch statt einer Philippika kam nur die submisse Bemerkung hervor:

„Herr Major, ich bin ein Banquier in Wien und kein Handelsjude mehr.“

„Ah so,“ erwiderte dieser, „na das ist ja charmant, daß das arme Galizien Dich losgeworden ist. Gratulire.“

Und damit drehte er ihm den Rücken zu und ging sammt seiner Beute, dem „Dresdner Journal,“ davon.

Hirschburg setzte sich wieder, an Händen und Füßen vor innerem Grimme zitternd, nieder.

„Ihr sollt mir's bezahlen, allinsgesammt, wie ihr seid,“

sprach er sich in seinem Inneren Trost ein, „Sohn läßt sich nicht mehr treten, sondern tritt jetzt selbst andere Leute. Habe ich doch die schöne Polak in der Tasche, die Sängerin werden will. Will an den heutigen Tag denken, wenn sie mir den ersten Kuß abzahlen wird für mein Mäcenat.“

Dieser Gedanke erheiterte ihn wieder, und eben wollte er ihn noch weiter in aller Lieblichkeit ausspinnen, als schon wieder ein neuer Störenfried seine aufkeimende gute Laune trübte. Es war dies Kneiphart, der jetzt an sein Tischchen herantrat und sonder Gruß und Umstände auffuhr:

„Das sind schöne Geschichten, lieber Hirschburg!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte dieser erschrocken.

„Unser ganzes schönes Geschäft ist gefährdet!“

„Was für ein Geschäft denn?“

„Nun das mit dem Grafen Leichtewind-Hohenflug. Er hat einen reellen Käufer für Sternburg gefunden.“

„Und ist es schon verkauft?“

„Nein, aber . . .“

„Herr Doktor Kneiphart, warum haben Sie mich also so erschreckt? Ist es noch nicht verkauft, so wird es auch nicht verkauft werden, da bin ich Ihnen gut dafür. Wo ist denn der Wirthschaftsrath?“

„Er wird Sie morgen besuchen.“

„Also scheint die Sache nicht zu pressiren.“

„Doch, doch, ein verrückter Engländer will à tout prix die schöne Besitzung kaufen.“

„Und hat er sich denn schon direkt an den Grafen selbst gewandt?“

„Das nicht, der ist ja jetzt in Paris. Aber er hat dem Wirthschaftsrath ein Angebot gemacht.“

„Und darum ereifern Sie sich, lieber Doktor? Wir

überbieten den Engländer einfach, bis ihm die Lust vergeht. Die nöthigen Briefe schreiben Sie dazu, damit Beweisstücke vorliegen. Ist der Rival dann erst aus dem Felde geschlagen, spielen wir unsere Partie ruhig weiter. Kein Mensch kann uns zwingen, daß wir morgen für irgend etwas so viel zahlen wollen wie heute."

"Sie haben recht," meinte getröstet Kneiphart. "Also ich werde eine Offerte schreiben um fünfzigtausend Gulden höher als der Engländer, und die Sache ist wieder in's alte Geleiz gebracht."

Damit empfahl sich der geniale Journalist.

Cohn aber war jetzt beinahe noch ärgerlicher, als nach dem Austritt mit dem politischen Major. Störungen in der Kaffeestunde pflegte er sich immer sehr zu Herzen zu nehmen.

"Woran dachte ich doch zuletzt?" fragte er sich selbst. "Aha, an die Polin. Ja, ja, jetzt ist sie hübsch eingerichtet, und aus jedem eleganten Meubel grinst sie stündlich der galante Teufel der Verführung an. Ich demüthige sie durch Glanz, das ist die allersicherste Methode, die Leute gründlich zu verderben. Ich werde sie nächstens einmal besuchen, um zu sehen, wie es dem hübschen Kinde geht. Der Gedanke, daß sie mir eines Tages alle Wünsche erfüllen muß . . ."

Aber es waltete heute ein eigenthümliches Schicksal über dem armen Cohn. So oft er in sich selbst, in seiner Art, gemüthlich werden wollte, trat richtig irgend etwas dazwischen.

Ehe er noch seine unchristlichen Wünsche weiter Revue passiren lassen konnte, fühlte er sich unjauft auf die Schulter geklopft. Unwillig wandte er sich um. Da erblickte er den Griechen Kanthos hinter seinem Stuhl.

„Was gibt es?“ fragte er ihn, nicht ohne allen mißvergnügten Accent.

Der Grieche sah diesmal gut gelaunt aus. Aus seinen dunklen Augen blickte ein schlauer Humor. Irgend etwas Gewinnverheißendes schien ihm in's Revier gelaufen zu sein.

Als Hirschburg diese gute Disposition seines geheimen Geschäftsfreundes wahrnahm, zertheilte sich schnell das auf seiner Stirn vorher bei der neuen Störung zusammenge-
rollte Gewölk wieder und er fragte den unternehmungslustigen Griechen zum zweiten Male, und zwar jetzt schon mit beieitem freundlicheren Ausdruck:

„Also, was ist denn los, lieber Xanthos?“

Xanthos aber hatte die Caprice, sich immer erst zu einer Antwort nöthigen zu lassen, auch wenn er gerne gesprochen hätte. So legte er denn auch jetzt statt jeder Erwiderung nur den Zeigefinger bedenklich auf den Mund, ein Manoeuvre, das indeß Cohn weniger zum Schweigen einlud, als ihn vielmehr rasend neugierig machte. Er fuhr empor und reichte dem Hellenen mit herzlichem Drucke die Hand, indem er ihm zuflüsterte:

„Also sind es Geschäfte, Freundschen?“

„Geschäfte,“ erwiderte der Grieche.

„Aber so sprich doch!“

„Naïdi,“ rief Xanthos den eben vorübereilenden Kellner an, „ein Glas Absynth!“

Und hierauf schob er sich selbst einen Stuhl an das schmale Tischchen des Banquiers, setzte sich und lächelte stillvergnügt vor sich hin.

Auch Cohn nahm wieder Platz.

„Wenn Du,“ hob er zu seinem schweigsamen Freund wieder an, „doch nur erst einmal Deine fatalen Marotten

lassen wolltest. Du weißt nicht, wie Du mich mit alledem auf die Folter spannst. Hast Du denn noch nie gehört, daß Zeit Geld ist?

Xanthos blickte den Banquier mit ein paar Augen an, in denen sich sehr viel, unter anderem (ber auch der Gedanke ganz deutlich aussprach:

„Du wirst mir gute Lehren geben? Was Du im Kopfe hast, habe ich doch wohl im kleinen Finger.“

Laut aber sagte der Grieche hierauf nur die Worte:

„Hast Du heute Zeit?“

„Wo soll ich Zeit hernehmen!“ fuhr Hirschburg auf.

„Eine Arbeit drängt die andere und dabei verdient man nicht das Salz auf's Brot.“

„Also Du hast keine überflüssige Zeit?“ wiederholte Xanthos.

„Gott im Himmel, wie viel Mal soll ich Dir's wiederholen!“ entgegnete ärgerlich der Banquier.

„Ach,“ erwiderte der Grieche, „dann haben wir auch nichts mit einander zu thun.“

„Zu thun!“ wiederholte Cohn, „ja, wenn Du mit mir etwas zu thun hast, das ist was Anderes. Sprich, was hast Du mit mir zu thun?“

Eben brachte der Kellner den Absynth.

Xanthos setzte das Glas an und trank es mit einem einzigen Palkfarenzuge aus.

„Wenn Du Zeit hättest“ hob er dann wieder an.

„Run was wäre dann?“

„Dann müßtest Du sogleich mit mir kommen, aber auf wie lange kann ich nicht sagen, denn wir müssen heut viel Champagner trinken.“

„Viel Champagner?“

„Sehr viel.“

„Aber wer wird ihn zahlen?“

„Du.“

„Xanthos, fehlt Dir's im Kopfe?“

„Also, Du willst ihn nicht kennen lernen?“

„Wen denn?“

„Nun den Mann, der“

„Welchen Mann?“

„Nun den Mann, der aus Berlin hier eingetroffen ist, um zu studiren, wie lange Oesterreich wohl mit Preußen Krieg führen könnte?“

Die letzten Worte des Griechen brachten auf den Vanquier einen großen Eindruck hervor, da ihm aus denselben klar wurde, daß jener wieder etwas ausfindig gemacht haben müsse, woraus sich wahrscheinlich ein außerordentlicher Vortheil ziehen lassen dürfte. Sobald sich aber für Hirschburg auch nur der Schatten einer Möglichkeit zeigte, einen Blick in die Geheimnisse der Politik zu werfen, der ihm am Ende gestatten würde, die Börsencourse voranzuberechnen, spitzte er immer gleich einem Jagdhund seine wohl gerathenen Ohren. Wenn ein altes Sprichwort sagt: „wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken,“ so hätte das sich für ihn dahin umdrehen lassen können: „wo die hohe Politik spukt, werden Papierschnitzel zu Gold.“ Und wahrhaftig, seit der berühmte Marquis Saint-Germain bei seinem zweiten Aufenthalte in Wien im Sehsfeld'schen Hause Gold aus Blei gemacht, hatte es in der alten Residenz gewiß nur wenige Menschen gegeben, die sich so ausgezeichnet auf die Goldmacherkunst verstanden hätten, als unser Cohn. Ihm ging es nicht wie jenem gelehrten deut-

ischen Professor, welcher seine politische Theilnahmlosigkeit damit entschuldigte, der Staat habe für ihn nicht Geist genug, daß er ihm, wie es die alten Römer gethan, seine ganze Seele verschreiben könne. Ihn hatte der Staat, als fruchtbarer Schöpfer der Staatspapiere, immer Geist in Hülle und Fülle. Und nur zu gern belauschte er jede noch so leise Regung dieses Geistes, welche etwa die lieben Dingerchen, die Staatspapiere nämlich, in Bewegung versetzen könne.

Er ergriff daher jetzt auch seinen spürnasigen Freund befrigt am Arm, indem er ihn fragte:

„Kanthos, redest Du wahr, was Du da sagst, oder willst Du mir einen Bären aufbinden, so groß wie der Stephansthurm?“

Der Grieche schüttelte die Hand Sohns mit einem einzigen Rucke ab, sah seinen fanatischen Geschäftsfreund wieder einmal recht bleiern ruhig an und meinte dann mit sehr sanfter Stimme:

„Du bist doch ein sonderbarer Mensch.“

Diese Ruhe war unserem nur zu erregbaren Banquier Hirschburg immer ein Dorn im Auge, weil sie ihm so ganz unbegreiflich vorkam.

„Was,“ sprach er mit leidenschaftlichem Akzent und doch mit dabei möglichst gedämpfter Stimme, „was hast Du nur davon, daß Du mich immer hinziehst wie ein Garn auf der Spindel? Kannst Du mich nicht gleich herausreißen aus allem Zweifel? Lieber, guter Kanthos, sei doch endlich einmal vernünftig und sage mir bei allem was Dir heilig ist, hast Du wirklich einen Mann gefunden, der sich in so verfänglicher Mission hier aufhält?“

„Ich habe es Dir ja gesagt, mußt Du denn absolut Alles tausendmal hören, bevor Du es glaubst?“

„Also wirklich, wirklich!“ frohlockte in sich selbst hinein der kleine bewegliche Spekulant. „Ja, Xanthos, Herzensxanthos, da wollen wir heute Zeit haben, so viel Du willst . . .“

„Und Champagner trinken,“ fiel der Grieche ein.

„Alles, alles, was Du willst, nur schnell hin, wo der seltenste Vogel ist. Und nimm Du ihn auf Dich, edler Xanthos, trinke ihm die Seele aus dem Leibe und alle Geheimnisse aus dem Herzen heraus. Gott, das ist ja wichtig! Mir pocht das Herz wie ein Eisenhammer, wenn ich an die Papiere denke, an die Papiere, Xanthos, an die Papiere!“

Der Hellenese sah sich den Enthusiasmus seines exaltirten Kompagnons mit großem Phlegma an, und meinte dann, halb wie im Selbstgespräch:

„Ich sollte eigentlich noch einen Absynth trinken, denn der Novembernebel macht mich immer durstig, aber es wäre schade, diesen schönen Durst an ein so schwerfälliges Getränk wegzuerwerfen . . .“

„Ja, trinke jetzt nicht, Herzensfreund,“ sprach schnell wieder zu ihm gewandt der an Alles denkende Cohn, „trinke jetzt nicht, Du mußt Dir den Durst sparen für den Preußen. Ach, die Preußen können erstaunlich viel vertragen.“

„Ich auch,“ warf Xanthos lakonisch hin.

„Also fort, auf zum Werke!“

Hirschburg sprang empor und griff nach Hut und Stock, er konnte die Zeit nicht mehr erwarten, die Bekanntschaft des geheimnißvollen Fremden zu machen.

Auch der Grieche erhob sich, und gleich darauf verließen Beide eilig das Lokal.

Auf den Straßen brannten schon die Gaslaternen; es war mittlerweile ganz dunkel geworden.

Sohn klammerte sich an seinen großen Begleiter an und ließ sich von ihm durch das Gedränge der im dichten Nebel oft an einander stoßenden Passanten dem Orte zuführen, wo er den Köder für einen neuen Börsensischzug zu finden hoffte.

In allen großen Städten gibt es eine Art von öffentlichen Vergnügungsorten, wo sich gewöhnlich Alles vereint, um die Lust in aller und jeder Gestalt den Gästen, die meistens der Mehrzahl nach gerade Fremde sind, zugänglich zu machen. Demi-monde, Musik und Tanz, humoristische Vorträge und theurer Wein, womöglich auch noch mimisch-plastische Darstellungen, Hunde- und Affentheater und was des Spektakels mehr ist, fluthet da nicht selten in blühendem Wirrwarr durcheinander, um einem Jeden Gelegenheit zu geben, sich nach eigener Fagon zu amüsiren. Solche Lokale heißen bald Elysium, bald Olymp, bald Walhalla, gleichsam als ob sie schon durch den Namen andeuten wollten, daß in ihnen nur heidnischen Göttern geopfert wird. Den Namen Paradies habe ich ein Etablissement dieser Art noch niemals führen hören, obwohl es in ihnen manchmal paradiesisch genug zugeht, vielleicht weil die Göttinnen, die dort weilen, eben lieber souveräne Göttinnen, als devote Engel sein wollen.

In einem solchen mit Eleganz und aller nur denkbaren Mannigfaltigkeit ausgestatteten Lokale ging es an diesem Abende in Wien äußerst lustig zu. In dem großen glänzend erleuchteten Hauptsaal wurde getanzt, in einem Neben-

saal von einer Bande Jongleure allerhand lustige Kunststücke ausgeführt, wieder in einem anderen Raume humoristische Gesangsvorträge im echten unverfälschten Wiener Dialekte abgehalten und dazwischen in allen Nebenzimmern fleißig gegessen und getrunken, geflüstert und gespäßt, gelacht und gezankt, just wie es Lust und Laune verlangten.

In einer dieser Nebenkuben saß auch der junge Graf Baardorf, aber nicht in Uniform, sondern in Civil, und unterhielt sich und seinen Kummer mit einer Flasche heurigen Weines, die vielleicht schon nicht mehr die erste ihres Stammes war, die heute ihren Inhalt in seinen gräßlichen Mund ausgegossen hatte.

Guido von Baardorf war kein Habitué dieses Ortes. Obwohl von Natur nicht eben so fromm, wie seine Frau Mama, hatte er doch früher, namentlich in der Zeit, wo er in Wanda das Ideal reiner Weiblichkeit gefunden zu haben glaubte, Orte wie diesen vermieden, wo das Vergnügen wie ein unglückliches, zum Fang prädestinirtes Wild auf einer Parforcejagd erbeht wird. Von Gemüth gut und geneigt, sich reineren Empfindungen und nicht allzu hoch gespannten geistigen Genüssen hinzugeben, hatte er früher nur geringe Neigung dazu verrathen, ein Stourdi oder Roué zu werden.

Aber seit er Wanda nicht mehr als das Idol seiner Wünsche verehrte, seit er sie verloren glaubte, verloren, wie so viele Andere, die sich leicht verlieren lassen, war eine tiefgreifende Veränderung mit ihm vorgegangen. Ohne Ideal war er nunmehr in den schwärzesten Pessimismus verfallen, den er vergebens durch den Becher der Lust zu vergessen trachtete. Seine Seele fühlte, ganz wie der Dämon Vermonter's „den Trauerzug der öden Zeiten.“ Auch der

Wein, den er heute Abend so reichlich zu sich nahm, stimmte ihn nicht heiterer. Er fühlte den diabolischen Drang in sich, nachdem das, was er für sein eigenes Glück gehalten, in Scherben gegangen war wie das tönende Märchenglück von Edenhall, von dem die schottische Sage singt, nun auch irgend ein anderes Sein zu zerstören. Sein Herz war vergiftet und sehnte sich nach Kundgebung seiner eigenen Zerrissenheit in Anderen. Da plötzlich sah er in das Zimmer, in welchem er sich bisher so schlecht mit sich selbst unterhalten, zwei junge elegant gekleidete Mädchen eintreten, die sofort seine Aufmerksamkeit rege machten. Die Eine, offenbar die Ältere, war zwar recht hübsch, aber der Zug der Frivolität, der so herausfordernd aus ihren Augen sprach, deutete mehr als hinreichend an, daß sie wohl schon ziemlich lange gewisse Grenzen übersprungen habe, hinter denen das Gebiet reiner Weiblichkeit für immer aufhört. Neben ihr her schritt dagegen ein Mädchen, dessen Erscheinung durch einen beinahe kindlichen Ausdruck in ihrem blühenden reizenden Gesichtchen in solcher Gesellschaft wunderbar gehoben wurde.

Sie trat auch nur mit offenbarem Zögern in diesen Ort ein, an dem sie gewiß früher noch niemals gewesen war. Aber ihre herzhaftere ältere Freundin nahm sie bei der Hand, indem sie ihr halblaut zuflüsterte:

„So sei doch kein Ganserl, Peppi!“

Und damit führte sie die Widerstrebende gerade auf den Tisch zu, an dem Graf Baardorf jun. bisher mit seinen Grillen allein gegessen hatte. Das kam dem sehr gelegen und gar freundlich erwiderte er den Gruß jenes verworfenen Mädchens, das, vielleicht von ähnlichen zerstörungslustigen Herzensregungen erfüllt wie er selbst, ihre unschuldige Begleiterin verführt hatte, mit ihr dies Etablissement zu besuchen,

in dem die Tugend nicht viel mehr zu suchen hatte. Sein Auge flammte auf im Blicke schnell erwachender böser Leidenschaft, als ob ein Teufel es angezündet hätte, aber sein Mund lächelte dem Mädchen, das eben noch ein „Ganferl“ geisholten worden war, gar schmeichlerisch artig zu, und unglücklicher Weise war dies das erste Lächeln eines Mannes, welches auf das unerfahrene arme Wesen, das sich ihm hier so unerwartet gegenüber befand, Eindruck machen sollte.

In dem Saale, in dem die Lokalsänger ihr Wesen trieben, war auch ein zahlreiches Publikum versammelt, das mehr aus Wienern bestand, als jenes in den übrigen Räumen. Auch der Fabrikant Frene befand sich mit darunter und hielt sich oft den Leib vor Lachen, wenn ein recht lustiges Schnadahüpfel vorgetragen wurde. Es schien, als ob er hier seinen Gram über den sistirten Reichsrath vollkommen vergesse und alle seine Lebensgeister nur in seinen Rachmuskeln centralisire. Ein glücklich angelegtes Naturell!

Eben trat einer der Sänger wieder auf die Tribune, verneigte sich und hob, statt zu singen, folgenden Vortrag an:

„Schauen's, meine Herrschaften, nun werd' i' Ihna amal was Pudelnärrisches in Prosa und ohne Zugemüs, das heißt, ohne G'sang vortragen, es heißt: „Politische Nachtgedanken des Hanswurst.“

Ein lautes Bravo erscholl von allen Seiten bei dieser vielverheißenden Ankündigung.

Der biedere Frene lachte, daß ihm die Augen übergingen und raunte seinem Nachbar zu:

„Da wird was G'späßiges heraus schauen, „Politische Nachtgedanken des Hanswurst,“ das ist was Zeitgemäßes!“

Auch noch ein anderer Herr spitzte jetzt gewaltig die Ohren. Es war dies ein kleines beinahe noch quecksilbrig-beweg-

licheres Männchen, als der Banquier Cohn Hirschburg, mit einem sehr intelligenten Gesicht, aus dem fortwährend Gedanken und spekulative Einfälle heraus zu blitzen schienen. Frene hatte ihn wahrscheinlich kennen gelernt, denn er drückte ihm eben wieder die Hand, indem er ihm zuflüsterte:

„Da werden's was hören, da wird's Anspielungen geben, o wir Wiener können ebenso gut wigig sein, wie Ihr Herren in Berlin.“

Jetzt klopfte der Humorist auf der Tribune dreimal zum Zeichen, daß er beginnen werde und hob dann an:

„Also hörens, was dem Hanswürstl für a Gedankenwurm über die Leber gelaufen ist.“

Der Volksjänger räusperte sich nach diesen Worten, spuckte dann einmal aus, als sei sein eigenes ästhetisches Gefühl über den etwas saftigen Ausdruck, mit dem er gleichsam die Muse angerufen, selbst einigermaßen erschrocken und fuhr hierauf weiter fort:

„Also seg'n's, er sitzt auf sei'm Grab, denn's müssen's wissen, der Hanswürstl ist eigentlich schon todt, er is nämli just vor anem Hundertjahr am berühmten Doktor Sonnenfeld g'storb'n, der halt kane Ruh geben hat, bis er den spitzfindigen Fuchsmundi, wie der Hanswürstl g'weß'n ist, aus honettem Zeitvertreib zu Tod kurirt hot. Aber weil's halt vergess'n hab'n, sein Maul auch todt zu schlag'n, ist der Kerl noch allweil lebendig, wann ihm der Rappel kommt und er an sein Vetter Hans Jörgl denkt, der auch nit sterben kann, weil er dem dummen Kerl von Wean sein Bruder ist. Also, er sitzt auf sei'm Grab und nimmt vor laut'r ausg'yuchter Höflichkeit vor denen viel'n hohen Herr'n die auch kan Kopf nit hab'n, seinen eigenen Schödel ab und fängt dann an zu spintifiren, wie's kommen thut, daß

in dieser schlechten Zeit bei Nacht die Sonn' nit scheinen thut, wenn's der G'moandrath auch noch so g'scheidt anfängt, sie mit den trübeten Gaslaternen von denen Antipoden z'uns h'rüber z'locken.

Wenn i so denk, sagt da der Hanswurst, daß i allweil alles in der Hand hab, (er mant damit sein' Kopf), womit heindz' Tag sich d' Leut im Weg steg'n thun, so könnt' i gaugrafenmäßig vergnügt werd'n. Aber weil i heind schon mit dem verkehr'ten Fuß' aus mei'm Sarg aufg'stand'n bin, so g'freut's mi auch nit, denn wann aner schon den mal-kontenten Tipps hat, da ist's aus mit ihm und er hat nit a mal mehr am Steuersekretor sein Plaisir. Und darum sag' i allweil, wenn i nit schon g'storben wär, so möcht' i iht doch nit lebendig sein. Hat doch schon der selige Begg g'sagt: „ein feiner Insekt muß nit nach Ungarn geg'n, wo's lauter Skorpionen gibt.“ Da eben liegt ein tiefer Hund begrab'n. Wenn mi jetzt aner frag'n thät, was i eigentlich wollen möcht, ob den Reichsrath mit der sistirten Verfassung, oder die Verfassung mit dem sistirten Reichsrath, i wollt' sagen, die Kolatschen ohne Zucker, oder den Zucker ohne die Kolatschen, so möcht' i a Jedem zur Antwort geb'n: I was nit, i b'haupt auch nix, so, so, so, daß, daß, daß, ungeachtet dessen, i bin halt a simpelhafter Staatsmann! Wenn's mi aber zum pensionirten Minister mach'n werd'n, so will i vom Herz'n gern sag'n, daß alle Weltchreiber, die d'Eugen in denen Zeitungen drucken, verdienen, daß sie auf'n höchsten Galung im tiefsten Keller plötzlich aufg'henkt werden, denn die Fallthür ist allwegs der Untergang des Kellers, und der Staat ist immer gut gepflastert, wenn er g'nug Stein hat. Und wann mi Aner fragen thät, was i iht glaub'n thu, so möcht' i nießen, und

wenn er mi an „Zur G'nesung“ zurief, so würd' i ihm mit anem „Teufels Dank“ antworten, damit er gleich wissen thät, daß i an ordentlicher Ochse, Orthodore wollt i sag'n, bin, denn wenn man an Loch im Ventel hat, muß man an den Teufel glaub'n, weil's sonst nit mit rechten Dingen zugeht.“

In diesem Style fuhr der Lokaldichter der Bänkelsängergesellschaft wohl noch eine Viertelstunde fort, oft vom rauschenden Beifall seiner dankbaren Zuhörerschaft unterbrochen.

„Das ist der staatliche Pessimismus,“ bemerkte einmal Frene zu seinem Berliner Bekannten.

Der kleine, zitteraalartig vibrirende Gast aus der norddeutschen Intelligenzmetropole aber erwiderte darauf:

„Nein, das ist mehr, das ist bereits die Revolution, die es nicht mehr der Mühe werth hält, zu revoltiren. Mir wird unheimlich hier, ich fühle, daß ich auf einem Moorboden stehe, was gefährlicher ist, als den Krater eines Vulkanes zu besuchen.“

„Sie wollen sagen auf einem Tanzboden,“ entgegnete Frene, „wo die Tänzer allesammt an Tuberkeln leiden.“

Dies mehr flüsternd als sprechend lächelte der reiche Fabrikant seelenvergnügt, hatte er doch den ersten Witz in seinem ganzen Leben gemacht, worüber er selbst in freudiges Erstaunen gerieth.

Der berühmte französische Philosoph Reynaud, der den schönen Satz aufgestellt hat: „Die Sterne sind bevölkert, sie alle können Himmel sein,“ ruft einmal, als er bei der Beschreibung der Pracht des Sternenhimmels in Ekstase geräth, mit beinahe komischem Pathos aus: „aber wie würden erst die Menschen von Nah und Fern herbeieilen um den,

gestirnten Himmel zu bewundern, falls nur durch ein kleines Loch auf Erden der Himmel selbst sichtbar wäre.“ Möglich, daß der Nationalökonom jene Aeußerung des Wiener Fabrikanten und Reichsrathsschwärmers für ein solches Loch hielt, durch welches ihm ein unerwarteter Einblick in den ungeahnten Verstand desselben zu Theil wurde. Er sah ihn wenigstens mit höchlichst verwundertein Interesse an, indem er sich nicht enthalten konnte zu bemerken:

„Wenn Sie das im seligen Reichsrath gesagt hätten, so würden Sie ein berühmter Mann geworden sein.“

„Der wahre Patriot,“ erwiderte aber schnell der geschmeichelte Herr von Frene, „sagt nicht immer alles, was er auf dem Herzen hat.“

Im großen Saale ward mittlerweile gar flott getanzt. Oben auf dem Orchester saßen die Spielleute und bliesen und zeigten echte Wiener Walzer, daß es eine Lust war. Da war unter den Musikanten auch ein alter Mann mit eingefallenem Gesicht und schneeweißen Haaren, der spielte auf der Geige die lockeren Tanzweisen gar eifrig mit, sah aber sonst gar nicht so aus, als ob er mit ganzer Seele in diesen Tanzmelodien stecke. Sein Auge schaute so ernst darin, als ob er eher einem Begräbniß als einem ausgelassenen Feste der demi-monds beizuhue. Dies Auge hatte wohl oft schon düster geblickt von nagender Sorge und thränenlosem, stummen Kummer. Von Zeit zu Zeit warf auch der gestrenge Herr Kapellmeister diesem alten mürrischen Manne einen bitterbösen Blick zu, als wolle er ihn verwarnen, doch ein freundlicheres Gesicht zu schneiden und wo möglich seinem Instrumente noch einen frivoleren Klang zu entlocken, als es selbst die leichtsinnigen Noten, die hier abgespielt wurden, vorschrieben.

Der Kapellmeister war nämlich einer jener Wiener Tanzbodenkönige, die der Venus vulgivaga glücklich ihre lächerlichsten Phantasien abgelauscht haben, um sie in Töne zu setzen und die, wie weiland die Klänge der Zauberpfeife des berühmten sagenhaften Rattenfängers von Hameln, ihr Publikum um allen Verstand bringen, indem sie die Köpfe benebeln und die Füße elektrifiziren. Aber der alte Musikus mit den tiefgefurchten Wangen hatte der vorwurfsvollen Blicke seines Herrn und Gebieters nur wenig acht. Dachte er doch an sein so schnell vorrückendes gebrechliches Alter und an die große unerfahrene Jugend und das leider nur zu hübsche Gesichtchen seiner Tochter, seines einzigen Kindes. Solche Gedanken aber, die überall ihre Schatten werfen mögen, haben in Wien ihre ganz besonders dunklen Tinten. Was wird aus dem armen Mädchen werden, wenn der alte Vater stirbt? Freilich sie näht und wäscht, aber wer kennt nicht die Neze, die den Nähterinnen und Blanchiseusen der großen Städte gestellt werden, besonders, wenn sie jung und hübsch sind? Noch ist sie freilich ein unschuldiges, harmlos unverdorbenes Ding, doch, sieh' wie der Tanz so verführungs-lustige Wirbel dreht! wie lange wird sie so bleiben, wird nicht der Tag kommen, wo der böse Geist wie im Faust zu Gretchen zu ihr sagen wird: „Wie anders Gretchen war Dir's, als Du noch voll Unschuld hin zum Altar tratest, aus dem vergriffenen Bücheldchen Gebete lalltest, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen!“ Wilde bachantische Akkorde tönt die Tanzmusik, die Violine des Alten bäumt sich unter dem zitternd geführten Fiedelbogen, mitunter ist's beinahe, als ob sie schreie wie ein gemißhandeltes Kind. Sie hat auch einmal bessere, viel bessere Tage gehabt, da hat sie mitgeklungen in Mozart'schen Opern und Beethoven'schen Sonaten,

da machte auch ihr Herr und Meister noch nicht so eine trübe Miene. Aber was ist das? Plötzlich kreischt sie laut auf, wie in jähem entsetzensvollen Schmerzensschrei. Ist die Violine toll geworden, oder hat der, der sie spielt, den Verstand verloren?

Unten im Saale tanzt, grazios einander umschlungen haltend, ein wunderhübsches Paar, der junge Guido von Paardorf und die schüchterne Peppi, die heute zum erstenmale hier ist. Gott, wie die Augen des armen Kindes leuchten von Wein und Glanz, von ahnungsvoller Lust und ungeahnter Liebe! Der junge Graf hat es ihr angethan, wie schnell hat er ihr niedliches Köpfchen verrückt, daß sie nur ihn sieht, nur ihn denkt und, indem sie mit ihm tanzt, die ganze Welt vergißt, auch ihren armen alten Vater oben auf dem Orchester. Denn Peppi ist das Kind des Musikers, dessen Violine eben so grell aufgeschrien wie ein in entsetzlicher Klage springendes Herz. Aber, wer hat unten den schrillen Mißton vernommen? Da unten sind ja die Herzen der Meisten schon lange an Disakkorden gestorben! Zudem hat der Kapellmeister eben drohend seine Hand erhoben und dem alten Violinspieler zugerufen: „Klingsohr, noch ein solcher Ton und Ihr seid ein für allemal entlassen.“ Und da weint nun oben die rebellisch gewordene Violine nicht mehr, aber große Thränen treten aus den trüben Augen des Mannes mit den schneeweißen Haaren hervor und in seiner armen Seele reißt eine Saite nach der anderen. Unten aber tanzt die liebe kleine Peppi gar schön und freudeberauscht mit dem Kavalierr, der in Wanda den Glauben an die Menschheit verloren.

Als die Vorlesung des Däufelsängerpoeten beendet war, begaben sich Frene und sein Berliner Bekannter, den er

Herr Doktor Taucher titulirte, in einen jener Nebenjalons, wo ausschließlich dem Bacchus und der Ceres geopfert wurde. Zwei andere Personen folgten ihnen fast auf dem Fuße, der Grieche nämlich und sein Geschäftsfreund, Banquier Hirschburg. Sobald sich Frene und Taucher an einem Tische niedergelassen hatten, schritt Kanthos direkt auf den Leßtern zu, indem er ihn mit artigem Anstand begrüßte und sich Glück dazu wünschte, einen so liebenswürdigen Gesellschafter hier anzutreffen. Das werde einen recht vergnügten Abend geben, um so mehr, als sein Freund Hirschburg, den er gleichzeitig vorstellte, auch kein Spaßverderber sei. Der Berliner Gelehrte fühlte sich geschmeichelt und stellte nun seinerseits den Griechen dem Herrn von Frene als eine interessante Frühstücksbekanntschafft der liebenswürdigsten Art vor, eine Empfehlung, welche nicht verfehlte, den wackeren Fabrikanten, der als leidenschaftlicher Gastronom alle guten Tischgenossen sehr liebte, für Kanthos vortheilhaft einzunehmen. Am steifsten benahm sich bei dieser ganzen Scene Hirschburg, da er der Einzige unter diesem vierblättrigen Kleeblatte war, der, als Nichtkneipgenie, sich nicht sogleich in den jovialen Ton dieser Lebemänner hineinzufinden vermochte.

Jetzt wurden zwei Kellner allarmirt und der ganze Speisezettel mobil gemacht. Frene behauptete, er habe einen ganz ungeheueren Appetit bekommen, was ihm immer passire, wenn er eine Rede anhöre, im Reichsrathe sei es ihm ebenso ergangen, da sei er bei Reichsrathsklärchen ein Stammgast gewesen, und was es dort immer für eine charmante Frühstücksgesellschaft gegeben habe! Auch Dr. Taucher versicherte, daß sein Magen eine Lücke in seine Verfassung bekommen haben müsse, so gewaltig requirire er jetzt Speise und Trank. So nahm denn auch Kanthos nicht Anstand, zu betheuern,

daß ihn die Wiener Novemberluft mit einem Appetite segne, um den ihn der rabbiateste Wolf der Berge Arkadiens beneiden würde. Er erschrecke ordentlich vor sich selbst, wenn er die frühere platonische Konstitution seines Magens mit seiner jetzigen materiellen Gier vergleiche. Der nordische Himmel mache den Menschen doch wirklich den Göttern äußerst unähnlich, und man werde hier durch die beständigen Ansprüche, welche der vergängliche Körper an Einen stelle, so sehr an seine Körperlichkeit erinnert, daß es Einem in Wien nicht so leicht wie der kleinen Εὐγενοῦλα im griechischen Volksliede ergehen möchte, welche geglaubt habe, außer dem Bereiche des Charon zu sein. Hier bekomme man Appetit, sogar wenn man den Leichenwagen sehe, da man durch ihn nur daran erinnert werde, ja keine Zeit zu verlieren, sich noch nach Herzenslust zu erlustigen. Daher begreife er auch den alten Wiener Kernspruch: „Frisch gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben,“ jetzt vollkommen und könne ihm nur beipflichten. Am sonderbarsten aber komme ihm der Durst vor, den man hier gar nicht los werden könne. Ein Rampus könne nicht lüsterner auf schönes frisches Menschenblut sein, als er auf den schäumigen Nebenfaß, der in den weitbauchigen Champagnerflaschen wohne. Das sei in Wien eine kostspielige Lust, weshalb er sich gar nicht darüber verwundere, daß alle Welt hier so tief in Schulden stecke, der Staat selbst nicht ausgenommen.

Gohn war erstaunt über die jählunge Zungengeläufigkeit des bei ihm in Worten immer so sparsamen Griechen. So leutselig und so plauderhaft liebenswürdig hatte er ihn noch nie gesehen.

Unterdeß brachten die Mollner Speisen und Wein, und die Schlacht begann auf der ganzen Linie.

In mehren Gegenden von Hindostan, sagt Orme in seinen Fragmenten, herrscht die seltsame Sitte, daß Brahminen einen freiwilligen Tod, und zwar den Freßtod wählen. Sie essen nämlich so viel und so lange, bis sie vor Ueberfüllung sterben. Veinabe schien es, als ob unsere lustige Tischgesellschaft sich ein gleiches gottseliges Ziel vorgenommen hätte, so tapfer drangen Wiener, Berliner und Griechen auf die Genüsse der Tafel ein, als ob sie dem böien Zeugniß, das schon Aeneas Sylvius der Wiener Genußsucht ausgestellt hat, in jeder Weise gerecht zu werden strebten. Als sich aber das erste Angrifffeuer schon etwas gelegt, dafür aber die Köpfe um so wärmer geworden waren, da der Wein seine Schuldigkeit that, begann eine rege Unterhaltung wieder unter ihnen lebendig zu werden.

„Ich habe,“ hob Dr. Taucher an, „als ich heute die k. k. Bibliothek besuchte, zufällig ein Werk des berühmten Geschichtschreibers Bonfini aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in die Hände bekommen, in welchem derselbe eine Beschreibung Wiens mit den drastischen Worten einleitet: „Wien gehört gewiß unter die schönsten Städte der Barbaren.“ Das ist aber auch wahr, neben Berlin gefällt mir keine Stadt so gut wie Wien!“

„Sie haben wohl Konstantinopel nicht gesehen?“ warf Kanthos ein.

„Nein,“ erwiderte Taucher.

„Ah, dann begreife ich,“ lächelte der Grieche.

Aber schon war auch in Frene ein edler Lokalpatriotismus erwacht und er rief mit Feuer aus: „Wie kann man denn aber, nur Berlin über Wien stellen wollen? Es gibt nur eine Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien!“

„Wer weiß,“ entgegnete der Berliner Nationalökonom, „ob es nicht bald zwei Kaiserstädte geben wird!“

„Sie meinen Wien und Frankfurt?“

„O nein, Wien und Berlin!“

„Daß Sie doch den Preußen nie verleugnen können,“ sprach Frene beinahe verstimmt. „Ihr Preußen seid wirklich ein wahrhaft schwarz-weiß gesottenes Volk. Ihr solltet einmal uns österreichische Deutsche zum Muster nehmen, die wir immer früher an Deutschland denken, als an alles Andere.“

„Ja wohl,“ erwiderte spitzig Dr. Taucher; „das thut Ihr allerdings, weil Euch das Denken überhaupt nicht viel Beschwerde macht. Wir Preußen wären vielleicht auch gute Deutsche, aber wir haben bis jetzt noch nicht den Wegweiser finden können, der uns nach Deutschland führt. Hat doch schon Schiller vor ziemlich langer Zeit in seinen Rezensionen gerufen:

„Deutschland? Aber, wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden; Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“

„Dieser Schiller,“ begann Frene hitzig, doch blieb ihm das Wort im Munde stecken. Da erinnerte er sich noch zu rechter Zeit eines Ausspruches der „Presse“ und er fuhr fort: „Dieser Schiller war, im Grunde genommen, so gut ein germanischer Nordslave wie Ihr verdammten Preußen insgesamt!“

„Schade nur, daß er ein Schwabe war,“ bemerkte der Berliner.

„Schwabe hin, Schwabe her,“ setzte Frene seine Polemik fort, „Ihr germanisirten Slaven da oben habt mit Eurem slavischen Protestantismus Deutschland aus Rand

und Band gebracht und die Geister annektirt, auch wenn sie Schwaben waren.“

„Mag sein, lieber Herr von Frene,“ erwiderte freundlich der Doktor, „aber wer weiß, ob das Germanenthum ohne den gesunden Zusatz urkräftigen Slaventhums, den es in sich aufgenommen, nicht etwa schon längst mit Stumpf und Stiel den Weg des römischen Reiches deutscher Zunge gegangen wäre.“

„Das ist eine Blasphemie!“ plägte der Fabrikant heraus.

„Nur die Wahrheit,“ meinte Taucher. „Aber freilich hat Guizot gesagt: Nur die Wahrheit ist zu fürchten, das Falsche ist ohne Macht.“

„Ihr lieben Preußen,“ rief Frene wieder, indem er ein neues Glas Wein hinunterstürzte, „werdet schon sehen, wohin Ihr mit Eurem Bismarck kommen werdet!“

„Unser Bismarck,“ fiel ihm Taucher in die Rede, „ist gar kein so übler Mann. Sein einziges Unglück ist nur, daß er bei uns im eigenen Lande noch nicht recht verstanden wird. Ich glaube freilich zu wissen, wohin er zielt, aber die große Masse ahnt es noch gar nicht und gefällt sich deshalb in der vorläufigen Regierung seiner kühnen und großen Erscheinung. Ich halte es da lieber mit dem Worte Chateaubriands, daß die negativen Gründe ein Jeder begreifen kann, wogegen sich die positiven Gründe nur großen Geistern offenbaren.“

„Aber Ihr ganzer Bismarck wird doch noch an unserer österreichischen Kraft scheitern, sobald Oesterreich sich nur wieder ganz seines deutschen Berufes bewußt wird und seine Kraft gebrauchen will.“

„Dagegen,“ meinte der Nationalökonom, „habe ich

nichts weiter einzuwenden, als daß mir gerade jetzt zufällig ein Ausspruch der Frau von Staël einfällt."

"Und welcher, wenn ich fragen darf?"

"In einem Lande ohne Freiheit, schreibt sie, findet man nur Kraft bei den Aufrührern."

"Ah, das paßt ja auch ganz gut auf Euch, Ihr Herren Preußen!"

"Bedanere, dies mit „Nein“ beantworten zu müssen, unser Volk hat nicht die Kraft gehabt, das Bismärckische Regiment zu beseitigen, weil ihm der wahre Stoff fehlt, aus dem man Aufrührer macht. Es geht uns in Preußen viel zu gut, als daß wir den Insurgententitel verspüren sollten. Es geht uns selbst viel zu gut, als daß wir an große nationale Ziele denken sollten. Wenn Bismarck es nicht thäte, so hätte Oesterreich wenig von uns zu besorgen."

Hirschburg warf jetzt dem Griechen einen bedeutamen Blick zu, den dieser nicht zu beobachten schien, während er ihn nur zu gut verstand und dem nächsten Kellner winkte, dem er alsbald auftrag, in Eis wohl gekühlten Champagner zu bringen.

Dr. Laucher war jetzt in die richtige Stimmung gerathen, zu debattiren. Der reichlich genossene Wein hatte ihn erhitzt und sein norddeutsches Gemüth soweit aufgethaut, daß es wohl nur noch des Champagners in gehöriger Quantität bedurfte, um ihn zu Weiterem zu bringen.

Dem Griechen war dabei eine Bewegung des Doktors nicht entgangen. Er hatte wahrgenommen, wie dieser, obwohl er sein Geld in einer mit Gold gefüllten Börse zu tragen schien, öfter gleichsam instinktiv nach seiner Brust=

tasche faßte, in welcher sich wahrscheinlich eine Briestasche befand.

Warum faßte der Doktor dahin?

Enthielt keine Tasche vielleicht wichtige Papiere?

Xanthos beschloß, wenn irgend möglich, diesen Umstand genauer zu erforschen.

Frene wollte sich mit den von Taucher erhaltenen Informationen indeß durchaus nicht zufrieden geben, sondern stieß straks wieder in's großdeutsche Horn, obwohl es ihm dabei paßirte, daß er über seine eigenen Gedanken hinwegstolperte.

„Das müssen Sie doch zugeben,“ rief er eben wieder aus, „daß in Preußen jetzt die Feudalen herrschen, und daß Preußen eben deshalb in sich schwach und zerklüftet ist, denn der gesunde Kern des Volkes muß sich ja doch gegen das Joch der Feudalen auflehnen und es abzuwickeln trachten.“

„Ist das,“ entgegnete der Berliner Doktor alsbald, „nicht etwa überall der Fall, so weit eben die deutsche Zunge reicht? Ueberall, wo sich ein deutsches Staatswesen herangebildet hat, herrscht das Kastenwesen, herrscht die Aristokratie. Die Aristokraten aber bleiben immer und überall dieselben, erst kommt ihr Vortheil, dann die Nation, der Staat, die Dynastie; Einer will es auch immer hübsch mit dem Anderen nicht verderben. Wie treffend hat schon vor vielen, vielen Jahren der große deutsche Publizist Schölzer bemerkt: „Seit dem westphälischen Frieden fraß der deutsche Sklavensinn wie ein Krebs um sich.“ Und hat uns der gedankenscharfe Börne nicht gar mit dem Hunde verglichen, der seinem Herrn immer mehr anhängt, je mehr er Schläge von ihm bekommt? Wo anders aber ist die

Wurzel dieser traurigen Zustände zu finden, als in Euren großdeutschen Träumen von deutscher Weltherrschaft? Das ist der politische Fessel, mit dem Ihr die Köpfe der armen Deutschen verwirrt, daß sie über der eingebildeten Wundermacht, die sie bekommen wollen, das vergessen, was sie thun sollten und wirklich haben könnten. Während andere Völker ihre soziale Revolution schon hinter sich haben, trennt das gelehrte deutsche Volk noch immer die Spaltung der Geburt. Dieser soziale Riß, der durch Deutschland geht, ist größer als der religiöse, er ist auch gefährlicher, weil er uns nicht nur schwach, sondern auch lächerlich macht. Umsonst hat Humboldt gepredigt: „Die Natur hat ihren Fluch gehängt an das Stillstehen.“ Unser Fortschritt ist nach wie vor eine solche Satyre auf sich selbst geblieben, daß Humboldt in seinen Briefen (S. d. 32. seiner Briefe) selbst uns fortschrittslustige Berliner „Weltelephanten und „Mumien im außerordentlichen Dienste“ nennt, obwohl es uns, wie er sagt, an „Hofphilosophen,“ „Missionsministern,“ „Hoftheologen“ und Ueberraschungspredigern“ nicht fehle, welche vergäßen, daß der König von Hannover vom deutschen Patriotismus gesagt hat: „Professoren haben kein Vaterland, Professoren, Hu . . . und Tänzerinnen könne man überall für Geld haben.“ (B. 66.) Ja, ja, lachen Sie nur, lieber Herr von Frene, uns Deutschen thut aber, um politisch und sozial wiedergeboren zu werden, nichts so sehr noth, als ein gesunder Despotismus mit energischem Blut und Eisen. — Was sind wir denn jetzt? Ein großer Deutscher erstaunte einmal, in Bologna kein Jesuitenloster zu finden, war aber dann noch erstaunter, als man ihm erzählte, „die öffentliche Meinung sei dort so sehr dagegen gewesen, daß man es nicht gewagt habe.“ Da lassen Sie

einmal hier in Wien die Jesuiten sich ansiedeln, was wird die Folge sein? Die sogenannte öffentliche Meinung wird dagegen schreien, aber die Patres werden nichts destoweniger gedeihen und sich's recht bequem machen, denn was, Du lieber Gott, ist eine deutsche öffentliche Meinung? Wir kommen nun einmal als „manierliche Menschen“ schon auf die Welt mit ihren tausend künstlichen Schranken und Baumpfälen. Durch solchen politischen Zwang wird, wie Humboldt schreibt, der Mensch freilich erfinderisch, um an die freie Luft zu kommen, und wenn sie die freie Luft haben, werden sie ächt deutsch darüber grübeln, ob ihnen besser sei, wie bei dem Prinzen, welcher befahl: „Sagt mir, ob ich mich amüfire!“

„Ja, ja, der Verfasser des Kosmos hat ewig recht, „daß die wildeste Republik den geistigen Fortschritten der Menschheit und dem Bewußtsein ihrer Ehrenrechte, nicht so viel und so lange dauernd schaden kann, als ein systematisch sanfter Despotismus.“ Darum rufe ich laut: es lebe die starke, gewaltige Monarchie, die im Dienste einer Idee unserer Zeit, unbekümmert, furchtlos und vor keinen Konsequenzen zurückschauend, vorwärts schreitet über die Schwäche des Volkes und die Phantasmagorien der Doktrinäre hinweg, vorwärts mit Blut und Eisen!“

Schon wollte Herr von Freue sich mit demosthenischem Schwunge in fürchterlicher Philippika gegen diese Ansichten erheben, als der von Xanthos bestellte Champagner recht wie ein Engel des Friedens dazwischen trat und ihn auf andere behaglichere Gedanken brachte.

Der Grieche selbst entpfropfte die erste Flasche und schenkte munter seinen neuen Freunden das köstliche Naß in die funkelnden Krystallgläser ein. Rasch ward von Jedem

das jungfräuliche erste Glas geleert. Da strahlten gleich die Augen feuriger, lebendiger. Selbst Hirschburg begann in das Stadium zu treten, wo man glücklich wird, und phantastirte leise vor sich hin von seinen Papieren. Xanthos aber wollte das Eisen schmieden, so lange es warm sei, er schenkte tüchtig zwei Flaschen hinter einander aus, indem er versicherte, daß Champagner der Nektar gewesen, den schon die „ewigen Götter“ zu ihren Lebzeiten im Olymp getrunken, und daß es just nach einem göttlichen Champagnerfrühstück gewesen sei, wo die im Homer geschilderte olympische Scene vorgefallen, daß Hepheiston seine erlauchten göttlichen Verwandten und Freunde zu jenem Lager geführt, auf welchem er den lästerhaften Kriegsgott mit der lieblichen, treulosen Aphrodite zusammengeschmiedet, aus Zorn darüber, daß er sie in einem zu zärtlichen tête-à-tête überrascht.

Nun aber protestirte Frene wie Laucher dagegen, daß der edle Grieche sich weiter im Amt des Ganymed anstrenge, vielmehr ließ ein jeder dieser beiden Herren jetzt ebenfalls Champagner zur Revanche auffahren, so daß das Knallen der Propfe und das Ueberschäumen der Gläser gar kein Ende nehmen wollte.

Die Folgen blieben nicht aus.

Zuerst fing Frene an irre zu reden. Ein süßer Wahn besahlich sein Herz. Ihm schien es nämlich plötzlich, daß sich Xanthos in's holde Reichsrathsflärchen verwandelt habe, und von charmanten Reminiscenzen umfangen, begann er zärtlich gegen den Griechen zu werden. Armes Reichsrathsflärchen! Wenn Du diese schönen Wallungen in diesem ehemaligen Liebhaber von echtem Schrott und Korn gesehen,

wie würde Dir geworden sein, vielleicht hättest Du selbst Deinen deutsch-böhmischen Freund darüber vergessen!

Aber auch Dr. Taucher ward von dem Champagner=spukgeist beim Zopf gepackt und plötzlich von der wunderbaren Einbildung ergriffen, daß Xanthos Niemand Anderer, als Bismarck sei.

Der Grieche saß jetzt gerade zwischen seinen beiden spontanen Verehrern und hatte alle Hände voll zu thun, über deren Phantasien nicht selbst konfus zu werden.

„Lieberes Klärchen,“ flötete ihn der wackere Fabrikant an, „trink nur, trinke. Der Champagner ist gar ein lustiges gesundes Getränk, was die Wangen noch weit röther macht, als Salz und Brod!“

„Exzellenz,“ sprach Taucher auf der andern Seite, „ich durchschaue Sie, ich begreife, oder ich ahne wenigstens die ganze Größe Ihrer enormen Intentionen.“

Xanthos horchte hoch auf. Aha, dachte er, der Vogel fängt an das Lied zu singen, was ich haben will, jetzt wird er mir in's Garn gehen wie ein naschhafter Gimpel, welcher Vogelbeeren sieht.

„Hohes Klärchen,“ fuhr Herr von Frene mit weicher, plötzlich beinahe zartbesaiteter Stimme fort, „Du siehst mich gar nicht mit Deinen schönen Augen an. Warte Schelm, ich werde Dir ein golden Kettlein kaufen, um Dein liebes Herz an's meine zu nesteln. Schau, schau, was Du für ein listiges Vöglein bist!“

Dazwischen brummte dann Hirschburg, nachdem er eben wieder ein Glas geleert:

„Eisenbahnaktien werden fallen, das ist sicher, werden sehr fallen, österreichische Anleihe wird fallen. Alles wird fallen, fallen, fallen, aber meine Papierchen werden steigen

wie die Papierdrachen in der Herbstluft. Gott im Himmel, wird das sein ein Geschäft! Dann endlich Lust und Freude alle Tage! Ach Wanda, ah! . . .“

„Verehrter Herr Minister,“ sprach Taucher den Griechen wieder an, „lassen Sie mich nur machen. Ich habe es ja haarklein in meiner jüngsten Broschüre nachgewiesen, daß ein Staat nur dann einen ordentlichen Krieg führen kann, wenn es seine materiellen Verhältnisse erlauben. Das Studium in Wien ist nicht schwer und Sie werden finden, daß ich einen scharfen Blick habe.“

Der Grieche begann jetzt ein seltsames neugriechisches Lied vor sich hinzusingen mit wunderbar wehmüthigen Akkorden:

„Und siegst Du, Charon, über mich, so nimmst Du meine Seele,
Und sieg ich, Charon, über Dich, so geh' wohin's Dein Herz zieht.
Sie gingen und sie rangen da, von Morgen bis zu Mittag,
Und etwa um die Besperzeit, da warf ihn Charon nieder!“

Die fremdartige Weise in den fremden Klängen des neugriechischen Idioms schien Frene und Taucher nur noch mehr in ihren Phantasien zu verwirren. Es war rein, als ob ihr Gehirn eine Tarantel gestochen habe, oder als ob dieser sonderbare, räthselhafte Kanthos wirklich ein Zauberer sei, wie sie die Sage seiner Heimath noch heute in den Schluchten des Olymp und Ossa haufen läßt.

„Also Du wirst kommen, Klärchen,“ flüsterte mit schwerer Zunge Frene, „sei doch nicht so traurig. Sollte es denn wirklich das erstemal sein? Dazu bist Du ja viel zu hübsch.“

„Excellenz, Sie glauben es nicht,“ rief Dr. Taucher, „wohlan, hier ist mein erster Bericht, lesen Sie selbst.“

Im Nu hatte der Grieche den Brief in der Hand,

im Nu ihn überflogen. Seine Hand zitterte vor Aufregung, sein Auge sprühte Flammen. Xanthos war noch ganz nüchtern.

Dieser Brief war aus dem Portefeuille in der Brusttasche des Doktors. Er war sehr wichtig.

Xanthos hatte Mühe, ihn dem Doktor, der jetzt wie eine Windmühle zu schwanzen begann, wieder zurückzugeben. Als er ihn aber gelesen, hatte Hirschburg, durch einen Fußtritt plötzlich wieder ernüchtert, ihm über die Schulter gesehen und dabei diabolisch gelächelt.



Neuntes Capitel.

Beim Vater Brunner.

Motto: „Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.“
Schiller.

„Sich einzubilden, daß die Menschen alle Teufel sind und sich in Grausamkeit gegen sie zu erhitzen, ist die Vision eines wilden Menschenfeindes. Voraussetzen, daß die Menschen alle Engel sind und ihnen die Flügel schießen lassen, ist der Traum eines albernen Phantasten. Glauben, daß sie weder alle gut, noch alle schlecht sind, die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die schlechten unter dem, was sie verdienen, bestrafen, Rücksicht für ihre Schwächen und Humanität für Alle haben, das ist die Art, wie ein verständiger Mensch handeln muß.“

Aus Friedrich's des Großen Abhandlung
„Ueber die Gründe Gesetze zu geben oder
abzuschaffen.“ (Oeuvr. IX. 33) vom Jahre
1750.

Die Religion ist die einzige positive Philosophie.

Klinkowström.

Es ist eine ziemlich große Stube mit vielen Bücherrepositorien, auf denen Kirchenväter und Theologica aller Art in Reih und Glied stehen, ein mächtiges altes Vespult, einige staubige, mit mittelalterlichem Schnitzwerk gezielte Stühle, ein ebenso ausgestaffirter, ehrwürdig gebrechlicher Tisch,

dazu im Hintergrunde rechts ein Ofen jener jetzt immer seltener werdenden Mammuths unter den Zimmerheizmaschinen, welche man Kanonenöfen zu nennen pflegt. Ein großes Crucifix aus einem der früheren Jahrhunderte hing melancholisch über dem Eingang, darunter standen in vormal's goldener, jetzt nur noch schwer entzifferbarer Schrift die Worte: „Beati sunt, qui in Domino moriuntur.“

Die Decke des Zimmers war gewölbt und früher einmal mit Freskomalereien gar bunt und lustig geschmückt gewesen. Doch die Dämpfe des Kanonenofens und der alles benagende Zahn der Zeit hatten unter dieser Malerei so furchtbar aufgeräumt, daß sie jetzt nur noch ein chaotisches Durcheinander von verwitterter Farbe und schattenreichem Rußüberzug darbot, aus dem nur hie und da ein Engelsköpfchen schelmisch hervorsah, dem alle übrigen Körpertheile in Verlust gerathen waren. Nur eine einzige Gestalt hatte sich aus dem Sturm der Zeiten vollkommen erhalten, die eines wohlkonditionirten Teufels mit wacker zugespitzten Hörnern, gränlichem Hellschwanz und ausgebreiteten Fledermausflügeln. Diese Figur schwebte aus der linken Ecke dem Ofen gerade gegenüber hervor und begrüßte von oben herab jeden in das Pfarrzimmer eintretenden sogleich mit einem sarkastischen, obwohl jetzt schon etwas verwischten Nächeln, als ob sie hier der eigentliche genius loci sei.

In dem alten Ofen sang der Feuergeist seine zischenden Melodien. An den zwei Bogenfenstern aber rüttelte der Wind und trieb draußen arme unschuldige Schneeflocken in allerhand heidnischen Tanzwirbeln gegen das erwärmte Fenster-glas, das wie ein böser Zauberer auf sie zu lauern schien, um sie sofort ihrer zarten krystallinischen Existenz zu entkleiden und sie in zitternde Feuchtigkeit zerfließen zu lassen.



Drinnen aber, gerade in der Mitte des Zimmers saßen der Vater Brunner und der Graf Basarhely an dem großen Tisch mit den hübsch grotesk geschnitten, nur leider schon etwas gar zu wackeligen Beinen und sprachen gar eifrig mit einander.

„Da haben Sie also gesehen,“ hob eben Vater Brunner, ein Mann mit sehr ausgeprägter Physiognomie, zu seinem Gaste wieder an, „in wie gar vielen Punkten die katholische mit der lutherischen Dogmatik übereinstimmt. Doch welch' ein tiefer Unterschied trotz alledem! Ihre kalte Lehre öffnet dem menschlichen Forscherwahne Thür und Thor, während der Katholicismus, ganz abgesehen von dem unerschöpflichen Gnadenborn, über den er verfügt, auch dem Menschen jene heilige Gefühlstiefe eröffnet, durch welche er mit süßen Fesseln an die Kirche gebunden wird, wie ein Kind an seine Mutter.“

Basarhely nahm eine gläubige Miene an und nickte höflich beistimmend diesen Worten seines Lehrers zu. In seinem Herzen freilich war er wo ganz anders, halb bei Gisela und ach, halb bei Viktoria.

„Und wohin,“ fuhr der Vater in freundlichen Eifer gerathend fort, „hat es der Protestantismus gebracht? Er ist an sich selbst irre geworden, nachdem er dem jüdischen Nihilismus Thür und Thor geöffnet. Er hat eine Philosophie in's Leben gerufen, welche die menschliche Selbstständigkeit auf Vernunftwahrheiten aufbauen will, welche eine Brücke von Strohhalmen sind, der der Teufel das Ansehen zu verleihen gewußt hat, als ob sie aus Quadersteinen gebaut sei. Da ist denn kein Wunder, daß dem gegenüber die katholische Mutterkirche, die das Panier des Konservatismus unerschütterlich hoch hält, eines der verirrtten

Vämmlein nach dem andern in ihrem Schooße wieder vereinigt, auf daß das Wort erfüllt werde, es soll nur ein Hirt und eine Heerde sein. Ja, ich kann es mir recht klar vorstellen, wie es Ihnen selbst ergangen, als Sie zuerst jene Regungen verspürten, die Sie zu mir geführt haben, damit ich Sie wieder aufnehme in die Kirche, die allein der Fels ist, der Alles überdauert. Sie sollen predigen und lehren all' diese Irrlehrer, die uns Abbruch zu thun vermeinen, es hilft ihnen Alles nichts. Wie lange Zeit ist es schon her, daß Spinoza in positiven Gegensatz zu aller und jeder Theologie getreten und das lästerliche Wort ausgesprochen, daß die Welt nicht als Wirkung oder Werk eines persönlichen, nach Absichten und Zwecken wirkenden Wesens angesehen werden könne, wogegen er die Natur in ihrer universellen, religions-philosophischen Bedeutung zur Gottheit machen wollte. Was hat es dem guten Manne geholfen, daß allerhand gelehrte Keger seine Worte und Ideen noch bis auf den heutigen Tag citiren? Unsere Kirche steht noch immer fest da in ihrer alten Unererschütterlichkeit und unsere Tempel sind voller Gläubigen."

Diese letzten Worte hatten aber Basarhely aus seinen Träumereien geweckt und dabei seine eigensten Ueberzeugungen so scharf berührt, daß er, seiner angenommenen Rolle fast ganz vergessend, ausrief:

"Aber ehrwürdiger Herr, reißt Sie Ihr heiliger Eifer nicht vielleicht in dieser Beziehung etwas zu weit fort und stellen Sie damit nicht fast die Kirche über Gott selbst? Hat nicht gerade Spinoza auch herrliche, leuchtende Wahrheiten ausgesprochen, da doch von ihm der Satz herrührt: „Unwissenheit ist der Ursprung alles Bösen."

Der Vater war über diesen plötzlichen Ausbruch philo-
Alt-Dester.

sophischen Geistes bei seinem Neophyten etwas überrascht und wollte als kluger Mann erst sehen, wie weit sein Bögling sich verirren würde.

Basarhely aber fuhr ungenirt in seinem Herzenserguße weiter fort:

„Und ist nicht Gott in der That der hehre Geist, der in all' den wahrhaft hohen göttlichen Gedanken weht und lebt, die durch die Menschheit gehen? Soll die Kirche, anstatt den Geist in Bann zu thun, nicht vielmehr alles Geistige unter ihre Hut nehmen, um es schönen, heiligen Zwecken zuzuführen, gerade zur besseren Bekämpfung des Heidenthums in den verschiedenen Ländern manchen vormals heidnischen Gebrauch mit dem christlichen Ritus zu versöhnen? Ist es heidnisch, oder ist es der Bliz eines ewig göttlichen Gedankens, wenn Pindar in seinen pythischen Gesängen ruft: „Eines Schatten Traum ist der Mensch; aber wo ein Strahl von Gott gesandt naht, glänzt hellleuchtender Tag dem Menschen und glückliches Leben.“

„Oho,“ rief jetzt Brunner aus, „was für ein Geist ist denn plötzlich wieder in Euch gefahren, unglücklicher junger Mann! Was sollen mir Eure Citate? Glaubt Ihr, daß der Teufel nicht etwa auch aus glänzenden Goldfäden Stricke zu drehen wüßte? Damit ist aber gar nichts bewiesen, als daß sich eben die menschliche Eitelkeit oft und immer herausnimmt, über heilige unantastbare Offenbarungen hinaus, ihre eigenen Offenbarungen zu schaffen. Wer das wahre einzige Glück empfinden will, welches allein die Kirche zu spenden vermag, der lerne sich zuerst in den Fundamentalsatz gläubigen Gehorsams fügen!“

„Auch wenn sich die Vernunft in uns dagegen sträubt?“

„Was ist die Vernunft? Ist sie nicht vielleicht oft nur

eine Bogelscheuche, mit der uns der Böse von dem grünen Erbsenfeld der bessern Erkenntniß fern halten will?"

Basarhely wußte nicht, was er hierauf antworten sollte, da fuhr der Vater, eifrig werdend, fort:

„Ich will Ihnen auch ein heidnisches Citat entgegenhalten, da Sie den Heiden einmal eine so große Autorität beizumessen belieben. Der alte Plinius hat gesagt: „Die Allmacht und Göttlichkeit der Natur in allen Dingen und in jedem Dinge — bleibt dem verborgen, der nur die Theile derselben und nicht das Ganze umfaßt.“ Das ist auch mit der Kirche so. Wer diese oder jene Seite an ihr kritisiert, kann zum Scheine wohl recht haben, aber er wird sich dadurch, daß er sich in die einzelnen Theile hineingrübelt, nur um so mehr von dem Verständniß des Ganzen entfernen. Deshalb soll eben der Mensch über die Kirche, die viel zu hoch über ihm dasteht, gar nicht nachgrübeln. Wer ihr dienen will, der diene ihr ganz, ohne um das „Woher,“ „Wieso“ und „Warum“ erst noch lange zu fragen. Wer ihr aber nicht dienen will, nun der gehe seiner Wege, er wird schon sehen, wohin er kommt. Die Macht der Kirche reicht weit!“

„Aber die Macht des Menschengestirns ist lebendig und wahrhaft,“ erwiderte Basarhely, „und wer weiß, ob, wenn die Kirche sie immer schroff von sich abweist, nicht der Tag kommt, wo das Wort Schefers, des Dichters des Laienevangeliums, in Erfüllung geht: „Am Menschen zerfällt die Kirche.“

„Junger Mann,“ ergriff Brunner mit auffallender Ruhe wieder das Wort, „Sie haben, wie ich sehe viel gelernt und besitzen Kenntnisse, denen nur die bessere Disciplin fehlt, um sie der guten Sache nutzbar zu machen. Sie

dürfen mich aber auch nicht mißverstehen. Die Kirche weist keinen ehrlichen Freund deshalb zurück, weil er ein Denker oder Gelehrter ist, aber sie sucht Denker und Gelehrte vor jenen Irrpfaden zu schützen, auf denen sich unser schwacher Menscheng Geist nur zu leicht verliert. Was wollen Sie also? Wir haben einen schweren Stand, weil wir für das einzig Positive gegen den tausendfach flimmernden und glitzernden Schein zu kämpfen haben, aber um so ritterlicher ist es, auf unserer Seite mitzufechten."

"Und ich will bei Ihnen, mit unter Ihrer Fahne fechten, ehrwürdiger Herr," rief Basarhely, den die Erinnerung an das Gebot der Hühnerfeld wieder schnell von seinen philosophischen Anwandlungen befehrt hatte.

Der Vater aber meinte, indem er ein dogmatisches Buch zuschlug: „Wir sind heute zu sehr vom Texte abgekommen, aber das thut nichts, da es mich überzeugt hat, daß Sie noch nicht genug stark im Glauben sind. Wir werden die Taufe wohl noch einige Wochen aufschieben müssen, doch, was lange währt, wird ja gut.“



Be h n t e s K a p i t e l.

L i e b e s w a h n s i n n .



Netto: „Durchsüßet und geblumet sind die reinen Frauen,
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Villen oder Rosenblumen, wenn sie kicken
In Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut; das kann den
Sinn erquickten!

Ja, wer am Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt tief in des Mannes
Herzensgrund.

Walthar von der Vogelweide:

Mir ist so weh, so leicht; mein Gram ist lichtentfacht,
Mein Gram von Dir erfülltes Träumen,
Von Dir und nur von Dir... Es wird die Wehmuth
mein

Durch nichts gestört, durch nichts vertrieben,
Und wieder lacht das Herz und liebt — darum allein,
Weil's nicht im Stand ist, nicht zu lieben.

Puschkin.

L i e b e ist Musik! Wenigstens hat Leibniz die Musik als
die „verborgene Arithmetik der Seele“ definiert, „welche
zählt, ohne es zu wissen.“ Das aber eben ist die Liebe.
Wie viel Fluch und wie viel Segen klingt durch ihre tau-
sendfachen Akkorde und wie viel — Humor! Trank nicht

zur Blüthezeit mittelalterlicher Minnefeligkeit Ulrich von Lichtenstein schon als unbärtiger Knabe das „Waschwasser“ der Dame, die er sich zur Liebe erkoren und ließ er sich später nicht gar ein Stück Lippe ausschneiden, weil seine Dulcinea an ihrer leidigen Größe Anstoß genommen? Und was that erst ein anderer Held jener galanten Glanzperiode, Namens Guillem de Balann, ein Troubadour von echtem Schrott und Korn? Er hatte sich mit seiner Coeurdame um ein „ich weiß nicht was“ entzweit, worüber er dann, wie üblich, in Verzweiflung gerieth. Seine Huldin wollte ihm aber nur dann verzeihen, wenn er sich einen Fingernagel ausziehen lasse und ihr diesen mit obligater poetischer Dedikation zusende. Er aber schnitt sich, im freudigen Drange seines Herzens, lieber gleich einen ganzen Finger ab und übersandte ihn seiner Gebieterin mit einem gereimten Versikon ihrer Schönheitsreize. Und wie quälte Dich die Idee der Liebe, armer Petrarca! Dein Herz, in dem so viele süße Lieder wohnten, erglühete in flammenden Träumen und in träumender, vielleicht erträumter Flamme für Laura, die holdselige Tochter des Ritters Audibert von Mauves, obwohl sie seit 1325 schon mit Hugo von Sade in Avignon vermählt war. Ach, und sie war schön, zauber schön, wenn man dem alten Chronisten glauben darf, der von ihr berichtet: „Sie war eine der vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden, ihr Hals blendend weiß, wie frisch gefallener Schnee, ihr Antlitz ein Frühling, ihr Mund voll Perlen und Rosen, ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich, ihr ganzes Wesen bezaubernde Anmuth, reizvolle Sittsamkeit und jenes rührende Unbewußtsein der Schönheit,

was immer das süßeste Geheimniß birgt, alle Welt in Entzücken zu versetzen.“ Armer Petrarca! Und Du liebtest diese liebliche Laura volle zwanzig Jahre, eine erstaunlich lange Zeit für einen platonischen Liebhaber, ohne daß sich Deine Liebe von etwas Anderem genährt hätte, als dann und wann von einem freundlichen Blick und von einem einzigen, ach, nur einem einzigen einmal bewilligten Handkuß!

Graf Basarhely war doch gewiß kein Taciturne Meditativ, wie einft den berühmten Denker Vater Malebranche seine Freunde nannten, auch konnte man von ihm im Ganzen gewiß nicht behaupten, daß er in der Welt lebe, als lebe er nicht darin. Aber, obwohl mit reichem Geist begabt, so hatte sich doch in seinem Inneren noch lange nicht jene positive Klärung vollzogen, die ihm eine sichere bestimmte Stellung der Welt und seinen jugendlichen Leidenschaften gegenüber verliehen hätte. Aus diesem Grunde war er noch nicht über das Stadium aller Träumerei hinausgekommen. Noch gab er all' seinen Gedanken und Empfindungen vollkommen freien Raum und gefiel sich beinahe in jugendlicher Leichtföhligkeit darin, seinem Thun keine Grenzen zu setzen und noch kein Charakter zu sein. Der gelehrte Holländer Geuling, der beredte Vertheidiger des Oskasionalismus, behauptete, daß seine Zunge in seinem Munde zittere, so oft er das Wort Erde ausspreche, gerade als ob die Erde selbst dabei zittere. Nach dieser Erscheinung zog er den freien Willen des Menschen in Zweifel, indem er den Satz aufstellte: „geschehen aber die Bewegungen meines eigenen Leibes nach natürlichem Kausalnexus und nicht nach meinem Willen, so muß derjenige Theil meiner Willensfreiheit, welcher sich auf sie bezieht, eine Täuschung sein, und es bleibt für die wirkliche Freiheit nichts Anderes

übrig, als die Richtung in die Kontemplation und der Absehen vor aller Verwicklung in körperliche Aktionen.“ Ähnliches nahm Vasarhely bei all' seinem Thun und Lassen an, das er fast ausschließlich vom Dämon seiner inneren Neigungen leiten ließ, und lassen wollte, so lange als er nicht genau wisse, ob es nicht besser sei, dieses Dämons Herr zu werden, indem er irgend ein Prinzip als achtungsgebietenden, gestrengen Herrn über denselben setze und sich mit diesem Principe identificire. Noch aber lachte ihn die Erde mit ihren Reizen viel zu verführerisch an, als daß er einen besonderen Kitzel verspürt hätte, ihrem Dunstkreise zu entfliehen. Wozu das Herz kasteien, sagte er nicht selten zu sich selbst, wenn der Geist doch nicht über gewisse Schranken hinausfliegen kann. War nicht uraltem Mythos nach Lucifer der schönste und genialste aller geschaffenen Geister und mußte gleichwohl, weil er sich zu hoch in's ewige Licht erheben wollte, gar traurig zu Fall kommen? Und wurde nicht ebenfalls der erfindungsreiche Hephaistos, um vom Feuerholer Prometheus und dem ersten Luftschiffer Daidalos zu geschweigen, weil er im Rathe der Götter klüger sein wollte, als Zeus selbst, von diesem in souveränem Zorn in die Tiefe hinabgestürzt, bis ihn auf Lemnos, wo er Boden gewann, mitleidige Sterbliche aufhoben und pflegten, was jedoch nicht verhinderte, daß er von diesem Sturze an immer einen hinfenden Fuß behielt?

Vasarhely machte sich demnach vor der Hand auch noch gar kein Gewissen daraus, den guten Vater Brunner zu täuschen und sich von ihm in der katholischen Dogmatik unterrichten zu lassen, obwohl er nicht im entferntesten daran dachte, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Hatte es ihm doch Gisela so verordnet, und Gisela thronte

in seinem Herzen, nur mitunter verdunkelt von dem lieblichen Bilde Viktorias, das ihn aber mehr in Träumen als im Wachen besuchte. Als er den Vater verlassen, hatte er sich direkt zur Hühnerfeld begeben wollen, um im Glanze ihrer Augen zu schwelgen. Unterwegs aber fiel ihm der Vater und dessen Vorliebe, vom Teufel zu reden, wieder öfter ein. Der Teufel ist freilich eine nur zu interessante Persönlichkeit, die in der Kulturgeschichte der Menschheit eine gar große Rolle spielt. Ursprünglich das phantastische Kind einer ungeheueren Idee hat er im Kanzelgebrauch des alltäglichen Lebens freilich nicht wenig von seiner ursprünglichen Poesie verloren, die Byron in seinem Cain in so kolossaler Gedankentiefe aufgefaßt. Wie unendlich weit ist der Teufel Byrons, der über das Ziellose allen Seins klagt, von jenem Satan eines deutschen protestantischen Bußgedichtes (aus der Zeit gleich nach dem dreißigjährigen Kriege) verschieden, der die armen Sünder zu Tausenden einpöckeln und einsalzen läßt, um sie zu beliebigem späteren Gebrauche in die Höllenküche schaffen zu lassen? Doch nicht lange gab sich Basarhely mit solchen Reminiscenzen ab. Andere, weit lieblichere Bilder stiegen zauberhaft schön, blühenden Lotosblumen gleich in seiner Seele auf, Gisela und Viktoria. Aber warum die beiden zu gleicher Zeit? Kämpften sie um die Herrschaft in seinem Herzen? Dieser Streit war gewiß ein verhängnißvoller, lang dauernder, denn sie waren einander zu unähnlich und doch Beide so reich an Reizen, daß von einer Wahl nicht wohl die Rede sein konnte. Ach, Basarhely liebte sie wirklich Beide und diese Liebe machte ihm die erste Liebesorge in seinem Leben. Gisela die Sonne, Viktoria der milde Mond. Aber was wollte diese Sonne eigentlich? Warum hatte sie ihm den

speziellen Auftrag gegeben, sich den lieblichen Strahlen des Mondes so sehr auszusetzen? War ihr kein Beispiel bekannt, daß junge Leute leicht mondsüchtig werden?

Vasarahely hatte, wie schon gesagt, jetzt zur Hühnerfeld gehen wollen. Aber der elektrische Strom, der den Gang seiner Füße dirigirte, wollte es anders. Ehe er sich's versah, stand er am Portale des Hauses, in dem der Graf Paardorf wohnte. Hier hielt er einen Augenblick an. Eine sonderbare Empfindung überkam ihn. Soll ich dem armen Kinde Liebe heucheln? fragte er sich selbst. Soll ich sie betrügen, um vielleicht den Stolz einer Anderen zu befriedigen? Aber diese Andere ist Gisela — Gisela, deren Nähe wie ein Kuß der lichtgewaltigen allbelebenden Sonne in meine Seele dringt. Und doch, wenn sie jetzt oben wäre bei ihren Blumen, die träumerische, blumenhafte Viktoria? Ich habe ihr das Leben gerettet und damit wohl ein Anrecht gewonnen, sie sehen zu dürfen und ich sehe sie so gern, ja, so gern, wie eine stille, mondbeschienene Waldbandschaft, die der Athem von tausend Maiglöckchen durchzieht und wo die Wipfel der Bäume so leise in geheimnißvollem Takte rauschen, als ob sie das lauschende Menschenkind beschwichtigen, zu lieblichem Kinderfrieden und seliger Ruhe einladen wollten. Ich will sie sehen. Vielleicht sagt ihr Anblick meinem chaotischen Sinn, wie er sich gestalten, was ich thun, was ich denken soll, denn ach, es kommt mir jetzt oft beinahe so vor, als ob mir Jemand meine Seele gestohlen hätte.

Unter solchen Gedanken, die weit mehr Empfindungen als Gedanken waren, hatte der Ungar die ersten Schritte in das Haus Viktoria's gethan. Sein Herz klopfte sehr laut. Es war ihm halb und halb, als ob er im Begriffe stehe, ein großes Unrecht zu begehen, und doch trieb ihn eine

geheimnißvolle Gewalt, die immer mächtiger wurde, vorwärts. Ich will sie ja nur sehen, wiederholte die Stimme, die schon in seinem Innern die völlige Oberhand gewonnen hatte. Vater Brunner und seine gut gemeinten Lehren waren vergessen, Gisela war wie aus dem Gedächtniß verschwunden, dafür sang und klang, schimmerte und leuchtete in ihm jetzt alles nur: Viktoria, Viktoria! Nichts in ihm fragte mehr: „Soll ich dem armen Kinde Liebe heucheln?“ Es wäre für ihn wahrhaftig eine Kunst gewesen, Viktorien Liebe zu heucheln. Schon war es ihm, als ob die milde, fromme, kleine Hand des süßen Kindes, dem er so nahe war, sich über alle Unbegreiflichkeiten seines eigenen Seins lege, als ob er ihren Odem spüre, aus dem ihm ein wunderbarer Segenspruch entgegen wehe. Und so gelangte er denn in das Vorzimmer der Paardorfschen Wohnung und so, ob angemeldet oder unangemeldet, er wußte es nicht, stand er plötzlich in der Blumenstube Viktoria's, dem erröthend lächelnden Mädchen gegenüber, dem er im Walde schon, er begriff es selbst nicht, wie es zugegangen war, einen ersten Kuß gegeben hatte. Ja, sie war wirklich wie lieblich märchenhafter Mondenschein und holdberauschender Maiglöckchenduft. Und wie Orest zu Iphigenia hätte er ihr jetzt zurufen mögen: „Nun genieß ich nun durch Dich das weite Licht des Tages.“

Sie lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen unter den erotischen Bäumen, die sie so sehr liebte, vielleicht weil sie in der Familie, in welche sie das Schicksal hineingeworfen, selbst eine fremde, erotische Blume war.

Vasarthely war sonst nie schüchtern. Er war es selbst Gisela gegenüber nicht, aber hier legte es sich anfangs

wirklich wie ein Schloß vor seine Lippen. In seinem Herzen ging es dafür um so stürmischer, um so lauter zu.

Viktoria dagegen blickte ihn mit erquickender Freundlichkeit an, indem sie zu ihm sprach: „Herr Graf, ich habe Ihnen noch immer nicht recht Dank gesagt . . .“

Hier stockte aber auch sie.

Dank? mir?“ rief dafür Vasarhely. „O sprechen Sie dies kühle Wort nie aus! Und dann, war ich nicht weit glücklicher, als Sie, indem es mir vergönnt war, Ihnen gerade in dem entscheidenden Momente zu nahen!“

„Also Dank wollen Sie nicht hören,“ nahm die Komtesse das Wort wieder auf, „nun wohl, so gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen zu sagen, daß ich Sie immer in freundlicher Erinnerung behalten werde. Ich fürchte sonst den Tod nicht, vielleicht würde ich ihm auch nie gern ausweichen. Allein durch einen Bären zerrissen zu werden, ist jedenfalls eine sehr exorbitante Todesart, der man keine poetische Seite abgewinnen können würde. Sie haben mich vor diesem Loose behütet, Sie waren mein Ritter . . .“

„O dürfte ich immer Ihr Ritter sein!“ rief Vasarhely aus, ohne daran zu denken, daß er ja bereits in die Ritterdienste Gisela's getreten war.

Es gibt dürre Worte und dürre Stunden, wo der Geist so etwas wie das Nahen eines Winterschlafes an sich herankommen spürt. Und dann gibt es wieder Worte, die für gewöhnlich so glanzlos sind wie abgegriffene alte Münzen, die durch Millionen Hände, und nicht immer durch die reinsten, ihre Wallfahrt vollzogen haben. Aber gleichwohl spreche man ein solches Wort in bestimmter Stunde aus, ohne tönende Deklamation oder sentimentales Gezirr, aber gerade, wenn Groß seine Flügel über zwei Herzen auszu-

spannen beginnt, und das abgegriffene, sonst so geistentfremdete Wort gewinnt plötzlich wieder die Macht eines unmittelbaren Lautes der Poesie, zündet tausend Gedankenfunken an und weckt tiefe tönende Echo's in einem andern Herzen. So war es hier mit dem Ausrufe Basarhely's. O wie hatte sich Viktoria in ihrem oft einsamen, oft geräuschvollen Verlassensein nach einem Ritter gesehnt, der ihre Gedanken aus den kühlen und doch so lästigen Banden löse, in welche sie durch ihre ganze Umgebung geschlagen wurden. Wie hatte sie sich's so schön geträumt, einmal vielleicht ein Wesen zu finden, mit dem sie so reden könne, wie es durch ihre Seele wehe, in dessen Nähe all' die reichen duftgeschwellten Knospen ihres Sinnes zu lächelnden Blumen aufgehen würden. Und hier ertönte ihr nun zuerst das verheißungsvolle Wort. Aber war es auch der rechte Klang, oder nur ein Truglaut, der kaum erklingen, wieder verhallt? O nein. Der sich zum Ritter anbot, war ja schon ihr Ritter und Retter gewesen. Etwas in ihrem Inneren hatte ja schon während jenes Kampfes im Walde so laut für ihn entschieden, daß jeder Zweifel fast unmöglich schien.

„Sie wollen mein Ritter sein?“ erwiderte mit unaussprechlich liebem Blick ihrer seelenvollen Augen Viktoria, „aber ach, Sie wissen vielleicht nicht, welche Last Sie sich damit auferlegen würden?“

„Eine Last? Unmöglich!“ rief Basarhely begeistert aus.

„Und doch gewiß eine große Last. Wissen Sie, was ich von meinem Ritter verlangen würde?“

„O reden Sie, reden Sie. Aber verlangen Sie Alles, und ich will es erfüllen!“

Diese große Bereitwilligkeit regte bei Viktorien einen leisen Argwohn an.

Ach, dachte sie, wenn dieser herrliche Mann den Damen gegenüber vielleicht immer so bereitwillig, wenn seine Bethenerungen nur die Ausflüsse seiner Courtoisie, nicht das Ueberströmen eines offenen Herzens wären?

Sie sah ihn an. Der Zweifel, der sich facht wie der Schleier der Abenddämmerung in ihrem so gerne liebesgläubigen Gemüthe zu regen begann, spiegelte sich in ihrem Blick, er entging auch dem Grafen nicht.

„Sie scheinen mir nicht ganz zu trauen,“ begann er mit fast schüchternem Tone wieder. „Vielleicht verlange ich auch viel zu viel, wenn ich wünsche, daß Sie mir glauben möchten. In unseren Cirkeln ist das Schattenspiel zwischen Schein und Wesen freilich nur zu sehr zur anderen Natur geworden, und wer fühlte sich in dieser Beziehung wohl ganz rein, wer vermöchte zu sagen, daß er nie gesündigt, nie Blumen auf die Gräber der Wahrheit gestreut habe! Doch Sie kennen vielleicht die Sage von den Druidenjungfrauen, die in den heiligen Hainen des räthselhaften Celtenvolkes die Heiligthümer ihrer Nation bewachten. Diesen Jungfrauen durfte Niemand mit einer Lüge nahen, ihr Blick vermochte in das Innerste jedes Sterblichen zu bringen, und wehe dem, der dies vor ihnen verhüllen wollte! So gibt es aber auch bis auf den heutigen Tag holbe Wesen, die den Lügegeist aus ihrer Nähe zu bannen wissen, und mir ist es, als ob Sie diese Macht besäßen, ich glaube wenigstens, daß ich nicht im Stande wäre, Sie zu belügen.“

Diese Worte waren von Seiten Basarhely's in diesem Augenblicke gewiß ehrlich gemeint, denn er stand jetzt in der That ganz unter dem Zauberbanne Viktoriens, der sich

mehr und mehr über sein ganzes Wesen legte, auf welches ihre Nähe einen seltsamen süßen Einfluß ausübte.

Viktoria aber war durch seine Erklärung beruhigt, ja noch mehr, sie war überzeugt. Ihr Auge hatte den Blick seines Auges getrunken, und da war es ihr, als ob sie ihrem guten Genius in die Seele geschaut hätte. Eine holde geistige Schwärmerei in schöner Vereinigung mit einem Anflug gesunder, veredelter Sinnlichkeit durchbelebte ihr ganzes Wesen. Die Silberglocken freudseliger Hoffnung durchtönten ihr Inneres so laut, und fernab flogen die Wolken des Zweifels. Der stille Mahnruf des Mißtrauens war schon ganz verstummt.

„Ich glaube Ihnen,“ hob sie wieder zu ihm an, „und will Ihnen deshalb auch nicht verhehlen, was ich für Dienste von Jemand, der sich meinen Ritter nennen würde, verlangen, erbitten möchte.“

Diese Worte erweckten in Vasarhely gar lebhaft die Erinnerung an jene Scene wieder, wo Gisela ihn in ihre Ritterschaft aufgenommen. Ein unbehagliches Gefühl schlich sich in Folge dessen in seine bis dahin harmonische Stimmung ein. Ja, es rührte sich in ihm etwas, wie der Schlangenzahn des bösen Gewissens.

„Ich habe,“ fuhr Viktoria fort, „die Klassiker mehrerer Völker gelesen, und in ihnen eine solche Fülle von Gedanken gefunden, daß mein eigener kleiner Kopf nicht hinreichend war, sie alle so wohl zu ordnen, wie es mein sehnlichster Wunsch gewesen wäre. Nun hätte ich gern schon lange mit Jemand darüber gesprochen, um mich im irrgangreichen Garten der Poesie nicht als wegunkundiges Kind zu verlieren und wo möglich einen doppelten Genuß von all' den herrlichen Blumen, die da sprießen, zu gewinnen.

Ich hatte aber in den mir am nächsten stehenden Kreisen Niemand, mit dem ich über solche Dinge hätte reden können. Wenn Sie aber mein Ritter sein wollten, so würde ich Sie bitten, sich der Mühe zu unterziehen, an meinen Gedanken-spaziergängen Theil zu nehmen, eine Mühe, vor deren Langweiligkeit Sie gewiß zurückschrecken werden.“

Viktoria hielt inne, indem Sie ihren Retter dabei fragend anblickte.

Mein Gott, wie himmelweit war doch die Forderung Viktorias von den räthselhaften Ansinnen Giselas verschieden, und wie sehr sprach sich das Wesen beider Frauencharaktere in ihren so ganz diametral entgegengesetzten Ansprüchen aus. Dort die Gebote einer unheimlich schönen Zauberin, hier die Bitte eines lieblichen weltfremden Mädchens. Vasarhely war aber von dieser Bitte, die ihm einen ganzen Himmel aufschloß, auf's Tiefste ergriffen.

„D,“ rief er begeistert aus, „welch reiche Belohnung wollen Sie meiner Freundschaft gewähren! Wie soll ich mich eines solchen Vertrauens würdig machen, wie mein Entzücken in Worte kleiden? Unsere Wünsche stimmen in seltener Harmonie zusammen! Denn auch ich habe das Reich der Geister oft besucht, an seinen hochstämmigen Gedankenbäumen forschend gerüttelt und geschüttelt, an seinen Düften mich gefreut, im Rauschen seines Weltodems geträumt. Aber immer war es mir bei alledem, als ob mir etwas fehle, als ob ich mit meinem geistigen Auge allein dies Alles nicht recht erfassen könnte; als ob mir ein anderes Wesen von Nothen sei, das mir durch seine anderen Auffassungen erst den wahren Sinn aller jener Wunder enthülle. Und nun wollen Sie mich zum Führer erklären? Ja, lassen Sie uns zusammen die Fahrt in das Labyrinth-

der Gedankenwelt und in das alte romantische Land der Poesie auftreten. Wir werden Einer vom Anderen lernen und vielleicht, ja gewiß, werden Sie mir dabei unendlich mehr geben, als ich Ihnen zu geben vermag. Denn der Sinn des zarten Frauengemüthes geht tiefer als der des Mannes, weil der Frauengeist den Anker geheimnistiefer Ahnung auszuwerfen vermag, wo der des Mannes gemeiniglich nur zu sehr am Positiven haftet und um das Sein über den Schein nicht zu verlieren, nicht die Flügel findet, sich über die niedere Scholle, auf der wir gerade stehen, zu erheben.“

Diese Worte berührten Viktorien wie die Laute einer jeden Nerv freudig durchzitternden Festmusik. So mußte der Mann zu ihr sprechen, gerade so, den sie mit der ganzen Tiefe ihres Gemüthes lieben sollte.

„Sie überraschen mich,“ gab sie zur Antwort. „Ich habe in der That den Anker ahnungsvoller Hoffnung ausgeworfen, doch das habe ich kaum erwartet, daß er so bald so guten Ankergrund finden würde. Sie sind also nicht nur ein Held, der einen Bären im Zweikampfe zu erlegen weiß. Sie sind auch ein Denker und das in unserer Zeit, wo sich die meisten Leute aller Gesellschaftsklassen mit vorgedachtem abgestandenen Gedankenballast begnügen, den sie sich so zurecht zu legen wissen, daß es beinahe so aussieht, als ob sie wirklich schon einmal selbst ihren frühzeitig pensionirten Geist in Bewegung gesetzt hätten. Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, ich nehme sie vom Herzen gerne an.“

Die Augen des reizenden Mädchens leuchteten wie Sterne, als sie dies sprach.

„Aber,“ begann Vasarhely auf's Neue, „damit wir
Alt-Dester

Beide unser Ziel erreichen, ist es nothwendig, daß wir recht gute Freunde seien.“

„Ja wohl,“ lächelte ihn Viktoria an, recht gute Freunde müssen wir sein, doch wir sind es ja, als ob wir uns lange, lange Zeit schon gekannt, obwohl wir uns erst seit so wenigen Tagen gefunden haben.“

Warum pochte ihr Herz bei diesen letzten Worten so laut? Und warum pochte es auch so stürmisch bei ihrem Klang im Herzen Vasarhely's? Ach, sie sprachen Beide noch von Freundschaft und doch liebten sie einander schon so heiß, so innig. Und während ihre Lippen noch so ruhige Reden austauschten, wie unruhig, sturmgewaltig ging es da schon in ihrem Inneren zu.

Vasarhely ergriff Viktoriens Hand und führte sie zitternd an seinen Mund.

Sie ließ es geschehen. Oder nahm sie es vielleicht schon gar nicht mehr wahr?

Ihre Augen hingen traumverschlungen an einander. Ein jedes las jetzt die Gedanken des Anderen, wie aus einem weit aufgeschlagenen Buche.

Das Bild Gifelas war ganz verschwunden, oder doch wenigstens in so dunkle Schatten gehüllt, daß Viktoria es nicht zu erkennen vermochte.

Wie zitterte die Hand der Comtesse in seiner Hand; er küßte diese zarten Rosenfinger noch einmal, ach, *l'appétit vient en mangeant!*

Seine Lippen bebten jetzt, er wollte etwas sagen, was nicht ganz über ihre Umzäunung hinauszuschlüpfen wagte. Endlich aber brach es sich Bahn.

„Ich habe“ sprach er nur halblaut, „einmal geträumt,

Daß ich sehr glücklich sei. Dürfte ich doch hoffen, daß dieser Traum jemals wahr werde."

"Ich werde für Sie beten," erwiderte Viktoria unschuldig wie ein Kind, "daß Sie glücklich werden."

"Aber," fuhr der Graf fort, "nur Gines auf der weiten Welt vermag mich glücklich zu machen!"

"Nur Gines?" fragte halb traumverloren Viktoria.

"Ja nur Gines. Doch dies Gine ist so hoch, daß ich den Blick kaum hoffnungsvoll zu ihm aufzuschlagen wage, denn ich weiß nicht, ob es nicht eine Sünde wäre, es begehren zu wollen, denn dies Gine sind Sie, bist Du, Du wunderherrliches Kind!"

Vasarahely lag vor ihr auf den Knien.

Er hielt noch immer ihre kleine Hand in seiner Hand.

Sie wehrte es ihm noch immer nicht.

Wie hätte sie auch können? War es ihr doch, als ob ihre Seele nie geahnten Zaubermelodien lauschend in sich selbst hineinknie und ihren eigenen Athemzug, ihren eigenen Flügelschlag vernehme.

Vasarahely aber, die feurige Seele, sah und hörte und wußte und dachte nichts mehr, als nur sie — Viktoria.

Wie sie vor ihm dasaß, in ihrer mädchenhaften, träumerischen Lieblichkeit, da hätte er sie anbeten, sie als die Göttin alles Reinen und Ewigschönen im Staube verehren mögen.

Doch die Liebe ist dem Wahne immer nahe verwandt. Plötzlich erschien ihm drohend das Bild Gifelas und scheuchte

ihn aus seiner Liebesandacht im schnell aufloodernden Liebeswahn sinn hinein. Mit dem Rufe: „Ich liebe nur Dich, nur Dich in meinem ganzen Leben!“ sprang er auf und umfaßte Viktorien, indem er ihr in Ohnmacht erbleichendes Antlitz mit unzähligen, heißen Küßten bedeckte.



Fünftes Kapitel.

An einem Samstagvormittag.

Motto: Das menschliche Böie ist — nach seiner
theoretischen Seite — allemal ein Irrthum
— nach seiner praktischen — allemal ein
Leiden (ein verworrenes Handeln).
Leibniz.

Glendend weißer Schnee lag auf allen Gassen. Die große alte Kaiserstadt sah aus, als ob sie ein frommes Sonntagsgewand angezogen und gar melodisch klangen die Sonntagsglocken von den Thürmen nieder. Es war noch früh am Vormittage, deshalb um so mehr Feiertagsruhe, wenn in Wien, der ewig lärmenden Stadt, von Feiertagsruhe überhaupt die Rede sein kann. Eben trat Banquier Hirschburg aus seinem Hause heraus; er gedachte seinem Freunde Kneiphart eine Visite abzustatten. Aber noch hatte er nicht viele Schritte auf die Straße hinaus gethan, als er sich plötzlich von einem hastig daher schreitenden fein gekleideten Herrn angehalten sah.

„Ei, mein lieber Herr Professor Rauchfang,“ sprach der Banquier, „was eilen Sie denn so und was gibt es Neues?“

„Es trifft sich sehr gut,“ gab ihm der Professor als bald zur Antwort, „daß ich Sie auf der Straße finde, denn ich wollte mich soeben zu Ihnen selbst begeben.“

Der Banquier musterte den Mann der Wissenschaft etwas scharf. War ihm vorher schon seine Gile aufgefallen, so glaubte er jetzt auch in den Zügen desselben eine gewisse Verstörung wahrzunehmen.

„Ah,“ meinte er etwas zurückhaltend, „also Sie wollten mich besuchen?“

„Allerdings, in Geschäftsangelegenheiten.“

„In Geschäftsangelegenheiten?“

„Ja, ja, und zwar in dringenden.“

„So, so. Ist mir nur leid, daß ich gerade jetzt einen wichtigen Gang zu machen habe.“

„Nun, einige Minuten können Sie doch wohl mit mir wieder umkehren, da wir uns ja ganz nahe bei Ihrer Wohnung befinden. Unser Geschäft wird bald abgemacht sein.“

„Schade, sehr schade, aber umkehren kann ich nicht. Es ist heut mein erster Ausgang und da pflege ich nie umzukehren. Man sagt, so etwas bringe Unglück.“

„Ei, das ist ja Aberglaube!“

„Nennen Sie es immerhin so, aber bei mir ist es Regel, Princip . . .“

„Was ist da zu thun? Ich muß mit Ihnen sprechen. Es liegt mir sehr viel daran.“

„Nun so sagen Sie mir das, was Sie mir sagen müssen, auf der Straße.“

„Ich weiß nicht, aber auf der Straße verhandle nun wieder ich nicht gerne. Ein Vorübergehender fängt so leicht ein Wort falsch auf, und es gibt hier so viele Vor-

übergehende. Aber wissen Sie was, gehen wir in's nächste Kaffeehaus, so ist uns Beiden geholfen. Sie brauchen dann nicht umzukehren und ich nicht auf der Straße zu debattiren."

"Ja, das ist ein Vorschlag. Aber, wie ist es mit dem, was Sie mir zu sagen haben? Ich habe nämlich Gile und Sie wissen ja, Zeit ist mir Geld. Gibt es also ein lukratives Geschäft auch für mich dabei?"

"Ich denke, ach, ich fürchte, Sie werden der Einzige sein, der bei dem fraglichen Geschäft wirklich einen Vortheil davon trägt."

"Ah, dann bin ich dabei."

"Also in's Kaffeehaus!"

Die beiden Herren reichten einander den Arm und eilten mit nicht zu kleinen Schritten dem nächsten Kaffeetempel zu, der nicht eben allzufern war.

Als sie so selbender Arm in Arm gingen, glaubte Hirschburg wahrzunehmen, daß sein Begleiter zittere.

"Ei," dachte er, "dieser Baum fängt an, sehr reif für den Ofen zu werden, er wird nicht viel Früchte mehr tragen, wir werden ihn also noch recht ablesen müssen. Wie werden die Leute staunen, wenn der einmal der Art verfällt. Ich sollte es eigentlich schon vermeiden, mich mit ihm öffentlich zu zeigen, denn man kann ja nicht wissen, wie bald . . ."

Ueber solchen Gedanken gelangten Beide in das Kaffeehaus, wo sie sogleich an einem unbefleckten Tischchen, möglichst fern von den übrigen Gästen Platz nahmen.

"Also, was gibt's? fragte Cohn.

"Ich brauche Geld," seufzte Rauchfang.

"Ein böses Ding in dieser geldlosen Zeit."

„Das heißt,“ fuhr der Professor etwas stotternd fort, „ich brauche baares Geld, weshalb ich einige Werthpapiere bei Ihnen umsetzen möchte.“

„Ach, Werthpapiere!“

„Ja, sehr gute Werthpapiere.“

„Gute? Was heißt gut? Welches Werthpapier ist jetzt gut? Ich habe so viel von allen Sorten, daß ich nicht weiß, was damit machen!“

„Gi, um so besser für Sie!“ flüsterte der Professor mit gezwungenem Lächeln.

„Was heißt besser? Es steht schlecht mit allen Papieren, denn die Papiere haben keine Nerven und wittern, daß eine große Krise kommen wird.“

„Jawohl, eine Krise!“ seufzte Rauchfang.

„Also,“ meinte der Banquier weiter, „muß ich Ihnen jetzt gerade heraus sagen, daß ich nicht im Stande bin, Werthpapiere anzukaufen.“

„Aber Sie sind doch ein Banquier?“

„Gott sei's geklagt!“

„Aber wollen Sie die Sachen nicht wenigstens ansehen?“

„Wozu?“

„Wie nun, wenn ich sie Ihnen nur verpfänden würde?“

„Verpfänden? Hm. Das wäre zu überlegen.“

Der Professor zog sein Portefeuille aus der Tasche und breitete vor Hirschburg verschiedene Papiere aus.

Die Augen des Banquiers begannen wider seinen Willen zu leuchten.

„Ein Nominalwerth von 25.000 Gulden,“ sprach Rauchfang.

„Ha, ha, Nominalwerth! Armer Nominalwerth! Trauriges Wort, papierenes Wort!“

„Nach dem allerschlechtesten Cours, wie er jetzt noch nicht steht, würden es doch wohl immer noch 20.000 Gulden sein.“

„Wo denken Sie hin? Wenn die Course erst die Fälligkeit bekommen, fallen sie auch mehr als 25 Percent, ja vielleicht mehr als um 50 Percent. Wer kann das im Vorhinein bestimmen?“

„Also, wie viel würden Sie mir auf diese Papiere geben, wenn ich sie Ihnen verpfändete?“

„Erst müßten wir da gewisse Modalitäten festsetzen.“

„Von wegen der Auslösung?“

„Jawohl. Sie wissen, daß es damit nicht immer so schnell geht! Indes ein Geschäftsmann kann sich nicht darauf verlassen, ob der Pfandgeber zur richtigen Zeit Geld hat oder nicht. Es muß deshalb eine Verfallsfrist festgestellt werden.“

„Also gut,“ meinte der Professor, „sagen wir, daß ich die darauf vorgestreckte Summe in sechs Monaten zurückzahlen habe, widrigenfalls die Papiere verfallen wären.“

Der Banquier erkannte aus dieser Aeußerung noch mehr, wie es mit seinem Klienten stand. Ich muß, dachte er, mich dazu halten, wenn ich noch etwas davon tragen will. Mit diesem Patienten wird es sehr schnell zu Ende gehen. Laut aber äußerte er lachend:

„Ei, das wäre allerliebste, sechs Monate, warum nicht gar sechs Jahre? Nein, da können wir kein Geschäftchen miteinander machen. Was sollte aus mir werden, wenn ich so lange Fristen einging? Wissen Sie, daß diese Papiere auch eines schönen Tages gar nichts mehr werth sein können?“

Der Professor holte schwer Athem. In seinen Zügen malte sich eine große Angst.

„Also welche Frist würden Sie festsetzen?“

„Einen Monat, keine Stunde länger. Ich will froh sein, wenn ich das Pfand erst wieder los bin!“

„Also nur einen Monat?“

„Ja, einen ganzen, langen Monat!“

„Nun wohl. Es ist freilich eine sehr harte Bedingung . . .“

„Eine sehr nothwendige.“

„Aber was würden Sie dann für einen Vorschuß geben? Ich brauche mindestens 15.000 Gulden, eigentlich sogar 20.000.“

„Da brauchen Sie sehr viel, lieber Herr Professor, viel, viel mehr, als ich Ihnen auf ein so kleines Pfand zu geben vermag.“

„Also, was wollen Sie denn geben?“

„Netto fünftausend Gulden, weil Sie's sind. Einem Anderen, und wenn's mein Bruder wäre, gäbe ich das nicht einmal.“

„Aber, das ist ja entsetzlich wenig!“

„Es ist eigentlich mehr als ich verantworten kann. Ich bin Familienvater.“

„Aber diese fünftausend Gulden helfen mir ja gar nichts. Ich habe Zahlungen zu machen, die, wie ich Ihnen schon sagte, weit höher gehen.“

„Ja, da kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Ich müßte geradezu noch andere Papiere bei Ihnen versetzen. . . .“

„Haben Sie noch viel dergleichen?“ fragte Hirschburg, wie ein Stoßvogel seine Beute fixirend.

„O ja, wenn auch nicht gar zu viel mehr. Sie wissen, der Bau meiner neuen Villa hat mich so viel gekostet.“

„Nun,“ meinte der Banquier plötzlich einen gutmüthigen Ton anschlagend, „in der Verlegenheit darf ich Sie als alter Freund natürlich nicht sitzen lassen. Bringen Sie mir heute Nachmittag eine entsprechende Menge Ihrer Papierdrachen und ich werde Ihnen das Nöthige vorstrecken, natürlich zu denselben Bedingungen. Ich will Sie wahrhaftig nicht drücken.“

„Also heute Nachmittag!“ sprach der Professor, wieder sehr tief Athem holend.

„Zwischen zwei und drei Uhr,“ bestimmte Cohn näher.

„Ich werde pünktlich kommen,“ sagte Rauchfang und wischte sich dabei mit einem seidenem Taschentuche die Stirn.

Beide erhoben sich gleich darauf und verließen dies Lokal, in dem sich Cohn sein Frühstück so redlich verdient hatte.



Z w ö l f t e s K a p i t e l.

Heim Ehe.

Motto: „Vergangenes bietet nimmer uns Genüge,
Wer kûrget, daß nicht auch die Zukunft trûge?
Die Gegenwart ist eine große Lûge.“
Witthauer.

Der große Jean Paul nannte einmal Charlotte von Kalb: „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich“ und schrieb anno 1796 von ihr: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele, — sie ist stark — und schlägt diese großen, fast ganz zugesunkenen Augen himmlisch in die Höhe — wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen.“ Ein ähnliches Wesen war in mannigfacher Beziehung auch Gifela. Sie war ganz gewiß ein Felsen-Ich und hatte sicherlich noch viel mehr Netze, als jene zwei, welche im Zeitalter, da der Popf noch blühte, den Dichter und Denker jenes großen Wortes: „nur Erdbeben und Engel können den Grabstein von der gekreuzigten Freiheit wälzen,“ begeisterten. Der freie Menscheng Geist, der, wie gewisse Philosophen behaupten, als ein spontanes Einzelwesen, nur durch gewisse Schranken vom göttlichen Universalgeist getrennt

wird, war bei ihr sehr stark entwickelt und hatte etwas von jenem dämonischen Hange an sich, den schon der antike Dichter Catull, dieser früheste Sänger der Romantik des Liebesjammers an seiner angebeteten Lesbia herausfand, die „nicht von ihres Vaters Hand ihm angetraut, die Schwelle seines Hauses nie als holde Braut betrat, sondern auf verstohlenem Pfad in wunderbarer Nacht“ ihn glücklich zu machen pflegte. Gisela gurrte nicht wie der alt gewordene Viktor Hugo in seinen „Chansons des Rues et des Bois“ nach der „blauen Unsterblichkeit,“ noch kannte sie eine sich vor ihren Füßen „lichtvoll erschließende Pforte des Unmöglichen.“ Dafür aber war sie mit jenem, Frauennaturen oft in so hohem Grade eigenen Instinkte der Gegenwart in allem Menschenmöglichen um so besser begabt, und scheute sich nicht, auch mit Möglichkeiten zu experimentiren, wenn der launige Zug ihres Herzens es ihr gerade eingab.

Es war Abend, kalter, stürmischer Winterabend. Aber in einem der Salons Giselas war es nicht kalt und nicht stürmisch, sondern gar warm, parfümduftig und komfortable. Auf dem Tische, gerade unter dem flammenden Lustre, der mit krystallwiederschimmerndem Lichte vom Plafond herniederstrahlte, sumimte siedendes Wasser melodisch vertraulich im silbernen Theekessel. Die Baronin bereitete nämlich ihren beiden Gästen selbst Thee, was sie mit einer seltenen Anmuth zu thun verstand, welche die beste Würze eines feinen exklusiven Theeabends ist, die nicht einem Jeden zu Gebote steht.

Aber wer waren ihre beiden Gäste? Der eine davon ist uns schon lange bekannt, denn es ist der lächelnde Staatsmann Graf Paardorf, aber der Andere? Dieser Andere mit einer diplomatisch verzückerten Physiognomie und einer Pa-

riſer Modefigurenhaltung iſt der holdſeligen Wirthin als ein berühmter deutscher Staatsmann vorgeſtellt worden, der ſich jetzt nur für wenige Tage in geheimer Miſſion in Wien aufhält. Sein Name iſt Baron von Mordax.

Eben kredenzt die Baroneß den beiden Herren wieder mit ihrem bezaubernden Lächeln den Thee. Die Flamme unter dem Theekeſſel zuckt dabei plötzlich lebhaft hervor und wirft ein eigenthümliches Licht auf die drei Geſtalten des high life, die ſich hier zufammengefunden haben, ein Licht, das den Schimmer des Luſtre zurüſchlägt und ſeltſam blaſſe Tinten auf die Phyſiognomien malt, die beinahe einen unheimlichen Ausdruck annehmen und faſt den Anſchein von Geſichtern gewinnen, von denen plötzlich eine Maſke hinweggefallen ſei. Doch das iſt nur ein kurzer Moment. Die Flamme verſchwindet wieder, das Waſſer im Keſſel brauſt lauter ſiedend auf und die Unterhaltung der kleinen Geſellſchaft geht ruhig weiter, obwohl ein jedes Mitglied derſelben bei dem plötzlichen Erblaſſen der Uebrigen ein wenig erſchrocken war.

„Edle Baroneß,“ ſagt Mordax, „Sie verſtehen es aus dem Grunde, das Aroma des Thees durch Ihr Walten und Weben über demſelben zu beleben und zu vergeiſtigen. Wenn ich ein Märchendichter wäre, würde ich Sie zur Fee Thea dekretiren und allerhand wunderhübsche Geſchichten von Ihnen erzählen.“

„Ei ſo werden Sie doch ein Märchendichter, Excellenz,“ erwiderte Giſela, „als Diplomat müſſen Sie ſich ja ohnehin auf die Schürzung und Löſung ſo mannigfacher märchenhafter Knoten verſtehen. Und in unſerer Zeit, wo nichts lebt, als der ſterbende Augenblick, iſt es ja kein Zeitverluſt, wenn man ſich ſeinen Phantaſien hingibt.“

„Sie haben recht, meine Gnädige,“ meinte verbindlich der zugereiste Staatsmann, „doch eben jetzt beschäftigt uns arme Leute von der grünen Tafelrunde fast ausschließlich das große Wintermärchen Deutschland . . .“

„Was wollen Sie aber aus diesem kalten Thema machen?“

„Eine unberechenbare Größe.“

„Sehr gut, aber wie werden Sie das anfangen?“

„Indem wir das Schwert auf die Waagschale seiner Freiheit und Unabhängigkeit werfen.“

„Aber Sie sind doch ein Minister!“

„Was thut das!“

„Und doch sprechen Sie so verhängliche Worte, wie Freiheit und Unabhängigkeit sind, ganz sans gêne aus?“

„Warum nicht? Ja, ich darf sogar noch hinzufügen, daß ich, natürlich in beschränktem Sinne, auch an den Inhalt dieser beiden Worte glaube.“

Das ist eine diplomatische Versicherung, die den Satz eines deutschen Klassikers schwerlich über den Haufen werfen wird.“

„Welchen Satz denn?“

„O ich kann ihn auswendig, weil er mir gar so gut gefiel; er lautet: „Minister stecken gern die Freiheit als Kofarde auf und können sie nicht genug vorspiegeln; erhebt aber die Freiheit wirklich ihre Stimme, so gleichen sie bloß dem Teufel, welcher stets mit einer Hahnenfeder geschmückt umherzieht, nichts aber so sehr haßt und flieht, als am Morgen das Hahneneschrei.“

„Ach, das ist gut,“ rief Graf Paardorf, indem er sich eines halbblauen Lachens nicht enthalten konnte.

Auch Baron Mordax lachte, obwohl ihm im Grunde des Herzens dies Citat eben nicht zu sehr zu gefallen schien.

„Sie müssen wissen,“ hob Paardorf zu seinem Freunde

gewandt wieder an, „daß unsere theuere Baroneß eine große Politikerin ist und sich für uns Staatsführerleute so sehr interessirt, daß sie uns schon manche unserer kleinen Wagenlenkerkünste abgelauscht hat. Apropos, meine Gnädige,“ fuhr er, sich gegen die Hühnerfeld verbeugend, fort, „es dürfte Sie vielleicht interessiren, daß heute Graf Barschely um die Hand meiner Tochter angehalten hat.“

„Um die Hand Viktoria's?“ fragte Gisela mit einem aufgeschreckten Erstaunen, das sie kaum zurückzuhalten vermochte.

„Ja, um die Hand meiner einzigen Tochter.“

„Und ist er glücklich gewesen?“ fragte die Baroneß sehr blaß werdend weiter.

„Mein Gott, ja. Warum sollte ich einen Kavaller zurückweisen, der so viele Vorzüge in sich vereinigt!“

„Ach, so gratulire ich,“ rief Gisela, die ihre Fassung jetzt völlig wiedergewonnen hatte. „Wann wird denn die Verlobung stattfinden?“

„Erst in etwa vierzehn Tagen. Wichtige Geschäfte, die mich in hohem Grade in Anspruch nehmen, machen diesen Aufschub nothwendig.“

„Sie haben wohl ebenfalls, wie der Baron Mordar, das Wintermärchen Deutschland jetzt viel im Kopfe?“

„Ja wohl, vielleicht wird es schon im nächsten Jahre kein Wintermärchen mehr, sondern in seiner völligen alten Größe wieder hergestellt sein. Dann werden wir ein großes Fest in Frankfurt am Main feiern, theuerste Baroneß, da müssen Sie auch dabei sein!“

„Um mit vom boeuf historique zu speisen, nicht wahr?“

„Vielleicht; nicht wahr, Herr Kollega Mordax, dann wird es großartig zugehen.“

„Ja wohl,“ fiel dieser ein, „sobald wir nur erst die ungerade Zahl aus dem Norden unseres Vaterlandes ausgeradirt haben werden.“

„Ja, diese ungerade, ungerathene Zahl!“

„Die sich ein Großes dünkt, und doch durch ihre eigene Schuld ein Nichts repräsentirt.“

„Sie sprechen in Räthseln, meine Herren,“ äußerte Gifela.

„Diese Räthsel,“ antwortete Paardorf, „werden sich bald genug lösen. Im nächsten Jahre werden wir recht viel muntere Auftritte erleben.“

Die Unterhaltung fiel hierauf in ihr früheres, kühles, ruhiges Geleise zurück und nach etwa einer halben Stunde empfahlen sich die Gäste. Sobald sich aber die Hühnerfeld allein befand, verzog sich ihr Gesicht zu einem dämonischen Ausdruck.

„Ah,“ sprach sie zu sich selbst, „dieser Basarhely fängt an, meine Pläne zu durchkreuzen. Lieber Paardorf, das wirst Du mir zahlen. Mein Magyar=Drözög wird doppelt an Dir Rache nehmen.“

Aber plötzlich eilte sie zur Wand, drückte dort an einen kleinen Porzellainknopf und eine verborgene Thür sprang auf, aus welcher Dr. Taucher in den Salon trat.

„Haben Sie Alles vernommen?“ fragte die Hühnerfeld.

„Alles,“ lautete die Antwort.

„Und Sie wissen, was das Fest in Frankfurt zu bedeuten hat?“

„Gewiß.“

„Und Sie kennen auch die ungerade, ungerathene Zahl?“

„Nur zu gut, meine Gnädige.“

„Sie werden einen interessanten Bericht nach Berlin senden können.“

„Ja, einen sehr interessanten Bericht. Daß ich den Baron Mordax hier treffen würde, hätte ich nicht gedacht. Das ist höchst wichtig.“

„Sie werden noch viel mehr erfahren, lieber Doktor?“

„Sie sind ein Engel, meine Gnädige!“

„Nein, eine Wagvarin!“



Dreizehntes Kapitel.

Engel und Hämou.

Metto: Vergib uns unsere Schuld, so wie wir jedem
Das Uebel, das wir litten, gern vergeben,
Und blicke nicht auf das, was wir verdienen.
Versuche unsre Kraft, die wenig Stand hält,
Nicht durch den alten Widersacher, sondern
Erlöse uns von ihm, der so ihr nachstellt.
Dante (im 11. Gesange des *Zegefeuers*
in der *Divina comedia*.)

Im St. Stephansdome rauschten hohe Orgeltöne, wurde doch das heilige Weihnachtsfest gefeiert. Die ganze tiefe, wunderselige Poesie der Christmesse prangte da in tausend Lichtern und hallte wider in ernstern volltönigen Kirchenhymnen in den alten hohen, von Andacht verklärten Räumen. Heiliges Weihnachtsfest, du holde, von unzähligen Kinderträumen verklärte Zeit, du ewig grüner, ewig duftiger, von Märchenlust durchflungener Paradiesgarten der Christenheit; was ist vor dir die Verstandeskraft der Zeit, die Gewalt des blöden materiellen Glends! Die vergoldeten Zauberflügel deiner glücklichen Stunden, rauschen sie nicht alle niedere Sorge von unserem, von wüstem Dunst erfüllten Stern hinweg, scheuchen sie nicht alle Schatten aus unserer

Seele, die sie bedrängen und ängstigen und dem polypenartigen Ungethüm der Sünde zutreiben? Ja, klinget und tönnet nur recht hell, ihr lieblichen Weihnachtsglocken, klinget und tönnet der Menschheit den süßen Trost zu, daß ihr der Geist Gottes geboren ward, damit sie nicht im Staube sterbe, wie der elende Wurm! Doch vermögt ihr alles Böse aus dieser Welt hinauszuläuten? —

Unter den frommen Vetern und Veterinnen, die ihre weihnächtliche Andacht im Stephansdome verrichteten, befand sich auch Peppi, die Tochter des alten Musikanten Klingsohr. Da lag sie auf den Knien und betete recht inbrünstig und hatte sich fest vorgenommen, ganz fromm zu werden und nie mehr ihrem alten Vater mit den weißen Haaren Kummer zu machen. Nein, sie wollte an keinem öffentlichen Orte mehr tanzen, das versprach sie dem Christuskinde an diesem Abend hoch und theuer. Ihr war es, als sängen Engel um sie liebe, verheißungsvolle und versöhnungsreiche Melodien, jene alte hochheilige Weihnachtsmelodie: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“ — Ihr Vater harrete auf sie daheim. Wie freute sie sich, ihm all' die schönen Eindrücke mitzutheilen, die ihre Seele im Tempel empfingen. Wie wollte sie, so nahm sie sich fest vor, dem alten herzlieben Manne um den Hals fallen, wie wollte sie ihn um Verzeihung bitten für Alles, ja, für Alles. Sie freute sich auch darauf, daß sie ihm auch den Weihnachtsbaum anzünden wollte, den Weihnachtsbaum, den sie bisher sorgsam in der Kammer verborgen hatte. Sie freute sich kindisch darauf, denn sie war wirklich noch ein halbes Kind.

Endlich war die Christmesse vorüber. Alles Volk drängte zu den Kirchthüren hinaus, wo draußen der erzbischöfliche

Wagen stand. Alles wollte gern von dem Kirchenfürsten noch einmal gesegnet sein.

Auch Peppi eilte hinaus.

Vor der hohen gewaltigen Kirche, diesem herrlichen Wahrzeichen der alten Kaiserstadt, standen schon gar viele Leute. Nicht Alle davon waren in der Christmesse gewesen. Es gab auch viele neugierige Gaffer dabei, die eben erst aus lustiger Gesellschaft in einer der vielen Aneipen kamen, wo die Junggesellen unter der heidnischen Regide des punschfreundlichen Bacchus ihre Weihnachten nach ihrer besonderen Façon feiern.

Plötzlich fühlte sich Peppi, ehe sie noch den Segen des abfahrenden Kirchenfürsten aufgefangen, auf die Schulter geklopft.

Sie wandte sich rasch um und erblickte den jungen Mann wieder, dessen lustige Bekanntschaft sie, wie wir wissen, bereits einmal an einem so ominösen Orte gemacht hatte.

Ihr kleines Herz zitterte. War dies Bittern der elektrischen Schlag wiedererwachender Liebesleidenschaft?

„Wohin, meine süße Peppi“ fragte sie der junge Graf Paardorf, indem er sie kühn an der Hand faßte.

„Aus der Kirche nach Hause,“ gab das junge Mädchen zur Antwort, während ihr Gesicht eine tiefe Röthe überflog.

„Nach Hause schon jetzt? Nein, daraus wird nichts. Sieh, Peppi, ich habe Dich so lange nicht gesehen, denn Du hast mir damals nicht Wort gehalten und bist nicht zum versprochenen Stellbuchein gekommen, obwohl Du mir doch erst gestanden, daß ich Dir lieb sei.“

„Durfte ich denn kommen?“ entgegnete das arme Mädchen im Kampfe widerstreitender Gefühle.

„Wer hat es Dir denn verboten?“

„Mein Vater.“

„Ah, Du bist ein folgsames Kind! Aber Du hättest mir doch besser Wort halten sollen, denn, ich muß es Dir nur sagen, ich habe mich seitdem recht oft nach Dir gesehnt und mir die äußerste Mühe gegeben, Dich aufzufinden. — Doch Du warst und bliebst verschwunden und erst jetzt habe ich Dich wieder, und glaube mir, nun lasse ich Dich nicht so gleich wieder von mir gehen.“

„Aber ich muß nach Hause eilen!“

„Wer drängt Dich dazu?“

„Mein alter Vater harrt meiner. Er hat mich gebeten, ich solle ihm den Weihnachtssegen aus der Christmesse mitbringen.“

„Nun ja, das wirst Du auch. Doch erst laß' uns ein Viertelstündchen irgendwo plaudern. Ich muß Dir wieder einmal recht tief in die lieben Augen hineinschauen, die mich so sehr beherzt haben. Komm, komm, daß wir nicht kostbare Zeit verlieren.“

Und ehe Peppi es sich recht versah, ward sie, verwirrt wie sie war, am Arme des Geliebten schon durch mehrere Straßen weiter geführt.

„Ich sollte nicht mit Euch gehen,“ hob sie nach einer Weile wieder schüchtern an, „es ist gewiß ein großes Unrecht.“

„Ein Unrecht? Ist es denn etwa eine Sünde, daß wir uns lieben?“

„Ich glaube nicht, aber . . .“

„Kein Aber! Folge mir nur, mein Läubchen, ich habe mich gar zu lange nach Dir gesehnt, als daß ich Dich so gleich wieder loslassen möchte. Ich will ja nur ein Viertelstündchen, ein kleines Viertelstündchen Deine holde Gesell-

schaft genießen. Soll die Liebe nicht auch ihre Weihnachten feiern dürfen?"

So zog er sie mit sich fort, weiter und immer weiter. Endlich hielten sie vor einem großen Hause an, in dem noch viele Fenster erleuchtet waren. Es war dies ein Gasthaus jener liberalen Art, wo sich liebende Pärchen auf Stunden Rendezvous geben dürfen, wenn nur die Stunden für Tage bezahlt werden.

Ein leiser Schauer überlief die Tochter des Musikanten, als sie durch die Thorfahrt eintraten. Warum? Sie wußte es nicht. Sie wäre aber ganz gewiß nicht mit ihm eingetreten, wenn sie den jungen schönen Cavalier nicht gar so lieb gehabt hätte.

Der Graf bestellte sogleich ein elegantes warmes Zimmer und Champagner und ließ sich dann mit seiner Begleiterin, ohne erst in die Wirthsstube einzutreten, ungesäumt in den gemietheten Raum führen.

Es war wirklich ein elegantes Zimmer, in welches sie hier nach wenigen Minuten eintraten, und eine äußerst angenehme Wärme wehte ihnen daraus freundlich einladend entgegen.

Wieder fuhr ein leiser Schauer durch die zarten Glieder des armen Mädchens. Der Graf, den sie am Arm führte, fühlte es ganz deutlich und lächelte. Dies Lächeln war aber gar nicht hübsch, es hatte einen halb faunenhaften, halb diabolischen Beigeschmack.

Schnell war jetzt auch der Champagner da, gleich zwei Flaschen in Eis, damit man für alle Fälle gedeckt sei.

Und nun, als die gefällige Bedienung die Beiden verlassen, nahm Paardorf auf dem Sopha neben Peppi Platz, küßte sie auf den kleinen rothen Mund, schwor ihr ewige

Liebe und ließ dann den Pfropfen der ersten Bouteille springen. Schäumend ergoß sich der berauschende Traubensaft von Epernay in die krystallinen Gläser. Peppi war eben keine Gewohnheitschampagnertrinkerin, deshalb stieg ihr der lustige Geist des berauschenden Schaumgetränkes schnell zu Kopf.

Das war die Absicht ihres Freundes gewesen.

Noch einmal mahnte sie, doch nicht zu lange zu verweilen, da ja ihr Vater sie gewiß mit Bangen erwarte. Doch dieser Mahnruf ward unter Küffen erstickt. Allmählig trat auch bei Peppi unter Champagner, Liebeszusicherungen und Gesäßen ein Zustand fast völliger Bewußtlosigkeit ein. Und da siegte der Dämon über den Engel; es war jetzt ein leichter Sieg. Aber sobald er gewonnen, erschrad der Sieger doch über sich selbst. Ward er vielleicht von den heiligen Schauern dieser Nacht berührt?

Das arme Mädchen, das in dieser Stunde Alles verloren, ohne daß sie es gewußt hatte, war in tiefem Schlaf versunken, denn der Champagner hatte nur zu sehr seine Wirkung gethan.

Da lag sie auf dem Sopha in ihrer naiven Lieblichkeit noch immer ein Engel, wenn auch schon ein gefallener.

Aber neben ihr stand der Dämon und fühlte es sich krampfhaft in seinem Innern regen. Eine Empfindung wie Abscheu vor sich selbst rührte mit kalter Faust seine aus ihrem Schlummer aufgerüttelte Seele an. Und dann durchschritten sie wieder die Melodien der Verzweiflung, die ihr seit dem Verluste Wanda's nicht mehr fremd waren. Zuletzt vermochte der junge Graf den Anblick des schlummernden Mädchens nicht mehr zu ertragen. Er ergriff eine Kerze und trat damit vor den großen Spiegel des Gemachs, um

zu sehen, wie ein Schurke ansieht. Hier nahm er erst wahr, wie blaß und verzerrt sein Gesicht, wie verwirrt der Blick seines Auges.

Zimmer unheimlicher kam er sich selbst vor. Er wollte seinen Mund zu einem Lächeln verziehen, doch dies Lächeln ward eine häßliche Frage. Da rührte sich in ihm ein unbegreiflicher, schauriger, dämonischer Drang, der ihn zwang, über sich selbst ein grimmes, lautes Hohngelächter anzuschlagen. Doch auch das Bild im Spiegel öffnete seine gräßlichen Lippen, und, o entsetzlicher Spuk, ein lautes gräßliches Lachen scholl ihm aus dem Spiegel heraus entgegen.

Wild wirbelte es ihm jetzt wie Wahnsinn durch Kopf und Herz, ward ihm doch zu Muth, als sehe er die ganze Hölle auf sich eindringen. Schwarze Nacht umfing dann jählings seine Sinne und er stürzte sammt dem im Falle erlöschenden Lichte vor dem Spiegel ohnmächtig nieder — — —

Unterdeß harrete der alte Musikant Klingsohr auf die Rückkehr seines einzigen Kindes. Aber Minute auf Minute verging nach Mitternacht, dann eine Stunde und dann die zweite Stunde und seine Tochter kam nicht, um ihm den Segen aus der Christmesse mitzubringen.

Da legte sich mehr und mehr eine entsetzliche Ahnung mit schwarzen Fittigen über seinen Geist und ungeheuere Trauer über sein Herz. Wieder sprang dort eine Saite in seiner Seele nach der andern, wie als würde sie jählings von rauher Hand gewaltsam zerrissen. „Also verloren, verloren für immer!“ In diesem Augenblick gab die an der Wand hängende Violine einen eigenthümlichen räthselhaften Ton ab, als wie von Geisterhand berührt. Da fuhr der

Alte empor, er faßte das geliebte Instrument und rief mit dem Akcente namenlosen Wehes:

„Ja, alte Freundin, Du mahnst mich zu rechter Zeit daran, daß wir Beide schon viel zu alt für dies grausam lustige Leben in Wien sind. Komm, du sollst nie mehr zu einem Tanze aufspielen!“

Und damit schleuderte er sie an die Wand, daß sie in tausend Stücke zerbrach.

Hierauf faltete er die Hände und hob mit lauter Stimme zu beten an: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!“

Als er dies Gebet gesprochen, verließ er schnell das Haus. Mit gebrochenem Herzen schritt er in die Nacht hinaus. Es war ein böser Gang. Als er an das Ufer der Donau kam, rief er noch einmal: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Dann ein Fall, das Wasser rauscht auf, und dann ist alles wieder still. —



Vierzehntes Kapitel.

Vorgesühl.

— 22 —

Notte: Sieh, es hüllt sich schon am Morgen
Zu's Gewölk der Liebe Schein. —
Laß es ganz Dein eigen sein!
Halt es tief in Dir verbergen, —
Nur verbergenes Glück ist Dein!
Aetfe.

Am jetzt im gewöhnlichen Leben ziemlich verschollenen dritten Weihnachtsfeiertage pflegte beim Grafen Paardorf alljährlich eine große Soirée abgehalten zu werden. Vom frühen Morgen an wurde auch diesmal Alles dazu vorbereitet und das ganze Haus so zu sagen vom Obersten zum Untersten gekehrt. Da die unruhigen Festvorbereitungen sich selbst bis in den sonst so stillen Lieblingsaufenthalt Victorias, den Blumen Salon, erstreckten, so litt es die Comtesse nicht mehr zu Hause. Sie ließ die Equipage ausspannen, um sich mit ihrem kleinen Herzen, das jetzt so voller Liebe war, wie eine eben aufbrechende Rosenknospe voll frischem süßbetäuben- den Duft, hinaus zu flüchten auf eine einsame Spazierfahrt, bei der sie so schön davon träumen könne, wie herrlich sie sich heute Abend mit Basarhely unterhalten werde. Eben als sie auf den Vorjaal heraustreten wollte, um hin-

unter zum schon bereitstehenden Wagen zu gehen, ward ihr auf silbernem Teller von einem der Diener ein im Moment erst angelangter Brief überreicht. Viktoria griff hastig nach dem zierlich convertirten, parfümirten Billet. Aber das war nicht die Handschrift des Geliebten, welche die Adresse geschrieben. Es waren spize, feine Züge, wie sie mitunter Damen mit scharf kantirtem Charakter eigen zu sein pflegen. Auf die erste freudige Regung, welche die Comtesse beim Anblick des Briefes empfunden, folgte nach dieser Wahrnehmung ein eigenthümliches beengendes Gefühl, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Der Schleier einer unbestimmten, aber nichts Gutes verheißenden Ahnung zog sich über ihr Gemüth. Die elektrische, feinfühligste Frauennatur spürt ja so oft etwas wie einen Seelentelegraphen, der ihr bald Ohrenklingen, bald Herzklopfen, bald wache Träume verursacht. Viktoria verbarg den Brief einstweilen in ihrem kostbaren Muff von Hermelin und schritt dann langsam die Treppe hinunter, dem Wagen zu. Auf die Frage des gallonirten Kutschers, wohin er das gnädige Fräulein fahren solle, antwortete sie nur: „zur Stadt hinaus, in's Freie.“ Dann stieg sie ein und versank, als die Equipage geräuschvoll mit ihr über das Straßenpflaster dahinrollte, in einen Zustand halber Träumerei, wie er bei zartorganisirten weiblichen Wesen nach einer plötzlichen Nerven-erregung so oft einzutreten pflegt. Eine kurze Zeit lang tanzten allerhand Nebelgestalten vor ihrem geistigen Blick, irrwischartig auftauchend und verschwindend, ohne sich in klare Bilder zu verwandeln. Dann trat jedoch die eine liebe Gestalt ihres Basarhely deutlich und deutlicher daraus hervor. Ein Rächeln blüht auf ihren Rippen auf, ein zauberhaftes Rächeln, wie es nur die Venus im Weibe wach zu

rufen weiß. Wie war er doch so schön, der ihr mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet, wie ritterlich war seine ganze Erscheinung! Welches Mädchen durfte sich wohl rühmen, das Herz eines solchen Mannes zu besitzen? Und sie besaß es ganz. Seine bebende Lippe, sein leuchtendes Auge hatten es ihr ja tausendmal gestanden. Und hatte ihr dies schöne geistblickende Auge nicht auch verrathen, was für eine herrliche Seele in ihm wohne, die Seele, von der sie immer so sehnüchzig geträumt, die sie ganz verstehen, die mit ihr in ein Wesen zusammenwachsen würde, in märchenhaft glücklicher Gedankenumschlingung? Nun war es ja für sie nie mehr Winter im ganzen Leben. Nun war sie nicht mehr so allein unter den parfümirten Wachsfiguren des high life wie die leise, murmelnde lebendige Quelle, die trostlos zwischen öden todtkalten Felsgesteinen rinnt. Das Dasein war doch kein inhaltloser unbegreiflicher Wahn, nein, es war ihr ein süßes Räthsel geworden, dessen magische Lösung sie jetzt mit verheißungsvoller Ungeduld vorzufühlen begann. Aber wie? Plötzlich ist das Bild des Geliebten auf's Neue verschwunden. Wieder tanzen Schatten vor ihrem inneren Blick, bis aus einem dieser nebelhaften Gebilde sich eine mächtige halb noch in schimmernden Dunst gehüllte Frauengestalt erhebt. Unter dem ihr Antlitz berzenden Schleier blinzelt ein Augenpaar so seltsam prächtig hervor, aber in seinem Glanze liegt etwas wie dämonische Gewalt. Das sind die Augen einer Sphinx, wenn es nicht die entseßlich schönen Sehsterne eines Vampyr's sind. . . .

Das Rächeln auf den Lippen Viktorias verwehlt im Nu vor diesem „bösen Blick.“ Ihr Herz erzittert, wie das Herz des Vogels, der von räthselhafter Zaubermacht ergriffen, dem geöffneten Rachen einer Klapperschlange entgegenflattert. . . .

Doch auch dies böse unheil kündende Bild zerfließt wieder in nebelhaften Dufte. Eine frischere Luft weht zu dem einen geöffneten Wagenfenster herein, die Equipage rollt bereits auf dem ungepflasterten Boden einer Chaussee. Man ist im Freien.

Und jetzt erinnert sich Viktoria wieder des kleinen Briefes. Sie zieht ihn hervor.

„Wer mag ihn nur geschrieben haben?“

Sie besieht ihn von allen Seiten. Das Siegel ist ein ihr nicht ganz unbekanntes adeliges Wappen. Sie erinnert sich, es irgendwo schon gesehen zu haben. Aber wo?

Ein Gedanke durchblitzt und erschreckt sie. Ihr ist, als habe sie gelesen, wie viel Unglück schon durch fremde Briefe zwischen liebenden Herzen gesät worden sei.

„Vielleicht wäre es besser, dies Billet gar nie zu öffnen; es ungelesen den Flammen eines verschwiegenen Kamins zu übergeben.“

Doch es duftet so fein. Kann es nicht vielleicht auch etwas Gutes enthalten?

Und wie, wenn Jemand darin irgend eine Bitte ausspräche? Wenn es von ihr vielleicht abhinge, irgend einen Schmerz, eine Noth zu lindern?

Aber die Schriftzüge kommen ihr so fremd vor, und so kalt

Der Brief ist klein und zierlich. Aber gibt es nicht in Afrika eine Giftschlange, die so klein ist, daß sie sich sogar in die Schlüßellocher altportugiesischer großer Schlösser verbergen soll?

Es ist indeß so schwer, dem verlockenden Reize, etwas Unbekanntes zu erforschen, auf die Länge zu widerstehen

wenn es in unsere Hand gegeben ist, uns selbst Gewißheit zu verschaffen.

Nochmals besieht die Comtesse das Siegel, das ihr immer bekannter vorkommt. In Gedanken versunken, wo sie dies Wappen wohl schon gesehen, fährt sie unruhig mit ihren Fingern darüber hin.

Das Fieber der Neugier erwacht mehr und mehr.

Was kann denn aber auch darin sein? Gesezt es sei etwas sehr Böses, ja, es enthielte eine Verleumdung gegen Basarhely? Braucht man sie deshalb zu glauben? Gewiß nicht. Wer wird sich von den Pfeilen des Neides und der Mißgunst absichtlich treffen lassen? Ja, es sei angenommen, daß mir eine Prüfung bevorsteht. Wäre es nicht unwürdig und feig, ihr ausweichen zu wollen? Ich weiß es wohl, daß man mir ihn nicht gönnen wird. Aber sein Bild mir zu verdunkeln, dies heilig-liebe Bild, das mir so tief im Herzen lebt, das ist unmöglich! Die Verleumdung wird mich, sei sie auch noch so scharf und noch so vergiftet, mit dem unverlegbaren Schild meiner unaustilgbaren Liebe gewappnet finden. Ja, hätte er sich wirklich je vergangen, was doch unmöglich ist, würde ich ihm nicht Alles verzeihen, ja Alles? Und eben deshalb ist es keine sträfliche Neugier, wenn ich diesen Brief jetzt eröffne, so wenig er mich Gutes ahnen läßt, es ist Pflicht

So dachte Viktoria und begann an dem Siegel zu rütteln.

Es war sehr fest.

Aber ein letzter, ein entscheidender Griff, und der kleine verhängnißvolle Brief ist geöffnet.

Mit zitternder Hand zog Viktoria einen zierlichen

Oktavbogen mit gepreßtem Rande aus dem Couvert und begann ihn hastig zu überfliegen. Der Brief lautete:

„Theuerste Comtesse!

Als treue Freundin Ihres Hauses gestatte ich mir, in einer ganz eigenthümlichen Angelegenheit die Feder zu ergreifen, um eine Bitte an Sie zu richten, die Sie, wie ich wohl nicht ganz vergeblich hoffe, nicht mißverstehen werden. Ich möchte Sie gern morgen Nachmittag um drei Uhr unter vier Augen sprechen. Sie lächeln, nicht wahr? Es sieht das so geheimnißvoll, so romanhaft aus, um so mehr, als wir uns ja schon heute Abend auf der Soirée in Ihrem Hause sehen werden. Allein, Sie wissen ja selbst am besten, was man in den Gesellschaftskreisen unseres Standes zu sprechen pflegt, und wie kühl die Temperatur dort ist, in denen da den armen Gedanken erlaubt wird, eine Menuette zu tanzen. Für schweesterliche Offenbarungen, für ein tête-à-tête zwischen Mädchenherz und Mädchenherz ist da kein Raum. Und doch sehne ich mich so sehr nach einer solchen stillen Zusammenkunft mit Ihnen, die ich so gerne meine geliebte, meine einzige Freundin nennen möchte. Wir haben uns freilich bisher Einander nur wenig genähert. Unsere Gemüther, wenig gleichartig gebildet, fanden sich bis jetzt nicht, obwohl das meine wenigstens ahnte, welchen geheimnißvollen Schatz das Ihre birgt und wie sehr wir Beide im Stande sein würden, uns gegenseitig zu ergänzen. Sie lächeln vielleicht wieder? O thun Sie das nicht. Wenn Sie doch einen Blick in mein Herz werfen möchten, über welchem so oft lachende lustige Launen zu blühen scheinen, wenn es tiefinnerlich leise weint. Vielleicht bin ich Ihnen ein Räthsel; ach, ich

bin es mir ja selbst. Doch nicht allein eine herzliche Annäherung, nicht bloß die Anknüpfung eines festen innigen Freundschaftsbundes zwischen uns Beiden ist es, was mich zu dem Rendezvous mit Ihnen drängt, nein, noch ein anderes für Sie wie für mich vielleicht gleich höchwichtiges Etwas treibt mich an, Sie um ein Stündchen traulicher Unterhaltung zu bitten. Sie fragen, was dies Etwas sei? Diese Frage ist so natürlich, so berechtigt, und gleichwohl ist es für den Augenblick wenigstens mir nicht möglich, sie, zu beantworten. Sie kennen die Sage von dem verschleierte Bilde zu Saïs? O wie oft ragt solch ein Bild in unser Leben hinein mythisch-ungewiß und doch verhängnißlicher. Da genügt „eine“ Hand nicht, den Schleier herabzuziehen, es bedarf vereinter zuverlässiger Kräfte. Aber schon sehe ich mich wieder auf einer Bahn, auf der Sie mir vielleicht nur ungern folgen werden. Was rede ich auch in Rättseln. Es handelt sich vielleicht um so wenig, vielleicht eben nur darum, daß ich jetzt das richtige Wort treffe, um Sie zu rühren. Also sei es denn. Sie besitzen wahrscheinlich den Talisman, ein großes Leid von meiner Seele zu nehmen. Ich verlange nichts von Ihnen, als Ihre liebliche Gegenwart gerade morgen. Diese Stunde, um die ich Sie bitte, wird, das weiß ich gewiß, lindern Balsam in mein so unruhig klopfendes, sturmburchwehtes, tiefverwundetes Herz gießen. Vielleicht sind es nur, Ihre schönen, unschuldsvoll lächelnden Augen, die Augen eines Engels, nach denen ich mich sehne. Diese Augen können mir, so sagt mir eine innere Stimme, der ich glaube, weil ich ihrem geheimnißvollen Flüstern glauben muß, — diese Augen werden mir wieder Ruhe und Glück verleihen. Ich habe von Ihnen in der vergangenen Nacht so eigenthüm-

lich geträumt. Ja, das war ein schöner, ein beseligender Traum; das Flügelrauschen eines prophetischen Genius durchwehte ihn. Wird dieser Traum Wahrheit werden? Er wird es gewiß. Nochmals, ich verlange nichts Anderes, gar nichts Anderes als Ihre holdselige, mir ganz geweihte Gegenwart. Vielleicht werden wir dabei gar nicht viel mit Einander reden; wenn die Herzen sich so viel zu sagen hätten, will oft jeder Laut, der über die Lippen geht, dazu gezwungen sein. Doch der Worte bedarf es ja auch gar nicht, nur der Blicke aus diesem seelenvollen süßen Augenpaar. Denken Sie, ja nehmen Sie es als sicher an, ich sei sehr krank und kein Arzt der Welt könne mich heilen, nur Gines, die Nähe, die Liebe einer — Schwester. O, wie elfenhaft ist dies Wort! Schwester, ja Schwester! Ach dürfte ich Sie morgen, dürfte ich fortan immer Sie so nennen. Wenn es wahr ist, woran so manche phantastische Gemüther in ahnungsvoller Erkenntnistiefe glauben, daß wir vor diesem Leben schon ein Mal gelebt, so müssen wir uns da schon nahe gestanden haben. Ich glaube, wir sind schon Schwestern gewesen. Nicht wahr, Sie werden mir diesen schönen Glauben nie nehmen? Aber ich bin heute wie ein Kind! Was plandere ich Ihnen da Alles vor! Werden Sie nicht denken, daß ich im Fieber schreibe? Fieber ist am Ende auch das richtige Wort, denn Fieber ist es ja, was ich als heiße Sehnsucht in mir spüre, wenn es nicht der Zug eines unerklärlichen, dämonischen Verhängnisses ist, das um uns Beide seine Zauberkreise legt. Dem Verhängniß kann Niemand widerstehen, selbst die Götter nicht, wie einst das Orakel von Delfhi dem Könige Croesus verkündete. Aber das Verhängniß braucht nicht immer böß zu sein. Es kann oft auch unter dunklem Mantel ein helles strahlendes Licht verbergen.

Indeß genug, ich wage für heute Ihre Güte nicht weiter in Anspruch zu nehmen. Ich werde heute Abend bei Ihnen sein. Aber fragen Sie mich noch nicht weiter. Alles sei auf morgen verspart. Morgen die Entscheidung. Und nicht wahr, Sie werden kommen, ganz gewiß kommen? Sie sind zu gut, als daß Sie mich vergebens bitten lassen möchten, es handelt sich ja nur um eine kleine Stunde, um Trost aus Ihren Augen. Ja, Sie werden kommen, ich weiß es jetzt gewiß, meine Hoffnung trügt mich nicht, Sie werden kommen und Alles morgen!

Für heute küßt Sie tausendmal

Ihre Sie aufrichtig und tief liebende Schwester
Gisela von Hühnerfeld.

Victoria hatte kaum die Lectüre dieses seltsamen Briefes vollendet, als sie ihn von Neuem und dann nochmals zu überlesen begann. Er war ihr vollkommen unverständlich. Welche dunkle Sprache führte die heitere Hühnerfeld darin, eine Sprache, die ihr die Comtesse früher nie zugetraut hätte. Aber diese in's Geheimnißvolle eingewickelten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Brief übte einen merkwürdigen Baun auf Viktoria aus.

„Was mag sie wollen, ob sie nur wirklich leidet, und mich wirklich liebt?“ fragte sich das arme gutherzige Kind hundert Mal.

Das Ganze klang so ungewiß und so wenig auf Erfreulichendes hindeutend, aber dafür regte es nur um so mehr das unwiderstehliche Streben an, die geheimnißvolle Hülle von dem dahinter verborgenen Räthsel zu lüften.

„Soll ich sie besuchen?“ fragte sich Victoria. „Wer weiß, was für unheimliche Dinge mir die Baroneß sagen wird.“

Ich habe sie bisher nie recht leiden mögen. Aber ich werde sie wahrscheinlich verkannt haben, denn ich hätte ihr ja auch nie eine solche Gefühlstiefe zugetraut, wie sie aus diesem Briefe spricht. Und am Ende wäre es eine Sünde, ihrer Bitte, die so innig, so flehend vorgetragen wird, nicht zu folgen. Hier muß irgend etwas Unbegreifliches walten, aber dies Unbegreifliche reißt seine Hand nach mir aus. Ich fühle es, ich werde mich ihm nicht entziehen können, ob ich nun zur Baroneß gehe oder nicht. Da will ich lieber bald Gewißheit haben und dem verschleierten Bilde, wie sie sagt, muthig entgegen gehen. Ob Vasarhely in das Alles mit verflochten ist? Ich glaube nicht. Wie könnte es auch sein? Es ist ja seiner nirgend Erwähnung gethan. Auch klingt der Brief kaum so, als ob eine Liebesangelegenheit ihn diktiert hätte. . . ."

Ein heftiger Regenguß schlug jetzt gegen die Fenster der Equipage.

Viktoria gab dem Kutscher das Zeichen zur Heimfahrt.

"Ich werde sie heute Abend auf der Soirée beobachten," dachte sie weiter. "Ich kann dann immer noch meine letzten Entschlüsse fassen. Aber etwas Gutes ist das Alles nicht, ich fühle es wohl. Wo ist meine Freude auf den heutigen Abend hin, wo ich Vasarhely sehen und sprechen werde? Ob ich ihm den Brief der Hühnerfeld zeigen soll? O pfui, das wäre ja ein Verrath! Wie kann man nur eine solche Taktlosigkeit denken!"

Unterdeß rollte der Wagen wieder in die Weltstadt hinein. Ihr Getöse schlug auf's Neue an das Ohr der Comtesse, die sehr wenig Freude daran zu verspüren

pflegte. Als sie vor dem Hause ihres Vaters endlich ausstieg, sah sie sehr schwermüthig aus. Sie hatte den Brief, der so sonderbare Empfindungen in ihr geweckt hatte, in ihrem Portefeuille verborgen.



Fünfzehntes Capitel.

Une Soirée.

Motto: Dem Morgensterne Dir zum Ruhme
Entreiß' ich den goldnen Kranz,
Ich nehme Nachtt'han aus der Blume,
Beipreng' damit des Goldes Glanz!
Mit Abendsonnenlicht umschließ' ich
Gleich einem Bande Deinen Wuchs,
Und durch die Lüfte ringsum gieß' ich
Die Hauche reinen Wohlgeruchs.
Ich werde zärtlich schmeicheln immer
Mit Wundertönen Deinem Ohr;
Aus Bernstein- und Türkisenschimmer
Nicht' ich Paläste stolz empor!
Hoch über Wolken werd' ich schweben,
Tief nedertauken in das Meer,
Dir alles, alles Erd'iche geben — —
Nur liebe mich! — — — — —

Vermentov.

Wie zahlreich waren am Abende dieses Tages die glänzenden, im Schimmer zahlreicher Lustres strahlenden Salons des Grafen Paardorf besucht! Wie animirt entwickelte sich die Gruppenunterhaltung, die sich, ganz wie es der herrschende Ton erforderte, dann immer leicht und sans gêne auflöste, um zu neuer Gruppenbildung zu schreiten. Wie lebenswürdig machte aber auch der sonst so steif ge-

rathe Staatsmann aus der alten Schule den Wirth. Sein Lächeln war heut' mehr als stereotyp, es war, wie einige Damen bemerkt haben wollten, accentuirt. Eben unterhielt er sich mit dem Freiherrn von Glan-Hattav.

„Also,“ fragte ihn dieser sehr angelegentlich, „wie ist es, dürfen Sie etwas ausplaudern über das, was im neuen Jahre kommen wird? Sie wissen ja Alles!“

Baardorf verneigte sich leichtthin und zog einige leise Runzeln seiner pergamentenen Büge zu einem pfliffigen Ausdruck zusammen, dann erwiderte er:

„Ihnen, lieber General, dürfte ich es ja wohl anvertrauen, da Sie es gewiß nicht weiter sagen werden . . .“

„Nein,“ fiel hier der Freiherr ein, „ich werde ganz gewiß zu schweigen wissen. Ich will mich ja nur ganz allein freuen. Aber nicht wahr, Herr Graf, es gibt Krieg?“

„Wenigstens,“ lautete die mit gedehntem Tone und wichtigem Augenzwinkern gegebene Antwort, „würde ich kaum das Gegentheil zu prophezeien wagen. Der diplomatische Himmel ist gewitterhaft umwölkt, und dann . . .“

Hier hielt Baardorf inne.

„Und dann?“ fragte der ungeduldige Glan-Hattav.

„Nicht wahr,“ fuhr scheinbar abbrechend der Diplomat fort, „Sie werden den Wunsch aussprechen: ich will den Krieg!“

„Gi freilich, Excellenz.“

„Nun so conjugiren Sie das weiter und wenn Sie sagen: „du willst den Krieg, er will den Krieg, wir wollen den Krieg, Ihr wollt den Krieg, sie wollen den Krieg,“ so haben Sie den Schlüssel unserer ganzen Situation gefunden.“

„Bravo, bravo!“ rief beinahe unfashionable laut der leidenschaftliche Marsanbeter.

Unterdeß unterhielt sich die Dame vom Hause, die nur widerwillig die weltlichen Honneurs machte, mit dem frommen Pater Brunner, welcher ihr reichen Trostes Spende zufließen ließ.

„Sie haben also wieder einen so bösen, ängstlichen Traum gehabt, gnädige Gebieterin?“

„O einen ganz entsetzlichen Traum. Mir war es, ich fuhr auf stürmischer See. Endlich nähern wir uns dem Gestade mit einem wimpelreichen Hafen. Da, o denken Sie sich mein Entsetzen, sehe ich, wie sich plötzlich das ganze vor unseren Augen aufgestiegene Land in die Fluthen senkt, die mit furchtbarem Brausen darüber hinwegrollen. Zu gleicher Zeit löste sich Planke auf Planke von dem Schiffe, auf dem ich mich befand. Ach, die Welt ging unter!“

„Ja ja,“ meinte Brunner, „es geschehen jetzt allerhand Zeichen. Und auch in Träumen sprechen nicht selten Engel zu uns. Es scheint, als ob wieder Einmal eine recht böse Zeit im Anzuge sei. Die Welt ist mehr denn je von gräßlichem Unglauben erfüllt, die Feinde der Kirche dürfen sich frei wie nie zuvor rühren und der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht wen er verschlinge.“

„Mein Gott,“ hob die Gräfin mit fast kläglichem Tone wieder an, „was soll ich da beginnen? Eine böse Ahnung ängstigt mich oft . . .“

„Seien Sie ohne Sorge. Der Engel des Herrn schützt den Gerechten. Hat er nicht auch den Erzbater Lot gewarnt und gerettet, bevor Sodom und Gomorrha mit Pech und Schwefel untergingen?“

Von einem ganzen Kreise von Bewunderern umgeben, strahlte die Baroneß Gisela von Hühnerfeld heute schöner und hinreißender denn je. Geist, leichter, champagnerartig

mouffirender Geist strahlte aus ihren Augen und hüpfte über ihre Lippen. Dabei sah sie so heiter aus. Auch nicht das allerkleinste Wölkchen irgend einer Art von Melancholie hing an ihrer stolzen Marmorstirn.

Viktoria beobachtete sie lange von Weitem und verglich vergeblich diese ganze frische, fröhliche, verführerische Erscheinung mit dem sentimental, in Mädchenträumerei und phantastische Unbegreiflichkeit getauchten Brief, den sie erst heute früh von ihr erhalten.

„Sie ist sich selbst ein Räthsel, schreibt sie mir,“ dachte die Comtesse, „wahrhaftig, das glaube ich gern, wenn sie sich selbst nur halb so wenig versteht, als ich sie. Oder wäre diese Atmosphäre lächelnder, freudighüpfender Laune, mit der sie sich jetzt umgibt, nur eine schimmernde kunstvoll trügerische Maske, hinter welcher sich irgend ein namenloses Leid birgt?“

Auch Vasarhely hatte seine Blicke, obwohl er sich mit mehreren Freunden dabei unterhalten, oft Gisela zugewandt. Sie war doch zauber schön. Eine Göttin der irdischen Seligkeit trunkenen antiken Griechenwelt in moderner Tracht. Aber ihre Blicke? Herzverwundende Pfeile, so sieges sicher und so süßes Gift entzündend.

Vasarhely fand es nicht gut, sich ihnen zu lange und zu sehr auszusetzen. Ihm war es einen Augenblick zu Muth, als seien es glühende Kugeln, die nach ihm zielten, und als berge sein Herz eine Pulvertonne, die von ihnen entzündet werden könne. Es war das freilich nur die Empfindung eines Augenblicks, vielleicht eine Täuschung, ein zu großer, zu überschwenglicher Tribut, den er der sieghaften Schönheit des reizprangenden, stolzen Weibes sollte. Auch wandte er sich jetzt von ihr ab und trat zu Viktoria, die

ihm nach jenem Kometenglanz wie ein lieblich leuchtendes Johanniskäferlicht in einer Rose vorkam.

Er trat mit ihr in die Fensternische und fragte sie theilnehmend:

„Wie kommt es, Stern meiner Seele, daß Du heute so befangen darest blickst? Weißt Du nicht, daß wir uns nach dem Wunsche Deines Vaters schon im nächsten Mai vermählen werden?“

„O ich weiß es wohl,“ erwiderte Viktoria sanft erröthend, „aber noch kommt mir das Alles so unglaublich vor, daß mein Herz erbebt, wenn ich daran denke.“

„O denke nur immer daran. Sieh, wenn der Frühling in seiner ganzen Pracht aufgehen, wenn die ganze Natur sich bräutlich schmücken wird, dann werden wir mit Einander vor den Altar treten und Du wirst „ja“ zu mir sagen.“

„Werde ich das?“ fragte wie ein halb gläubiges, halb zweifelndes Kind, dem man von den Wundern des Weihnachtsfestes erzählt, die Comtesse.

„Wie kannst Du nur daran zweifeln? Oder liebst Du mich vielleicht nicht mehr?“

Viktoria schlug ihre Elfenaugen nieder. Sie war nicht im Stande, ein Wort hierauf zu erwidern, ihre mädchenhafte Schen kämpfte einen heißen Kampf mit ihrer großen ihr ganzes Sein ausfüllenden Liebe.

Jetzt erkannte Basarhely, daß sie doch noch viel, ja unendlich schöner sei, als Gisela. Gisela hätte solch süßen jugendfräulichen Widerstreit nie in ihren Zügen abzuspiegeln vermocht.

Und die ganze Gluth seiner Reizung erwachte wie

von Sturmeshauch angefaßt. Er drückte einen heißen Kuß auf ihre kleine Hand und flüsterte ihr dann zu:

„Wie Du so vor mir stehst, Viktoria, meine liebliche Braut, so kommt mir ein Wunsch, den ich früher nie gezahnt. Ich möchte ein Zauberer sein und Erde und Himmel Dir dienstbar machen, allen Glanz der Sterne Dir zu Füßen schütten und alle Genien, die guten wie die bösen, besiegen, daß sie Dir im Staube als ihrer Königin huldigen müßten. Nur wollte ich ewig von Dir geliebt sein.“

„Du wirst es,“ hauchte Viktoria kaum hörbar.

Mittlerweile war Gisela von ihren Verehrern aufgefordert worden, ein Lied zu singen, denn man behauptete mit Recht von ihr, daß sie eine brillante Silberstimme besitze. Gisela sang aber seit dem Tode des alten Generals von Hühnerfeld nur ungern. Der Gesang kam ihr zu passiv vor und sie liebte in allen Dingen, seit sie „einem“ Ziele zusteuerte, die strikte Aktivität. Heute aber sträubte sie sich nicht, den an sie gerichteten Bitten bald Folge zu leisten. Ein Gedanke, der ziemlich nahe lag, beherrschte sie dabei, denn ihr war es vorhin nicht entgangen, wie sehr der Bräutigam der Comtesse Paardorf noch von ihren Blicken fasziniert worden war.

„Ja,“ dachte sie, „sollte man nicht vielleicht auch den Gesang dienstbar machen können? Unsere Männerherzen sind ja jetzt alle von Wachs, und Basarhely ist erst sacht am Anfang, ein Charakter zu werden. Er wird zwar meiner Schlinge ohnedies nicht entgehen, doch es kann nie schaden, wenn man ein Wild, das man durchaus erlegen will, mehrmals trifft.“

Und so trat sie an das Pianino heran, das im Hauptsalon stand, setzte sich auf den kleinen Sammtfessel davor

und begann dann eine kurze melodische Introduction zu spielen, worauf sie mit kunstvoller, jeden Ton und jede Sylbe vollkommen beherrschender Stimme zu singen anhub:

„In dem Schloß des Waldsee's haucht der Wind,
Kräufelt auch die klaren Wellen lind,
Flüstert durch die schlanken Erlen sacht:
Gute Nacht.

Von dem Himmel strahlt der Venus Schein
Schimmergrüße in den See hinein,
Wo sein Bild ihm feucht entgegenlacht:
Gute Nacht.

Heimlich zieht ein Lied mir durch den Sinn
Von dem Vieh, dem ich ergeben bin,
Und ich grüß' es aus der Seele Schacht:
Gute Nacht.“

Dies letzte „Gute Nacht“ ließ die Baroneß in so eigentümlicher drastisch wirkender Weise austönen, daß es den allgemeinsten, ungeheucheltsten Applaus erweckte.

Aber es hatte noch mehr bewirkt.

Wieder hatte Basarhely für einen Augenblick alles Andere vergessen. Ja, es war ihm gewesen, als wenn es wie ein Stich durch sein Herz gegangen sei. Als er aber wieder aufblickte und in die Augen Viktoria's sah, die noch immer neben ihm stand, wähnte er, er habe sich selbst getäuscht. Aus diesen Augen strahlte ihm doch zu viel Glück entgegen.

Indeß auch auf Viktoria war dies Lied nicht ohne Wirkung geblieben. Es hatte ihr gefallen, weil sein sehnsüchtig-sinniger Timbre ihr sehr zu Herzen stand.

„Dies Lied,“ dachte sie, „klingt doch ähnlich wie ihr

Brief. Sie ist durch und durch ein Widerspruch. Aber wer so singt, muß aufrichtige Gefühle zu hegen verstehen, am Ende darf ich ihr doch vertrauen.

Und dieses Gedankens voll eilte sie von dem Geliebten hinweg auf Gisela zu, welcher ihre Freunde noch immer nicht erlauben wollten, das Pianino zu verlassen.

Sobald sie in ihrer Nähe angelangt war, vereinte auch Viktoria ihre Bitte mit denen der Uebrigen, daß sie doch wenigstens noch ein Lied, wenn auch nur ein ganz kleines singen möge.

Diese Bitte Viktorias kam der Hühnerfeld sehr gelegen. —

Raum hatte sich aber Vasarhely allein befunden, so war der Vater Brunner zu ihm herangetreten, um ihm zu seiner Verlobung mit der Comtesse Paardorf zu gratuliren.

„Sie danken,“ sagte er ihm, „Ihren schnellen Erfolg in diesem alten erlauchten Hause zum guten Theil auch mir. . .“

„Ihnen, lieber Vater?“ fragte erstaunt der junge Kavalierr.

„Gewiß, lieber Graf. Oder meinen Sie vielleicht, daß ein Paardorf je seine einzige Tochter einem Keßer anvertraut haben würde? Sie haben sich freilich in letzter Zeit bei mir zum Religionsunterricht nur selten blicken lassen. Gleichwohl aber habe ich, der ich mit warmem Interesse an Ihnen hänge, in entscheidender Stunde ein Wort für Sie eingelegt. Die alte Frau Gräfin ist mein liebes Beichtkind, sie zieht mich in Allem zu Rathe, ich wurde also auch, nachdem Sie beim Grafen um Viktoria angehalten, die ich einst getauft habe, um meine Meinung gefragt. Da sagte ich nun. . . .“

„Was haben Sie gesagt?“ fragte Vasarhely nicht wenig beunruhigt.

„Daß man, sagte ich, Sie nicht mehr als einen Protestanten helvetischer Confession, sondern als einen guten rechtgläubigen Katholiken betrachten müsse, nachdem Sie bereits bei mir den Unterricht in der reinen Lehre der wahren Kirche genossen und nächstens, wenn auch vorerst nur heimlich, in ihren Schooß völlig zurückkehren würden.“

Vasarhely ward über diese Mittheilung sehr blaß. Daß man ihn so fangen würde, hatte er nicht gedacht. Jetzt sah er wohl ein, daß er nicht mehr zurücktreten könne, da ihn der kluge Pater gänzlich in der Gewalt habe. Er faßte sich aber schnell genug, drückte Brunner mit erheuchelter Herzlichkeit die Hand, dankte ihm für seine väterliche Fürsprache und versprach ihm, sich nächstens bei ihm zur gänzlichen Befehrung einzustellen.

Der Pater konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, denn er verstand sich nicht wenig darauf, die wahren Gedanken der Menschen zu lesen. So wußte er denn auch, wie wenig seine Eröffnung dem Magyaren Freude gemacht; daß er ihn aber nunmehr fest habe, wußte er auch.

„Ich weiß,“ meinte er, „daß Sie diesmal gewiß Wort halten werden. Auch rechne ich darauf, daß Sie dann auch auf Ihren Gütern der erspriesslichen Ausbreitung des allein selig machenden Glaubens kein Hinderniß in den Weg legen werden.“

Was sollte der gefangene von der Quelle der Fortschrittsphilosophie unseres Jahrhunderts sonst so reich getränkte Neophyt machen? Er mußte auch das zusagen, so weh ihm dabei zu Muth wurde.

Eben hatte Gijela die Bitte Viktoriens erbört und sang mit schmelzender Stimme:

„Sehnücht'gen Schmerzes stilles Wallen
Gibt sich nicht laut und offen kund.
Legt sich das Herz in düstre Falten,
So lächeln Augen oft und Mund.
Nicht darf die raue Welt es wissen,
Was in der Seele heimlich weint,
Ihr falscher Trost ist leicht zu wissen,
Indeß ihr kalter Spott versteint.“

Das traf bei Viktoria. Jetzt wählte sie, daß ihr das Verständniß über Gijela aufdämmere. Sie dankte derselben mit Herzlichkeit, wobei diese flüsterte:

„Und werden Sie kommen?“

„Ich werde kommen,“ gab Viktoria ebenso unhörbar für die Andern zur Antwort.

Die Hühnerfeld mußte sich große Mühe geben, ein triumphirendes Lächeln zurückzuhalten.

Wenige Augenblicke hierauf sprach Vasarhely zu seiner Braut:

„Ich habe mir so sehnlich gewünscht, Dir ein recht großes Opfer zu bringen. Das Schicksal scheint meinen Wünschen entgegen zu kommen.“

„Du sprichst in Rathseln, Du wirst doch nicht etwa einen unbedachten Schritt begehen?“

„Für Deine Liebe gebe ich Welt und Himmel,“ erwiderte der Magyar.

Gijela sah Beiden von Ferne zu und dachte:

„Morgen wird es eine hübsche Komödie geben.“



Sechzehntes Kapitel.

Auf immer.

Motto: Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott...
Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr ihm nicht gar zu früh verschleicht, denn wißt,
Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Genau.

Es mochte um die Mittagsstunde des anderen Tages sein, als Vasarhely, der eine größere Wohnung in einem der elegantesten Stadtviertel Wiens inne hatte, in seiner Studirstube mit großen Schritten auf und nieder ging. Diese Studirstube war charmant eingerichtet. In ihrer ganzen Ausstattung bot sie gleichsam ein Abbild ihres Inhabers dar. An den Wänden wechselten stattliche Repositorien mit den mannigfaltigsten Werken der älteren, neueren und neuesten Literatur der europäischen Völker mit allerhand antiken und modernen Waffen ab, die gar wunderlich gegen die friedlichen Folianten, über und neben denen sie hingen, abstachen. Dazwischen hingen auch einige Bilder.

Unter den Büchern waren viele ungarische Werke, so lag auch eines auf dem Tische, der vor dem kleinen schmucklosen aber bequemen Divan stand, aufgeschlagen, die Lieder jenes begeisterten Sängers Petöfi, der 1849 auf einem Schlachtfelde Siebenbürgen's verschollen ist, jener jugendliche Dichterheros, der am magyarischen Parnas erschien und verschwand wie die glanzvolle Délibáb, die Fata Morgana der Pušta, von welcher er einst selbst gesungen:

„Ihr des schönen Tieflands schrankenlose Weiten,
Ihr seid meiner Seele frohster Hochgenuß!“

Aufgeschlagen war das kleine aber gewaltige, nach einer magyarischen Vorzeitsage gedichtete Epos: „Der Liebe Fluch,“ in dem Held Baranzó von Dame Zibikó so schön verrathen wird und sie dann dafür so entsetzlich verflucht. Das war eigentlich gar keine hübsche Morgenlektüre gewesen. Unter dem Tisch, auf dem der Petöfi lag, war ein Tigerfell als Teppich ausgebreitet, auf dem sich jetzt ein kolossaler Jagdhund reckte und streckte, als habe er ähnlich wie sein Herr eine unruhige Nacht zugebracht und wolle die Ruhe, die jener nicht ein Mal zu suchen schien, am Tage gemächlich nachholen. Unter den mannigfachen Waffen, die an der Wand prangten oder auch in den Ecken umherstanden, war ein wunderschöner Türkenfäbel, der den Leib eines ausgestopften Bären umgürtete, wohl die merkwürdigste. Der Griff dieses Säbels, einer echten Damascenerklinge, war von Gold und mit Diamanten verschwenderisch besetzt. Einer der Vorfahren Basarhely's hatte ihn einst im Kampfe gegen die Ungläubigen erbeutet, ein späterer hatte ihn dann freilich auch unter dem berühmten Rebellen Rakoczy gegen die Kaiserlichen geschwungen. In Ungarn haben ja die meisten Waffen so manche Wande-

lungen in Führung und Richtung erfahren. — Eines der Bilder stellte das Schloß dar, auf dem der Bewohner dieses Zimmers geboren worden war. Das war ein ausgebehnter Bau, von Gräben umgeben und von alten Thürmen flankirt in weiter, fruchtbarer Ebene. Die Thürme und auch ein Theil der Fagade wiesen deutliche Kugelspuren auf. Auch waren mehrere Kanonenkugeln eingemauert, Erinnerungszeichen aus dem Jahre 1849. Auf einem anderen Bilde war Vasarhely als Knabe abgemalt, wie er auf einem stattlichen Rosse mit wehender Mähne über die Pusta dahinjagte. Dies Bild war sehr gelungen ausgeführt. Vasarhely mußte auch schon als Knabe sehr kühn und sehr hübsch gewesen sein. Und wie sorglos, wie glücklich sah er auf diesem Gemälde aus!

Aber die Kindheit und erste Jugendzeit in Ungarn war auch gar schön gewesen. Spiel und Jagd, dazwischen Unterricht bei einem ausgezeichneten Lehrer, der den Wissensdurst des Knaben früh zu entflammen wußte. Und dann das freie, lustige Leben. Wie oft war der Junker in seinem sechzehnten, siebzehnten Jahre zur einsamen Csárda auf die Pusta hinausgeritten, wo Abends die Zigeuner ihre tollen und so verführerischen Weisen spielten. Wie oft hatte er damals dort mit den wilden Pustablumen, mit den Vödi's, Ildi's, Jloná's und Juliska's so lustig und leidenschaftlich getanzt. Wie waren ihre Augen so feurig, ihre Bewegungen so elastisch, ihre Lippen so küßlich. Und wie gern ließen sie sich, gleich dem Mädchen in Petöfi's Fischeidyll Szilaj Pista, vom hübschen, munteren Junker küssen, der die ganze Csárda mit Tokayer traktirte und die Zigeuner durch seine Goldspenden anreizte, die verlockendsten Tanzmelodien aufzuspielen. Wie pochte damals sein junges

Herz so sorglos-lustig, so frei aufathmend und zügellos einschlürfend die würzige Luft des ersten Lebensfrühlings. Selbst sein ernstester Lehrer hatte oft gelächelt, wenn er ihn sich so ausgelassen im Haidekrug unter dem Volke tummeln sah, das ihn liebte, obwohl er sich selbst im Rausche der Freude nie etwas vergab. Wie wenigen Sterblichen lachte eine solche Jugendzeit! Wie Wenige dürfen den schäumen- den Becher der Lust schon in jener Zeit an die Lippen setzen, wo ihr Herz, das noch keine Schmerzen ahnt, von Paradiesesfreuden träumt!

Doch welch' ganz anderes Bild schaut wieder dort auf die blinkenden Schläger der Studentenzeit herab. Das ist keine ungarische Landschaft, die sich da zwischen der kleinen freundlichen Stadt erhebt. Diese schwellenden Hügel, an denen sich Gärten und Weinberge so idyllisch und friedlich hinaufziehen. Und wie — winkt dort von jener fahlen Höhe nicht der alte vielberühmte Fuchsthurm hernieder? Ja, sie ist es die einzige, wunderbare, ewig originelle Studentenstadt in Thüringen, das reizende Jena, wo die akademische Jugend dem Spießbürger Gesetze vorschreibt und in fröhlicher Ungebundenheit den Teufel aus sich selbst austreibt, damit sie allmählig ebenfalls reife zum Eintritt in's stille, gesetzte Spießbürgerthum. Dorthin war Basarhely gezogen, wie viele seiner protestantischen Landsleute, um Philosophie zu studiren. Und wahrhaftig, er hatte jenen Aufenthalt nicht schlecht benutzt. Zwischen klassischen Trinkgelagen, bei denen Bierfürsten creirt und Bierscharfrichter in ihr fürchterliches Amt eingesetzt wurden, zwischen nächtlichen Razzias gegen altväterische Fensterläden und scharfen Gefechten mit den nicht immer den Schlaf der Gerechten schlummernden Bedells und Nachtwächter, zwischen Bällen

auf der „Rose“ mit den studentenfreundlichen zierlichen Professorentöchtern und stattlichen Paukereien mit Burschen, die das verhängnißvolle Provocirwort „sonderbar“ ausgesprochen, hatte er fleißig und mit unumwölktem Geiste studirt.

Er studirte dort vielleicht um so eifriger, als es sich ihm speciell um kein Brodstudium, sondern lediglich um höhere geistige Schulung handelte. Von wahren Wissensdrang erfüllt, las er mit gleicher Liebe in den Folianten wie im Buche des Lebens und vernahm eben so gern die gelehrten Vorträge faustisch-doktrinärer Professoren, wie die sprudelnden Glucubrationen und ephemeridenhaften Witze des studentischen Mikrokosmos, oder die verständnißsinnigen, minnesuchenden Seufzer der ästhetischen Schönheiten dieses kleinen, aber doch so anziehenden Burscheneldorados im Herzen Deutschlands. Sein Herz war viel zu lebendig, um nicht beständig offen zu stehen für alle Poesie, gleichviel ob sie sich nun in Pustenöde, oder in der Miniaturglückseligkeit und dem Miniaturweh eines Universitätskleinstädtchens darbot. Dabei leitete ihn überall der so tiefbegründete Ausspruch Göthes: „Kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiße ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben und es ist doch immer dieselbige.“ Er wollte das Ganze, in welchem wir leben und sind, ein Ganzes, welches Seneca einst seinen Gott nannte, erkennen. Und deshalb vergaß er auch das goldene Wort, das Pythagoras einst an die versammelten Männer von Kreton richtete, nicht, denen er den Dienst der Musen anempfahl, denn von den Musen komme Uebereinstimmung, Harmonie, Gleichmaß, wie überhaupt Alles, was der Gemüther Eintracht hervorbringe; und zwar zeige

sich die Macht dieser Gottheiten nicht bloß in den Künsten und Wissenschaften, sondern auch in der Uebereinstimmung und Harmonie aller vorhandenen Dinge. Daher kam es denn auch, daß es ihm nicht so erging wie gar vielen anderen jenenfischen und sonstigen Brotstudiosen, die nur zu bald freiwillig den Blick für die Weite des Daseins verlieren, und denen der absichtlich eng und stetig begrenzte Lebenskreis zu einem umgekehrten Teleskope wird, welches ihnen alle Dinge der Gegenwart nur im kleinsten und kleinlichsten Maßstabe zeigt. Der Bierdujel der Corpskneipe, dies ekelhafte Gespenst, das schon so manchem Talent die Kehle frühzeitig abgeschnitten, konnte ihm ebenso wenig etwas anhaben wie jene gewisse transcendente Philosophie, die den Geist in spanische Stiefel einschnürt, um ihn militärfromm zu machen. Das berühmte „Ich und Nichtich“ ließ ihn kalt, während ihm Cammenais' Gedanken über Gesellschaft und Religion das Gegengift gegen alle in übertriebene Gemüthlichkeit eingewickelte Spießbürgerei darreichten. Nahm er doch mit Cammenais an, daß die wahre Wesenheit, l'être véritable, ein Gesamtwesen, die Menschheit sei, welche nie stirbt, sondern — in ihrer Einheit — sich unaufhörlich entwickelt, indem sie von einem jeden ihrer Glieder die Frucht seiner eigenen Thätigkeit in sich aufnimmt und ihm dafür — nach dem Maße seiner Empfänglichkeit — die Früchte der Thätigkeit Aller mittheilt: ein Körper, dessen Wachsthum keine bestimmbar Grenze hat, — der — nach den unabänderlichen Gesetzen seiner Erhaltung und Entfaltung — Leben zutheilt den verschiedenen Organen, welche ihn beständig erneuern, indem sie selbst sich beständig erneuern.

Gewiß war Vajarahely auf diese Weise schon auf der

richtigen Fährte, mit der Zeit trotz seines etwas leicht und schäumig fließenden Blutes ein Charakter zu werden, wenn er nicht gar zu bald dem Stilleben Jenas entzogen und auf eine Bahn gerufen worden wäre, die der Charakterbildung, wenn sie sich nicht schon völlig vollzogen hat, immer große Hindernisse in den Weg legt.

Hohe einflußreiche ihm sehr nahe stehende Verwandte hatten mittlerweile eine feste Position am Hofe in Wien gewonnen und glaubten, dem geistvollen jungen Vetter kein besseres Glück bereiten zu können, als wenn sie ihn selbst in die Hofatmosphäre zögen. Eine diplomatische Karriere voll Ruhm und Glanz sollte ihm eröffnet werden. Armer Vasarhely! Als du diesem Rufe folgtest, wußtest Du nicht, daß Du Deine Freiheit und Selbsteigenheit zu begraben im Begriffe standest. Warum summt Dir doch das bekannte: „Politisch Lied, ein garstig Lied“ nicht in den Ohren? Wohl sangst Du mit Deinen Commilitonen: „Der Bursche zieht zum Thor hinaus, ade; leb wohl, du dunkles Studienhaus, ade etc.“ aber es ging Dir das Alles gar nicht sehr zu Herzen, denn Dein Blut floß immer noch gar so leicht. Bis zur Delmühle, dem berühmten Studentenabschiedsort, gaben sie Dir das feierliche Geleite unter Vorrang einiger bemoster Häupter und dem ebenfalls berittenen Nachtrab von sechs stattlichen Corpsführern. Das erste Halt war schon an der „Tanne“ gemacht worden, wo gewöhnlich die Paukereien auf dem Tanzaal abgemacht zu werden pflegen. Doch hatte man da nur einen kurzen Trunk unter den Klängen des Liedes: „Stoß an, Jena soll leben!“ abgehalten. In der Delmühle aber war der eigentliche wahrhaftige Abschiedscommerz in Scene gesetzt worden. O wie wehmüthig-lustig und charmant-toll war

es da noch zugegangen. Das war der letzte Kuß gewesen, den ihm das romantische akademische Deutschland mit auf den Weg gegeben hatte.

Dies Zimmer enthielt aber auch schon Wiener Erinnerungszeichen. Dort am Fenster auf einem kleinen Marmortischchen das große Photographienalbum stammte erst aus der jüngsten Zeit, ebenso wie jener ausgestopfte Vär, dem der Türkenjäger umgehungen war, in der einen Ecke gerade dem Porzellanofen gegenüber. Dieser Vär war unser alter Bekannter, der einst Appetit auf Viktoria gehabt und von Vasarhely in ernstem Kampfe erlegt worden war.

Welch ein curriculum vitae so eigenthümlicher Art spiegelte sich in all diesen mannigfachen Utensilien ab! Wie viel hatte Vasarhely schon gesehen, empfunden, gedacht, selbst gehandelt. Und gleichwohl war er noch immer nicht in sich abgeschlossen, noch immer eine, wie man zu sagen pflegt, problematische Natur.

Er fühlte das oft selbst, wenn er sich manchmal jählings durch ein zu schnell und haltlos hervorquellendes Gefühl, durch einen zu blendenden Blick seiner mächtigen Phantasie für den Augenblick überrumpelt sah. Er hatte es unseliger Weise viel zu lange getrieben, mit seinen eigenen Affekten zu spielen, wie ein Kind, das sich mit bunten Kieselsteinen amüsirt und dabei immer bereit ist, sie alle den nächsten Augenblick in's Wasser zu werfen. Es stak in ihm vielleicht ein Dichter, vielleicht ein Held. Aber ein Mann, der mit unverrückbar festem Blick ein einziges Ziel verfolgt, war er noch nicht.

Vielleicht, daß ihn die Liebe zu Viktoria dazu machen würde? Das dachte und glaubte er wohl selbst. Fühlte er sich doch so gehoben durch die Herzensneigung dieses reinen

Wesens, das so stolz und vertrauend zu ihm aufsaß. In ihm lebte die Hoffnung, ihr alles das werden zu wollen, für was sie ihn in ihrer liebenden Bewunderung hielt.

Zürwahr, Alles hätte sich zu dieser Verbindung gut angelassen, wenn er nur nicht früher schon die Bekanntschaft Giselas gemacht gehabt hätte. Aber diese Gisela war sein böser Geist, der ihn nicht ganz zu sich selbst kommen ließ und leider gar zu oft wie ein blendender Kobold zwischen ihn und die wahre Geliebte trat.

Es gibt manche Menschen, die man magnetische Naturen nennt und denen man nachsagt, daß sie aus weiter Ferne oft im Stande seien, sich mit anderen menschlichen Wesen in Rapport zu setzen und einen großen Einfluß auf sie auszuüben. Vielleicht gehörte auch die Baronesse von Hühnerfeld unter diese Kategorie offenbar sehr gefährlicher Leute.

Auf alle Fälle war es seltsam, daß der junge Magyar, selbst nachdem er sich völlig klar darüber geworden zu sein meinte, daß er sie nicht liebe, ja, nachdem eine andere gewiß nicht minder holde Dame seine Empfindungen regierte, so oft an die Hühnerfeld denken mußte, ja, daß er sie nicht selten im Traume sah und auch im Wachen von ihren leuchtenden Blicken dann und wann in Bann geschlagen wurde.

Im Mittelalter würde ein Cavalier an seiner Stelle sich damit geholfen und getröstet haben, daß er sich alsbald eingeredet hätte, Gisela sei eine Hexe, die das Bezaubern ihrer Nebenmenschen nun einmal nicht eher lassen könne, als bis man sie auf den sühnenden, lichterloh flackernden Holzstoß bringe.

Aber in unserer Zeit halten leider solche Argumente

nicht mehr Strich, die armen Herren haben ihre kulturhistorische Aufgabe erfüllt, sie sind jetzt aus der Mode, folglich existiren sie nicht mehr. Nur noch einzelne sehr fromme Herren, die sich den Teufel in seiner ganzen Herrlichkeit nun einmal nicht nehmen lassen wollen, glauben noch an ihr sporadisches Vorkommen; Vasarhely aber gehörte nicht mit unter diese konservativen Teufelsverfechter. Kein Wunder also, daß er mitunter bei dem Spuke, den Gisela in seinen Empfindungen anrichtete, an seinem eigenen Herzen ein wenig irre wurde und des lebendigen Anblicks Viktorias bedurfte, um den Frieden in seinem Innern wieder herzustellen.

Gestern Abend, auf der Soirée beim Grafen Paardorf, hatte die moderne Here, wie wir sahen, ein loses Spiel mit ihren Blicken und mit ihrer Stimme getrieben, ein Spiel, das nicht spurlos an ihrem früheren Verehrer vorbeigezogen war.

In der Nacht hatte er auch, nachdem er erst spät nach Hause gekommen, vielleicht in Folge des in ihm wieder einmal erwachten sonderbaren Zwiespaltes fast gar nicht zu schlafen vermocht. Erst gegen Morgen waren ihm über allerhand wüsten Träumen die Augen ganz zugefallen.

Als er dann erwachte, hatte er einen Brief Giselas vorgefunden, in dem sie ihn für den heutigen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr um einen Besuch bat. Sie beabsichtige, hatte sie geschrieben, Wien auf lange zu verlassen; ehe sie aber von hier scheide, wünsche sie noch einmal mit ihm zu reden. Man könne ja nicht wissen, ob man sich wiedersehen werde. Sie wollte jedoch nicht abreisen, ohne von ihm Abschied genommen zu haben, am Ende, wie sie sagte, „auf immer.“

Dieser Brief verursachte, daß der Verlobte Viktorias jetzt in seiner Stube so lebhaft auf und nieder ging. Endlich schienen sich seine Gedanken zu einem Entschlusse geordnet zu haben, er hielt an und sprach zu sich selbst:

„Es wäre unritterlich, diesem Wunsche einer Dame nicht nachzukommen. Was will ich auch? Es ist am besten so, daß sie geht. Ihre Nähe, von der ich einst wähnte, sie thue mir wohl, erfüllt mich jetzt mit — wie soll ich sagen — vielleicht — mit Bangen. Sie ist ein Dämon.“

Der schöne Hund auf dem Tigerfelle schien zu errathen, daß sein Herr ausgehen wolle, er reckte den Kopf mit den klugen, ausdrucksvollen Augen in die Höhe und hob an, ein beinahe winselndes Knurren auszustößen.

„Still,“ gebot ihm sein Herr, „was fällt dir nur ein, Attila? Du weißt doch, daß ich das Brummen nicht leiden kann!“

Der Hund sprang auf und legte sich seinem Herrn schmeichelnd zu Füßen, aber er winselte noch lauter als vorher.

„Was dem dummen Thiere nur fehlen mag?“ sprach Vasarhely, hatte aber dann nicht weiter auf ihn acht, sondern setzte den Klingelzug in Bewegung, um den Bedienten zu rufen, der ihn ankleiden sollte.

„Es ist wirklich gut,“ dachte er weiter, „daß sie uns verläßt. Ich werde ihr den Abschied noch recht versüßen. Gegen eine Kofette muß man immer galant sein. Es ist ja das letzte Mal. Noch einmal wird vielleicht mein eigenes Herz unter ihren Flammenblicken erbeben, dann Adieu, Adieu, du schöne, unheimliche Zauberin. Adieu — auf immer!“



Siebzehntes Kapitel.

Niemals.

—4—

Motto: Meine Fehler magst Du wissen, keiner weiß die Qual in mir,
Meine Hoffnung ward zerrissen, doch sie reißt sich nicht von Dir.
Die Gefühl' in mir erblaffen, selbst mein Stolz erliegt der Last,
Meine Seel' hat mich verlassen, seit Du mich verlassen hast.
Doch es ist geschef'n, die Klagen und die Worte sind ein Wahn,
Aber die Gedanken jagen ungezügelt ihre Bahn.
Lebe wohl — das Band zerschmettert, Glück und Lieb ein
falscher Traum —
Kraut im Herzen, wels, entblättert, bitter sterben kann ich kaum.
Byron.

Die Baroneß von Hühnerfeld saß vor ihrem mit graziosem Schnitzwerk reich verzierten Schreibtische und blätterte in allerhand Papieren. Sie sah heute sehr ernst und nachdenklich aus, dabei beherrschte ein marmorkalter Zug den Ausdruck ihres Gesichtes.

„Meine Pläne,“ sprach sie zu sich selbst, „gehen ihrer Reise entgegen; es wird Alles so kommen, wie ich es will. Nur eine einzige Aenderung werde ich vornehmen müssen hinsichtlich Bazarbely's. Ich wollte ihn zu meinem Manne machen, weil ich dafür hielt, sein geschmeidiges und doch durchgeistigtes Wesen würde sich mit dauerhafter Liebe an meine Festigkeit anschließen. Doch daraus ist nichts gewor-

den. Ich habe mich in diesem einen Punkte verrechnet. Was thut das? Mein Herz ist sich noch immer selbst genug, es braucht keinen Vasa-hely, um glücklich zu sein. Aber dieser Mann, der sich meinem Zauberkreise entzogen und seine Liebe einer Andern, die ich verderben wollte, zugeworfen, soll wenigstens auch nicht glücklich sein. Er wird die Paardorf nicht bekommen, nein, niemals. Und ich werde ihn noch einmal bezwingen, ihn demüthigen, grenzenlos demüthigen, bevor ich Wien verlasse, um nicht mit in die Tragödie hinein gezogen zu werden, bei deren Schürzung ich als böse Fee mit Pathe gestanden. Na, ich werde meinen Stolz an ihm rächen, wie es sich gebührt. Freilich, ob alles so gelingen wird, wie ich es angelegt habe? Der Genius Ungarns, den ich an den Paardorfs rächen will, wird hoffentlich mein Verbündeter sein. Ich habe ja zudem die Worte in dem Briefe, den ich an Viktoria geschrieben, so wohl gesetzt und ihnen einen so mystischen Timbre gegeben, daß sie wohl wirken und die Comtesse zur bestimmten Stunde zu mir führen werden."

Sie sah jetzt nach der Uhr und lächelte vor sich hin, wie Jemand, der auf ein hübsches Schauspiel wartend, nachdem er sich nach der Zeit erkundigt, zu sich selbst sagt: „es wird gleich losgehen,“ und dann fuhr sie in ihren Meditationen weiter fort: „Sie wird also wahrscheinlich bald hier sein, im eigensten Bereiche ihrer Feindin, von deren Feindseligkeit das nette Püppchen noch gar keine Ahnung hat. Dann handelt es sich nur noch darum, daß er auch kommt, und er wird kommen, auch dafür ist ja gesorgt worden, und dann? Ja, dann übt euch im Sprechen, ihr Augen und studirt euch das Bezaubern ein, es wird sehr nöthig sein. Doch dafür wird es auch eine himmlische Komödie geben."

Und sie wird ihm nicht die Hand vor dem Altare reichen, nein, niemals, niemals!"

Jetzt wurde ihr durch den Kammerdiener die Ankunft der Comtesse Viktoria von Paardorf angemeldet.

"Sie mag sogleich hier eintreten!" rief die Hübnerfeld vor Freude erröthend.

Die Flügelthüren öffneten sich gleich darauf und Viktoria stand ihrer Feindin gegenüber, die ihr sofort mit ausgebreiteten Armen entgegen eilte, sie liebevoll an's Herz drückte und sie recht kagenzärtlich auf die Stirn küßte.

"Sie süßes Püppchen," rief Gijela mit dem freundlichsten, natürlichst-herzlichen Akcente, den sie nur ihrer Stimme zu geben wußte, „wie hübsch ist es von Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind."

Und damit führte sie die Braut Basarhely's zum sammtüberzogenen Sopha und nöthigte sie, daselbst Platz zu nehmen, worauf sie etwas ernster, aber noch immer gar zärtlich fortfuhr: „Ich würde es allerdings kaum gewagt haben, Sie zu mir zu bescheiden, denn ich weiß, eine junge Braut hat nicht viel Zeit für Andere übrig. Aber es handelt sich hier um etwas, was Sie selbst sehr nahe angeht, ja, was in unmittelbarer Beziehung zu Ihrem ganzen Lebensglück stehen dürfte . . ."

„Zu meinem Lebensglücke?" fragte wie von düsterer Ahnung angehaucht Viktoria.

„Ich glaube wohl," fuhr Gijela fort.

„Ich bitte, sprechen Sie, theuere Baroneß!" hub die Paardorf immer ängstlicher werdend an.

„Nicht doch," erwiderte abwehrend die Hübnerfeld, „es handelt sich vorerst hier nicht um Worte, sondern um

eine Art von didaktischem Schauspiel, dessen Moral nicht bloß Sie, sondern eigentlich alle jungen Damen angeht.“

„Sie reden immer mehr in Räthseln.“

„Nur Geduld, ein klein wenig Geduld! Was sich hier abwickeln wird, dürfte Ihnen unvergeßlich bleiben und Sie in einer Viertelstunde mehr Menschenkunde lehren, als man sonst in vielen Jahren lernt.“

„Aber das klingt Alles so unheimlich, daß ich gar keine Lust danach verspüre, den Schleier von all' diesen Geheimnissen gehoben zu sehen.“

Viktoria machte hierbei eine Bewegung, die zu verathen schien, daß sie aufstehen wolle. Da ergriff Gisela ihre Hand und sprach mit beinahe mütterlichem Tone: „Bleiben Sie, liebes, reizendes Kind. Eine wahre, eine aufrichtige Freundin bittet Sie in Ihrem eigenen Interesse darum. Ich darf Ihnen wirklich gar nichts vorher sagen, was Sie hier sehen und hören werden. Aber ich beschwöre Sie, für eine Viertelstunde, ja, für kürzere Zeit vielleicht nur, dem zu folgen, um was ich bitten werde. Sie werden mir es später selber danken, es ist sehr, sehr wichtig für Sie.“

Viktoria hätte keine Tochter Eva's sein müssen, wenn durch all' dies ihre Neugier nicht auf's äußerste gereizt worden wäre.

Sie besann sich nach den letzten Worten Gisela's eine kleine Weile und gab dann zur Antwort:

„Und wenn ich nun verspräche, für die bestimmte Frist Ihnen wirklich folgen zu wollen, was würde ich alsdann zu thun haben?“

„Dann würde,“ erwiderte mit gehaltenem Tone Gisela, „ich Sie nur darum bitten, sobald noch Jemand an-

gemeldet werden sollte, in den an dieses Zimmer stoßenden Salon zu treten, und dort hinter den seidenen Vorhängen der Glasthür genau zu beobachten, was hier bei mir vorgehen wird.“

Viktoria wußte wirklich nicht, was sie von alledem denken sollte. Aber es wurde ihr recht unheimlich zu Muth. Und doch erfaßte sie jetzt gerade ein unüberwindlicher Drang zu erfahren, was dies seltsame Gebahren, so wenig es ihr Gutes zu bergen schien, zu bedeuten habe. Nach abermaligem kurzen Nachsinnen erwiderte sie:

„Gut, ich werde Ihnen also folgen, obwohl ich etwas wie ein Verhängniß spüre, das mich hier bedroht.“

„Ich will nur Ihr Glück,“ meinte die Hühnerfeld. In diesem Augenblicke klingelte es draußen.

Da sprang Gisela auf und sagte mit feierlichem Tone: „Die Stunde schlägt. Also bitte ich Sie, sich jetzt in den Salon zu begeben. Sie werden sich nicht langweilen, denn wenn man viel erfährt, vergeht Einem die Zeit sehr schnell.“

Ein seltsames Frösteln überlief Viktoria. Aber sie folgte doch willig derjenigen, die schon den Dolch zur Ermordung ihres Glücks geschliffen und stoßbereit in der Hand hielt. Es war wirklich ein Verhängniß.

Sobald Viktoria hinter den seidenen Vorhängen des daneben befindlichen Gemaches verschwunden war, nahm Gisela ganz den Ausdruck und die schmachkend leidende Haltung einer unglücklichen Niobe an. Zudem sie sich an eine Epheuлаube stützte, daß die melancholischen Blätter dieses schon so viel besungenen Schlingengewächses gleichsam den Rahmen um ihre ganze Gestalt bildeten, mußte sie wirklich, wenn sie wollte, einen feenhaften Eindruck auf

ein jedes Männerherz, das nicht mit dreifachem Erze umschirmt war, hervorbringen.

Wieder gingen die Flügelthüren auf und herein trat jetzt Vasarhely. Sobald er die Baroneß gewahrte, fühlte er einen Stich in seinem Herzen, halb Liebe, halb Gewissensbiß. Das kundige Auge Gisela's gewahrte dies im Nu, und indem es allen Zauber entfaltete, dessen es nur fähig war, erhob sie auch ihre Stimme mit unsagbar lieblichem, aber melancholischem Ausdruck, indem sie sprach:

„Es ist Ihnen wohl recht schwer geworden, den Weg zu Ihrer früheren Freundin wieder zu finden? Ja, die Wege ändern sich oft, wenn sich die Herzen drehen.“

„Mein Gott,“ hob Vasarhely befangen und überrascht zu gleicher Zeit an, „was soll ich sagen, wie mich rechtfertigen? Sie waren freilich mein Abgott, aber, die Wahrheit zu gestehen, Sie kamen mir zuletzt vor, als ob Sie ganz wie die antike Venus, von eiskaltem Marmor wären.“

„Ich glaube es Ihnen gern,“ entgegnete mit trauriger Stimme Gisela. „Nicht Jede versteht es, ihr Herz zu rechter Zeit zu enthüllen und Manche zögert damit wohl auch gar zu lange. Das war mein Fehler, ich bekenne es offen, und mit diesem Bekenntniß meines Unglücks sinkt mein ganzer Stolz Ihnen zu Füßen. Warum sollte er auch nicht, nun ich alle meine Hoffnung begraben habe? Ich wollte Sie nur noch einmal sehen; denn ich werde Wien sehr bald verlassen, wahrscheinlich auf immer.“

Diese Worte griffen den feurigen jungen Mann wunderbar an's Herz, er ward von dem Zauber dieser scheinbaren Selbstentäußerung seines frühern stolzen Ideals so mächtig ergriffen, daß er alles Andere für einen Augenblick vergaß. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seines leicht

erregbaren Temperamentes trat er der wunderschönen Erscheinung seiner früheren Geliebten, die ihm erst jetzt ihre Liebe gestanden, näher. Gisela aber rührte sich nicht. Sie stand noch immer wie ein Bild in der grün-melancholischen Epheumrahmung.

„Sie können mir nie vergeben!“ rief mit aufrichtig traurigem Tone der Stimme der junge Magyar.

Ein leiser Seufzer ertönte nach seinen Worten hinter der Glashür, wo Viktoria stand und — wankte.

„Die wahre Liebe,“ erwiderte Gisela, „verzeiht Alles, sie verzeiht selbst dem Winter, der sie tödtet, wenn sie ihn nur erst als Frühling geliebt hat.“

Vasarahely trat ihr noch näher, ergriff ihre Hand und führte diese leidenschaftlich an seine Lippen. Sein Auge hing trunken an der wundergewaltigen Schönheit Gisela's.

„Ich weiß nicht,“ rief er, immer mehr von ihren dämonischen Reizen bewältigt, „was ich gethan habe. Ich weiß nur, daß ich ein Paradies verloren habe, um dafür eine Waldwiese einzutauschen.“

Viktoria's Herz pochte jetzt so laut, daß sie glaubte, man müsse es da hören, wo man sie eben verrieth. Vor ihren Augen wirbelte es wie niederstinkende Nacht.

„Ja, einen Himmel habe ich verloren!“ rief Vasarahely schmerzlich aus, indem er vor Gisela niederkniete.

Da ging die Glashüre auf und herein wankte die plötzlich todtkrank gewordene arme Viktoria, indem sie rief:

„Ich will Dir Deinen Himmel nicht streitig machen, nimm ihn wieder und lasse mir dafür den Tod! O Gott, ich habe eine Seele gesucht und dafür einen Vampyr gefunden!“

Mit diesen Worten eilte die unglückliche Comtesse von Alt-Dejter.

diesem unseligen Orte hinweg, wo man die Blume ihres Herzens entblättert hatte.

Noch lag betäubt, zerschmettert, vernichtet Basarhely vor Gisela auf den Knien.

Diese aber lachte jetzt laut auf, dann sah sie beinahe mitleidig zu ihrem einstigen Ritter nieder, indem sie sagte:

„Nein, Ihr werdet Euch nie die Hände vor dem Altare reichen, niemals, niemals!“

Von etwas wie Wahnsinn ergriffen, sprang Basarhely auf und stürmte davon.

Ihm nach klang noch schrill und schneidend das heutige Stich- und Lieblingswort Gisela's:

„Niemaß!“



Ach:zehntes Kapitel.

Kerschmellert.

Motte: Ach, ich bin alles Glaubens baar:
Ich weiß, daß Träume, Schwüre lügen,
Ich weiß, es lügt mein Herz sogar!
Puschkin.

Man sagt, das Schamgefühl habe erst deshalb nach dem Sündenfall entstehen können, weil es den Keim des Stolzes in sich trage. Daß Stolz und Scham sehr nahe mit einander verwandt sind, ist wohl unzweifelhaft, und dies ist eben das beste Anzeichen dafür, daß im Stolge so wenig er als absolute Tugend hingestellt werden darf, ein erhebendes Moment liegt, das dem bloßen Hochmuth fehlt. Wehe demjenigen, der nicht mehr im Stande ist, sich vor sich selbst zu schämen! Ist doch das Selbstgefühl der Beschämung so oft das erste Gut, das wir aus unsern Fehlern zu ziehen vermögen, wie es denn ebenfalls häufig die erste und die beste Arznei gegen das Böse überhaupt ist. Allein es kann auch eine Ausdehnung gewinnen, die wenigstens für den Augenblick vernichtend wirkt und die dann nicht selten dem Gespenste der Verzweiflung verrätherisch das Thor zu Herz und Verstand öffnet.

Eine solche Ausdehnung gewann das Gefühl der Beschämung bei Basarbely, sobald er sich nach dem drastischen Theatercoup, den ihm Gisela bereitet, wieder auf der Straße befand. Ihm war es, als ob er fortwährend nach Luft schnappen müsse und doch nur Flammengluth einathme. Er sah sich geschändet vor Viktoria, wie vor sich selbst, unwerth je noch um ein Glück zu buhlen, moralisch zerschmettert für seine ganze Lebenszeit. Das Gefühl, sich unmännlich gehalten zu haben und in dieser schmachvollen Haltung vor den Augen enthüllt worden zu sein, die früher so liebestolz zu ihm empor blickten, wühlte sich wie ein glühender Stahl in seine Besinnung ein. Sein leichtsinniges Spiel mit Herzensregungen, dem er sich zu leicht und unbedacht hinzugeben gewohnt war, hatte eine furchtbare Sühne über ihn heraufbeschworen. Sein Schmerz aber ward dadurch noch unendlich größer und bitterer, daß er erkannte, nicht bloß sich selbst in den Staub gezogen, sondern auch damit zugleich einem Wesen, das des höchsten Glückes würdig gewesen wäre, der armen Viktoria, ihre ganze irdische Seligkeit zerstört zu haben. Nun durchtönte sein Inneres mit zerrissenen Akkorden versöhnungsloses sehnsuchtsbares Weh, jenes Weh, dem es nicht mehr vergönnt ist, wenn auch nur im Wahne die Eisenschranken der Friedlosigkeit zu durchbrechen, um sich je wieder ein Scheinbild besserer Stunden vorzulügen. Er kam sich wie der personifizierte Jammer menschlicher Wirklichkeit, wie der Cain Byrons vor, der, als er „den Tod in die Welt gebracht“ mit verzweiflungsvollem Grauen das Bleigewicht der furchtbaren Wahrheit auf sich lasten fühlt, daß „sein Fluch seine Seele sei.“

Wohl ist es ein wahres Wort, daß die Sättigung den Menschen überall verfolgt, und daß ihm kein Genuß

blüht, der den Feind aller Freude, den Ueberdruß von seinem Gemüthe abzuhalten vermöchte. Wohl ermüdet uns zuletzt selbst das Schöne, und scheint der menschliche Geist in seiner Unzulänglichkeit des Sturmes und des Wechsels geradezu zu bedürfen, um nicht in tödtliche Stagnation zu verfallen. Aber nicht jeder Sturm erquickt die Flur, mancher verwüftet bloß, und der Wechsel von Tag und Nacht, der den Gesunden erfreut, erschreckt den auf sein Todtenbett Gebannten. Eine altnordische Sage erzählt, daß einst ein ewiger Frühling auf Erden geherrscht, unter dessen mildem Odem da, wo jetzt das Eismeer krystallene, gefrorene Felsblöcke an die öden traurig-stummen Ufer wirft, schlanke Palmen ihre gefiederten Wipfel über glückliche Menschen in lauen, schmeichelnden Lüften schaukelten. Da sei plötzlich wie mit einem Zauberschlag der warme Pulsschlag der Natur erstorben und der Alles mordende Winter habe sich mit Nacht, Sturm und kaltem Schneeleichentuche über die eben noch blühenden Fluren gelegt, das eben noch so melodische Wellengemurmel der Meeresfluth mit ewiges Schweigen gebietendem Eiseshauche erstickt. Diese Sage von dem plötzlich hereinbrechenden Winter ist schon für manches Menschenherz zur trostlosen Wahrheit geworden. Jählings sterben die Blumen der Hoffnung, die Keime der Lust; der Sturm, den ein dunkles Verhängniß losgelassen, zerbricht die hochragenden Palmen des Glaubens, und der ihm nachziehende Winterhauch schrankenloser Zerknirschung verwandelt die eben noch fröhlich dahinbrausende Gedankenfluth in starres, hartes, todtkaltes Eis.

Bazarhely pflegte sonst gar festen und raschen Schrittes über die Straße zu gehen, jetzt aber schlich er wie ein Kranker, oder wie ein Greis daher. Die Frage: „wie gehts?“

ist gar bezeichnend, denn nach dem Gange der Menschen kann man gewöhnlich auf ihre Stimmung und ihr Befinden schließen.

An ihm vorüber drängte sich der Strom der Geschäftigen, die nicht schnell genug vorwärts kommen zu können glaubten. An ihm vorüber fuhren glänzende Equipagen, aus denen heraus man ihn grüßte.

Er sah und hörte von Alledem nichts.

Wie ein dunkler Flor hatte es sich um seine Augen gezogen und über seine sonst so schönen Züge lag der Ausdruck starr gewordenen Schmerzes ausgebreitet.

Wohin schritt er denn jetzt?

Er wußte es nicht. Weiß denn die Lawine, wenn sie den Abhang einer Alpe hinunterrollt, wohin sie im Fallen treffen wird?

Mitunter stieß er im Gedränge an einen der eilig Vorübergehenden, der sah ihn dann wohl zuerst erzürnt an, erschrak aber vor dem Ausdruck in dem Gesichte dieses Nachtwandlers am hellen Tage und ging ohne ein Wort zu sagen, aber achselzuckend weiter.

Die Leute auf der Straße haben wohl mitunter mit einem Bettler Mitleid und werfen ihm eine Gabe zu, aber ein verstört dahin wankender wohlgekleideter Mann erregt nur selten Mitgefühl, höchstens, daß man denkt:

Ah, wieder ein Mal ein Banquerottier!

Nur ein einziger Mensch, der den ungarischen Grafen in dieser traurigen Verfassung sah, empfand aufrichtige Sympathie mit ihm und fühlte sich bewogen, ihm nachzugehen und ihn längere Zeit scharf zu beobachten.

Es war dies der wackere Vater Brummer, den ein Ungefähr gerade dieses Weges geführt hatte.

Dem Vater war Basarhely sogleich aufgefallen und da er, als eine Art von Seelenpatholog, sich für Gemüthszustände überhaupt interessirte, so hatte er sich dem Grafen, den er ohnehin unter seine Seelenpatienten zählte, alsbald an die Fersen geheftet.

Basarhely ging so langsam und achtlos auf Alles, was um ihn herum sich regte und bewegte, dahin, daß Brunner hinreichende Muse fand, mehrmals an ihm vorüberzuschreiten um ihn recht ordentlich in's Auge zu fassen.

Wie aber ein Kind nie lange mit dem Butterbrode spielt, ohne es zu verzehren und der solideste Fuchs sich nie ausschließlich aus ästhetischen Rücksichten an den schönen Formen eines jungen Hühnchens freunt, sondern bald in Konsequenz des ihm tief innewohnenden Jägerinstinktes vorzugehen pflegt, so verlor sich auch bei Brunner bald das rein pathologische Interesse an dem Grafen, während dafür die Gedanken seines eigenen Berufes mit aller Lebendigkeit erwachten.

Wie, wenn dieser Kezer, der die Religionsstunden in letzter Zeit so spärlich besucht und sie nur zu oft lediglich in spitzigen Wortgefechten vergeudet, vielleicht gerade jetzt in der rechten gedrückten Stimmung wäre, um den Zuspruch der Kirche zum Erstenmale dankbar aufzunehmen? Solche Momente kommen ab und zu wohl in dem Leben eines Jeden vor. Dann gilt es, sie nur rechtzeitig und geschickt zu benutzen, wenn man treue Proselyten gewinnen will. Nun mußte Basarhely ja freilich so wie so in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, wenn anders er nicht die Verbindung mit Viktoria von Paardorf auf's Spiel setzen wollte, allein damit war Vater Brunner noch nicht zufrieden. Er wollte seinen Schüler nicht bloß durch

Kriegslist der Gnade in die Arme treiben, sondern ihm auch durch zeitige Eröffnung des so reich sprudelnden Trostesborns der Kirche den klaren Beweis liefern, daß er wirklich schon hinieden damit unendlich gewinne.

„Halbkatholiken und Scheinkatholiken,“ sprach Brunner zu sich selbst, „gibt es leider Gottes ohnedies schon mehr als genug. Aber, wenn es mir gelänge, die rechte Gemüthsfalte meines kegerischen Klienten jetzt zu erfassen und ihm irgend eine sehr wundte Stelle mit der Salbe höheren Trostes recht gründlich einzureiben, das wäre der beste Weg, ihn wirklich zu bekehren. Hätte er mir aber nur erst ein einzigesmal sein Herz ganz geöffnet, so hätte ich seine Seele schon für den Himmel gewonnen und ich will dann schon auf die Gelegenheit passen, in ihr das Eisen des Glaubens gehörig auszuschmieden, daß es ein tüchtig Rüstzeug werde gegen die zunehmende Ketzerei unseres Jahrhunderts. Das müßte ja überdies ein schlechter geistlicher Hirt sein, der aus einem Konvertiten nicht allzeit den schönsten und energischsten Schäferhund für seine eigene Heerde machte.“

Diese Gedanken gossen einen wahren spirituellen Funkenregen auf den ohnehin stets glühenden Bekehrungseifer des Vaters und ohne sich mit langen Hin- und Hererwägungen weiter abzugeben, machte er sich flugs an sein edles Wild heran, dem er unversehens von rücklings auf die Schulter klopfte.

Basarhely sah sich nicht einmal um, so sehr war er noch für alle Dinge der Außenwelt abgestorben.

„Aha,“ dachte Brunner, „ein günstiges Zeichen. Das Gräfslein scheint ja von wahrhaft asketischer Zerknirschung durchdrungen zu sein.“

Er faßte ihn jetzt ohne weiteres unter den Arm.

Auch dies ließ der Magvar mit sich geschehen.

„Mein Sohn,“ eröffnete der Vater nunmehr die Schlossen seiner Beredsamkeit, „mein Sohn, Du bist wohl recht betrübt?“

Vasarahely schlug die Augen weit auf und blickte den guten Freund, der sich so unvermuthet in seinen Arm eingehangen hatte, wie ein Träumender mit vollkommenem Unverständniß dieser neuen Situation an.

Das machte aber den immer wärmer werdenden Heidenbekehrer durchaus nicht irre.

„Jawohl,“ fuhr derselbe vielmehr mit vollem Tone fort, „der traurigen Stunden auf diesem irdischen Jammerthale gibt es so viele, aber nicht immer ist der Tröster so gleich zur Hand wie hier. Der Herr aber wird dein Kreuz auf sich nehmen, wenn Du ihm vertraust und Dich ihm ganz schenkst, wie es ja die Pflicht eines jeden guten Kindes ist, dem der Quell des Lebens fließt. Was ist Dir, mein armer, junger Freund? Welcher Gram nagt an Deinem Herzen? Ist es vielleicht wiederum der giftige Wurm des Zweifels, den der Böse in der Gestalt widerstreitender Gedanken aus Werken, welche verlorene Geister geschrieben, so oft über Dich schickt? O daß ich Deine Jugend hätte überwachen dürfen! Wie hätte ich Dich schützen wollen vor all dieser Ausaat der Söhne der Finsterniß, wie hätte ich meine Flügel über Deine junge empfängliche Seele gebreitet, gleich einer treuen Henne, die ihr zartes Küchlein schützt. Schüttle ihn ab den Zweifel, schüttle es ab das Leid, auf daß Dein Herz wieder fröhlich werde.“

Ein jeder Mensch ist, wenn er sich recht unglücklich fühlt, bis zu einem gewissen Grade immer für Trost empfänglich. Deshalb schenkte Vasarahely dem Trostzuspruch dieses

Predigers in der Wüste jetzt mehr Gehör, als er es zu anderer Zeit gethan haben würde. Sein Auge blickte den Vater nicht unfreundlich, obwohl noch immer so an, als höre er mehr den Lant der Worte, denn daß er ihren wahren Sinn verstände.

„Wie vergänglich, nichtig und unzulänglich,“ fuhr Brunner fort, „ist aller irdische Erfolg, alle Glückseligkeit hinieden. Was hülfte es mir auch, so ich die ganze Welt gewänne und verlöre doch dabei das Heil meiner Seele! Das haben selbst manche verständige Heiden des Alterthums schon erkannt, wie es sich denn auch so recht in dem berühmten Ausspruch des Septimius Severus abspiegelt: „Alles ist mir gelungen, den höchsten Gipfel irdischer Größe habe ich erstiegen, und doch bin ich mißvergnügt!“ Siehe mein Sohn, auch Dir ist manches gelungen! Du bist reich, gehörst einem alten edlen Geschlechte an, das Du, indem Du es wieder in den Schooß der Kirche zurückführst, noch mehr verherrlichen wirst. Dazu steht Dir eine glänzende Laufbahn bevor und lächelt Dir vor Allem ein wunderholdes Wesen, das Du bald Dein Eizen, Dein trautes, liebes Weib nennen wirst. Aber den rechten Frieden hast Du bei alledem noch nicht gewonnen, weil Dein Herz noch nicht ganz den heiligen Wahrheiten unseres Glaubens zugewandt ist. Noch hat der Geist des Irrwahn's, den ihr Weltkinder Philosophie zu nennen pflegt, darin eine dauernde, bequeme Stätte. Nun, sage mir aber, ob Dein Lammenais, Dein Hegel und Fenerbach und wie diese Lehrmeister der Glaubenslosigkeit alle heißen, etwa im Stande sind, mit all' ihren tausend Spitzfindigkeiten Dir den Trübsinn aus der Seele wegzublaseu? Sei offen, sind sie es im Stande? Nein, sage ich, sie sind es nicht!“ —

Jetzt hatte Basarhelo schon mit mehr Verständniß den Worten des Vaters gelauscht und erwiderte ihm mit trauriger, aber fester Stimme:

„Lieber Vater, da habt Ihr freilich recht, doch liegt dies eben daran, daß es Dinge gibt, wo uns leider gar kein Trost hilft. Sollte ich den Schmerz, der auf mir lastet, abschütteln, so müßte ich im Stande sein, aus mir selbst herauszutreten, was eben unmöglich ist.“

„Das ist mit nichts unmöglich,“ rief Brunner eifrig aus. „Sieh, dazu ward ja eben die Taufe erfunden, die uns erst zum wahren Christen macht, daß wir damit einen andern Menschen anzögen, der den alten Adam abgestreift und dafür das neue, leuchtende Gewand der Gnade trägt.“

„Die Botschaft hör’ ich wohl, doch ach, mir fehlt der Glaube, sagt Faust,“ entgegnete der Graf, „und was mich betrifft, so wüßte ich auch nichts Anderes zu sagen.“

„Das ist schlimm,“ nahm der Vater seine Rede wieder auf, „jedoch nicht so schlimm, daß es keine Remedur dagegen gäbe. Gerade dem Glaubenslosen gegenüber hat die Kirche schon ihre größten Wunder vollbracht. Sie wird auch an Dir ein Wunder thun.“

„An mir? Ich könnte jetzt allerdings ein Wunder brauchen, um mich selbst wieder zu gewinnen.“

„Du mußt sehr niedergeschlagen sein?“

„Das bin ich auch und um so mehr, als ich keine Stütze sehe, an der ich mich wieder aufrichten könnte.“

„So will ich Deine Stütze sein. Komm, begib Dich jetzt direkt mit mir in die Kirche.“

„Wozu?“

„Damit ich dort sogleich an Dir die stille Taufe vollziehe, wodurch Du ein begnadetes Mitglied der allein selig

machenden Kirche und damit ein anderer, ein glücklicher Mensch werden wirst."

Da erwiderte Vasarhely traurig: „Lieber Pater, damit wird es nun wohl nicht mehr so eilen. Ich fühle mich noch lange nicht fest genug im Glauben."

„Der Glaube aber wird kommen, wenn Ihr ihm nur erst ein Mal einen ehrlichen, festen Schritt entgegen gethan. Kommt nur, die Kirche ist nicht weit. Hörst Du ihr Glockengeläute? Sie ruft Dich!"

„Mich ruft sie nicht."

„Mensch, wohin sinkst Du wieder! Denke an Viktoria."

„Wehe mir, ich darf nie mehr an sie denken!"

„Ha," rief der Pater, „was ist da vorgegangen?"

„Ein Verhängniß," gab Vasarhely zur Antwort.

„Aber dies Verhängniß läßt sich bekämpfen. Komm mit mir! Die Kirche ist mächtig, vertraust Du Dich ihr an, so wird sie für Dich eintreten."

„Aber ich werde nie in die katholische Kirche eintreten."

Das war dem armen Brunner zu viel. Er wurde roth und dann wieder blaß im Gesichte, und auf seiner Stirn runzelte sich eine Zornesader.

Vasarhely aber grüßte ihn und schritt an ihm vorüber einem General entgegen, der eben um die nächste Straßenecke bog.

„Ah, Vetter," rief dieser, sobald er ihn erblickte, „was machst Du. Du siehst ja recht angegriffen aus. 'S ist schade, daß Du kein Soldat geworden bist. Die Civilcarrière wird Dich ruiniren!"

„Und wenn ich," erwiderte Vasarhely, „jezt ein Soldat werden möchte?"

„Vetter, das ist ein Wort! Das halte ich fest. Willst

Du Huzarenlieutenant werden? Wir können Dich im Stabe brauchen.“

„Gut, General, das gehe ich ein; es soll ja bald Krieg geben?“

„Gi freilich. Du wirst eine brillante Carrière machen. Komm' gleich mit mir, ehe Du Dich wieder anders befinnst.“

Und der General nahm Basarhely unter den Arm und schritt mit ihm davon, nicht der Kirche, sondern dem Tempel des Mars zu.



Neunzehntes Kapitel.

In der Sylvesternacht.

Motto: Ich darf nicht denken, mag nicht sehen,
Was einst ich war und jetzt ich bin! . . .
Ach, ob ich wachte oder schlief,
Du bist nur noch ein schöner Traum,
Ein Stern, der leuchtet aus der Tiefe
Und dann versinkt am Himmelsaum.
Er aber, der in Sturmeschauern
Des Lebens eide Bahn durchfährt,
Wird lang den lieben Stern betrauern,
Der seine Pfade hat verflärt.

Byron.

Wenn ein Jahr in den letzten Zügen liegt, ist es immer so poetisch wie eine altjüngferliche, reiche Tante, die ihrem jugendlichen Neffen ihr ganzes Vermögen hinterläßt. Nur ein Unterschied besteht immer zwischen dem alten Jahre und der alten Tante, — die Tante wird gesegnet, das arme Jahr aber gemeiniglich gar sehr geschimpft. Das ist gar nicht hübsch, aber leider sehr oft berechtigt. Auch das Jahr 1865 hatte weder der Welt im Allgemeinen, noch Oesterreich im Besonderen besonders viel Gutes gebracht. Ueberall unfertige, gährende Zustände, Symptome einer wahren Weltkrankheit, wohl manche schillernde Hoffnung,

aber um so mehr Pessimisten, die da mit Göthes Faust ausriefen: „Die Vorsehung hör' ich wohl, doch ach, mir fehlt der Glaube!“ Kein Wunder also, daß alle Leute, die sich in Wien in den letzten Stunden des Jahres 1865 durch allerhand Libationen in die rechte Stimmung versetzen wollten, um dem neuen Jahre in der gehörigen Verfassung ihren Glückwunsch darbringen zu können, weidlich auf das nun schon rettungslos sterbende Jahr 1865 raionirten. Eine vielleicht einzige, auf alle Fälle seltene Ausnahme hiervon machte der Grieche Kanthos.

Der saß im berühmten Gasthof zum „goldenen Lamm,“ trank da ein Glas Punsch nach dem andern aus und kümmerte sich dabei um die ganze weite Welt nicht. An den Nebentischen ging es lustig und stürmisch, mitunter auch ein wenig galgenhumoristisch zu, — ihn kümmerte das Alles nicht. War er doch mit allen seinen Gedanken wieder einmal bei sich selbst eingekehrt, das heißt, im geistigen Hôtel „zur Jugend des edlen Hellenen Kanthos“ abgestiegen. Geistvolle Menschen kehren allerdings nur selten bei sich selber ein, besonders wenn, — nun wenn ihre Tugend im Laufe der Zeit, allen möglichen unmoralischen Regengüssen ausgesetzt, so, was man sagt, etwas verschossen ist. Doch, was ist mitunter Tugend? Vielleicht geht es ihr fast eben so, wie der armen Wahrheit, an die schon weiland Pontius Pilatus nicht mehr glauben wollte. Es ist eben ein Malheur, daß die Welt so furios, die Dummheit gewöhnlich so reich und der Geist meistens als armes Waisenkind auf diesen seltsamen Stern ausgesetzt ist. Die Griechen stehen freilich in recht üblem Reumund. Ihre Philosophen des Alterthums waren zwar ausgezeichnete Männer, aber gleichwohl wird ihnen fast Allen eine beinahe

mehr als philosophische Vorliebe für das Studium der harmonischen Formen edler Weiblichkeit nachgesagt. Ihre Dichter vollends fanden, daß die Seeräuber ein ehrliches Gewerbe treiben und kamen wohl fast nie in die Verlegenheit, mit dem äußerst lächerlichen römischen Poeten zu ihrer jeweiligen Lesbia u. zu sagen:

„Neh wohl, mein Kind, Catull ist ein Charakter!“

Dafür unterstanden sie sich, zur Bemäntelung ihrer eigenen sündhaft liebenswürdigen Neigungen, selbst die „ewigen Götter“ in Situationen darzustellen, die noch heute gewissenhafte Professoren nöthigen, gewisse gar zu charmante Seiten im Homer u. durch ihre wißbegierigen Schüler überschlagen zu lassen. Ihre Sophisten waren reine Savours und Vis-à-marché in der Elzevirausgabe. Und ihre Juristen — „schweigt mir von Rom!“ sagt Tannhäuser und er könnte getrost hinzufügen: auch von den Justinianischen Verordnungen im griechischen Urtexte! Endlich gar die griechischen Räuber und Spitzbuben! Schon der hellenische Mythos ist reich an raubritterlichen Anklängen eines schonungslosen Faustrechts. Zu jener Zeit, welche man das Heroenzeitalter Griechenlands nennt, war die Straße von Athen nach dem Peloponnes so unsicher, daß die Reisenden meist die Seefahrt vorzogen. Gleich an der Grenze zwischen Attika und Megaris trieb der berühmte Räuber Skiron sein Wesen, der da die Fremden nicht bloß standesgemäß ausraubte, sondern sie auch zwang, ihm auf einem seinen Namen tragenden Felsen seine unsauberen Füße zu waschen, worauf er sie zum Dank für solchen Liebesdienst in die unfreundliche Tiefe des Meeres hinabstieß. Auf dem korinthischen Isthmus brillirte ein anderer renommirter Stegreifritter

Namens Sinis „der Fichtenbenger,“ der diesen sonderbaren Beinamen der ihm anhaftenden kleinen aber pikanten Eigenthümllichkeit verdankte, die Vorübergehenden, nachdem er sie geplündert, an zwei umgebogene Fichten zu binden, die er dann schnell loszulassen beliebte, so daß die Unglücklichen eben so schnell wie elegant zerrissen wurden. Auch die proverbialen Bettstellen des eleufinischen Banditen Prokrustes sollen eine epochmachende Invention gewesen sein. Die Spartaner hielten bekanntlich ihre hoffnungsreiche Jugend, im Hinblick auf bevorstehende Invasionen der Nachbarländer, eifrig zum Stehlen an und prügelten sie nur dann unbarmherzig ab, wenn sie so dumm waren, sich kriegen zu lassen. Uebrigens, wem fielen da nicht Crispinus ein? hatten die Spigbuben und Kaufleute auch einen eigenen Schutzgott Hermes, der sich gern der „tagschlafenden Männer“, von denen Hesiod erzählt, annahm. „Und doch, so oft Du Deinem Herrn ein Hausgeräth entwandtest, hielt ich's stets geheim und half Dir immer durch,“ sagt Hermes zu Karion im aristophanischen Plutus, und bekommt flugs zur Antwort: „Mit dem Beding, Dieb, daß Du selbst was abbekamst; ein wohlgebackener Kuchen lief Dir immer zu.“ Wie schaurig klingt endlich in dem von Appulejus aus Madaura im „goldenen Esel“ benutzten Romane des Lucius von Paträ die Rede des Pseudoranberhauptmanns, der eine wirkliche Räuberbande mit den drastischen Worten anführte: „Ich habe eine sehr tapfere Schaar kommandirt und ganz Mazedonien ausgeplündert. Ich bin der berühmte Räuber Hāmos aus Thracien, vor dessen Namen ganze Provinzen zittern; ich stamme von einem ebenfalls ruhmreichen Bandenführer ab, bin mit Menschenblut genährt worden, habe meine Erziehung in der Rom-

Alt-Deßterr.

pagnie erhalten, als Erbe und Rival der väterlichen Tüchtigkeit.“

Gewiß, die Griechen waren in vielen guten und bösen Dingen Meister, doch vergessen wir, ehe wir sie der letzten Ursache wegen zu Gott weiß was degradiren, nur nicht die eigenen mitteleuropäischen, mittelalterlichen Gräuel, die um so entsetzlicher waren, als Folter, Hexenverbrennung und alle möglichen Galgenkunststücklein nicht etwa bloß durch Räuber, sondern wesentlich durch gesetzeskundige Wiedermänner verübt wurden, die, nun der Himmel habe sie selig!

Ueber die Griechen aber kam allmählig großes Unglück, wenn auch nicht ganz unverschuldet, aber so groß doch immerhin, daß es zum Verwundern ist, wenn dieses Volk bis auf den heutigen Tag noch Männer besitzt, welche die wunderbarste Mannigfaltigkeit ihrer Begabung und die phantastischsten Stalaktiten menschlichen Strebens, gleich flüssigem Erz in feste Form, zu einer geschlossenen unveränderlichen Persönlichkeit zusammenzufassen wissen. — „Der Mensch,“ sagt Göthe einmal, „vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Beste war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden Ersten sind wir Neuere vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkte, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlte, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährte; dann würde das Bestall, wenn es sich selbst

empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Wesens und Werdens bewundern.“ Götthe hat recht.

Xanthos aber war ein Mensch, dessen ursprünglich kerngesunde Natur sich gewiß in der Welt als in einem schönen und würdigen Ganzen gefühlt haben würde, wenn ihn eben diese Welt nicht gar zu frühzeitig mit den Fußtritten eines Schicksals bekannt gemacht hätte, gegen das sich sein ganzes inneres Sein empörte. Jetzt aber, als er ein Glas heißen, duftigen Punsches nach dem anderen trank, fühlte er allerdings ein harmonisches Behagen, das ihn für den Augenblick von allen Schläcken befreite und im wachen Traume wieder in die schönste Zeit seiner Jugend zurück versetzte, in die Zeit der ersten Liebe.

An den Ufern der alten thracischen Meerenge des von Serrailbust umwehten von den Völkermythen des Orientes wie des Occidentes geheimnißvoll umflogenen Bosporus liegt nur wenige Stunden von Konstantinopel, diesem Vergangenheits- und Zukunftsrom der Balkanhalbinsel, ein kleines griechisches Fischerdorf. In diesem Dorfe hatte Xanthos das Licht der Welt erblickt und da einstmals oft gleich dem Zeus auf dem Berge Ida als kleiner schreiender Säugling vor der Hütte seiner Eltern auf einer zierlich geflochtenen Bastmatte gelegen, wenn ein sanfter schmeichelnder Wind die Wellen der Meerenge nur leicht kräuselte und die Blumendüfte und Senfzer Asiens nach Europa trug. Oft war Charon, der die Bitten der Mütter nie erhört, über ihn hin mit seiner schwarzen Schaar dem Gebirge zugezogen, aber er hatte das kleine muntere Knäblein nicht, wie so viele andere, mit „in Reih gehentk am Sattel.“ Später als Xanthos schon mit den andern Kindern durch das Dorf

zog, wenn das hübsche griechische Kinderlied um Regen gesungen wurde, fand er einmal, daß des Nachbars Tochter, die kleine Ariadne, die ein Sonntagskind war, denn sie allein hatte im ganzen Dorfe blonde Haare, eine wunderhübsche Gespielin sei. Seit dieser Zeit spielte er mit ihr immerfort. Suchte man Ariadne, so war sie bei Xanthos, und suchte man Xanthos, so war er bei Ariadne. Er holte ihr die schönsten Steine und Muscheln aus dem Meere und sie flocht ihm von Goldblumen, Rosmarin und weißen wie purpurrothen Rosen die duftigsten, schimmerndsten Kränze. Darüber wurden die beiden Kinder allmählig groß, und wieder eines Tages, Ariadne war vierzehn, Xanthos gerade sechzehn Jahre alt geworden, versprachen sie einander immer zu gehören und den Priester über sich den Segen zum ewigen heiligen Bunde sprechen zu lassen. Ihre beiden jungen Herzen waren damals noch so rein, wie die Krystallfluth der singenden Quellen im Tempelhale. Sie war so schön wie die Engel, welche den Unschuldigen mit einem einzigen süßen Kusse die Seele aushauchen. Ach, diese Schönheit war ihr Unglück! Tags darauf zog ein Pascha durch's Dorf mit hundert Arnauten, um Steuern einzutreiben und die Christen zu quälen. Der sah Ariadne, als sie gerade an ihrem Brauthemde nähte, und beschloß sogleich, sie zur Blume seines Harems zu machen. Sie deckten einen Schleier über sie und nahmen sie mit fort. Unerhört verhallte ihr Wehgeschrei, denn Xanthos war eben auf Fischfang auf's Meer gefahren. Als er am Abend heimkehrte, er hatte einen glücklichen Fang gethan, eilte er der Hütte zu, wo er sie seiner harrend dachte. Da hörte er, als er sich der geliebten Schwelle näherte, den wehmüthigen Gesang der Klageweiber:

„Sage mir, meine Liebe, erinnerst Du Dich noch des

schönen Kindchens, welches in seinem blonden Haar ein kaum gepflücktes Myrthenzweiglein trug? Erinnerst Du Dich noch des schönen Kindchens, dessen Mund einer Rosenknospe gleich, dessen Augen die Farbe des Himmels wieder spiegelten? Des Kindes, welches des Abends allein in den Feldern ging, von einem Lämmchen nur gefolgt, oder am einsamen Strande saß und ein Lied dem Frühling sang; selbst ein duftiges holdes Frühlingsblümchen! Erinnerst Du Dich noch? . . . Das Aermste! Der von Gott verfluchte Türke ist gekommen und hat es uns entführt. Wehe, wehe! Stirb, du armer Engel, bevor dein Mund durch den Kuß des Teufels entweiht wird!"

Mehr vernahm Xanthos nicht, er wußte schon zu viel. Mit seinem scharfen Dolsche eilte er dem Pascha nach, aber er fand ihn nicht, denn der arabische Hengst des Heiden war doch noch schneller, als der Flügelschritt der Rache. Aber seitdem ging Xanthos in die Welt hinaus, einen einzigen Gedanken in seiner Seele und ein einziges Gefühl in seinem Herzen

Plötzlich aber wurde Xanthos aus all' diesen träumerischen Erinnerungen durch eine bekannte Stimme aufgeschreckt. Neben ihm stand Dr. Taucher und fragte verwundert:

„Edler Hellene, wie kommen Sie dazu, in der heiligen Sylvesternacht nur simplen Kneipenpunsch zu trinken? Schade um den schönen Durst, den Sie damit ersäuft haben!"

Xanthos war vielleicht froh, seinen Träumereien ent-rissen zu werden, wenigstens machte er dem berliner praktischen Gelehrten ein ungeheuchelt freundliches Gesicht und erwiderte lächelnd:

„Unser alter Pindar sagt: „länger denn die Thaten

besteht das Leben des Wortes, das mit der Huldinnen Liebesgunst aus tiefem Gemüthe die Zunge schöpft." So ein göttliches Wort haben Sie jetzt ausgesprochen, lieber Doktor, ein Wort, das nach duftigen Mandarinini und Champagner riecht."

"Sie haben es errathen, Urrentel des gedankendurchblickenden Odysseus, ja, mein inneres Gemüth ist erfüllt von dem Gedanken eines Champagnerpunsch, wie Sie ihn mir erst neulich beim Frühstück beschrieben haben. Ihr uns nur noch in Fragmenten erhaltener antiker Dichter Theognis hatte recht, als er sang: „Εὐδαίμων γὰρ ἀπ' εὐδαίων διδάσσει“ „Treffliches wirst Du nur von trefflichen Leuten erlernen."

"Also," meinte Xanthos gutmüthig, „wird mir wohl, wenn anders ich dies hübsche Kompliment auf mich beziehen soll, nichts Anderes übrig bleiben, als den bewußten Punsch selbst zu brauen, denn unberufenen Küchennymphen darf man ein solch' Festgetränk nicht anvertrauen. Sie vermögen das Geheimniß einer spirituellen Mischung nie zu erfassen, deren rechte Nuancirung mir bei durstigem Genuß immer die selige Empfindung beibringt, als ob ich wieder in den grünen Wäldern am Kolchisstrande oder über die Wunderpfade vom Hagion Dros dahinwandelte."

Und damit winkte der Grieche einen Kellner herbei, ließ sich von ihm hurtig allerhand Ingredienzien bringen und bereitete dann mit großem Ernste und einer Hingebung, als ob er an gar nichts Anderes, als an das Zustandekommen gastronomischer und eupomatischer Kunststücke denke, das herrliche Getränk. Daß er sich aber auch hierauf wohl verstand, bewies der Champagnerpunsch, sobald er fertig war und Xanthos seinen berliner Freund dazu animirte,

das erste Glas zu leeren. Dr. Taucher verstand sich wahrhaftig darauf, zu erkennen, was gut schmecke. Ein um so rühmlicheres Zeugniß für des Griechen Punschbereitungskunst war es daher, daß das genäsfelige, gaunentigkelverwöhnte Berliner Kind sofort in den Ausruf ausbrach:

„Ach, daß es doch ein Κτήμα ἐς αἰῶνι, einen immerwährenden Besiß gäbe, dann möchte ich immerfort in dem Besitze so göttlichen Trankes sein, wie dieser ist. Parbleu, Herr Xanthos, die einstigen Bewohner des vom Christenthum ziemlich ungemüthlich ausgeräucherten Olymps müssen Ihnen das Geheimniß der Vereitung ihres Nektar verrathen haben, was jedenfalls charmant wäre!“

Der Grieche nahm diese Schmeichelei mit dem ihm mitunter in so hohem Grade eigenen Gleichmuth auf, leerte sein erstes Glas und fragte dann:

„Ob wohl das kommende Jahr ein Jahr der Veränderungen und entscheidenden Schicksale sein wird?“ Auf diese Worte leuchteten die Augen Tauchers hell auf.

„Ich bin,“ sprach er, „in politieis kein Doktrinär. Nicht sogenannte Ansichten und in Goldpapier eingewickelte Einbildungen leiten mich, sondern der Instinkt, der die Dinge, wie sie nun einmal durch das eiserne Gebot der Nothwendigkeit sind, erkennt; dann auch eigene Anschauung von so Mancherlei, unbestochene Erfahrung, vielleicht eine mitunter sich selbst korrigirende Einsicht, und dann, wenn Sie so wollen, eine gute Dosis kalt berechnenden Verstandnisses. Sehen Sie, das sind die wahren, die eigentlichen Faktoren meines politischen Urtheils; darauf gründen sich meine Kombinationen . . .“

„Wohl Ihnen,“ unterbrach ihn hier der Grieche, „denn dann nehmen Sie die Gegenwart, wie sie sich enthüllt, wenn

man sie mit der Loupe betrachtet, sehen die Vergangenheit um kein Haar mehr an, als sie wirklich war und deuten die Zukunft, so weit es eben ein divinatorisch-kritisches Ingenium in der Menschenhaut vermag.“

„Ich hoffe, daß dem so sei,“ fuhr der Berliner Doktor weiter fort, „und deshalb glaube ich mit dem unsterblichen Fallmerayer, daß Deutschland nur den Muth zu haben braucht, gerecht zu sein und es wird gerecht regiert werden, daß die ideale Harmonie der ich weiß nicht wie viel dreißig Selbstständigkeiten unbegreiflich*) ist, und daß endlich diese „Niemegerversassung“ sich ändern müsse, um nicht „zwischen zwei rührsamen Kolossen eingeeengt,“ zermalmt zu werden.“

„Und Sie glauben,“ fragte Xanthos, „daß diese Erkenntniß schon in dem Jahre, das in wenig Minuten seinen Anfang nehmen wird, sich Bahn brechen dürfte?“

„Ich glaube mehr,“ rief der begeisterte Rationalökonom ein Glas Punsch schwingend aus, „ich glaube, daß im neuen Jahre die kindliche Hoffart, das gelehrt-phantastisch-enthusiastische Wesen mit Wortgeklingel, Phrasenschwall und Lobessprudel endlich in Deutschland den Anfang vom Ende erleben werde. Denn „rastlos, wie die Gumeniden, sagt Fallmerayer, starkfüßig wie die Ate, schreitet die Revolution wachsend über Europa: kein Schlummer wird sich senken auf die müde, ringende Welt, so lange nicht dem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Geseze der aufwärts strebenden Menschheit williger Gehorsam geschenkt wird.“

Der Doktor hielt inne, aber Xanthos sprang jetzt auf, umarmte ihn und sprach mit einer Stimme, in der ein

*) Fallmerayer's eigenstes Wort.

tiefes Gefühl vibrirte: „Seien Sie gesegnet für dies goldene Wort, das mich mit neuer Hoffnung für Griechenland, für die Hämöshalbinsel erfüllt!“

Genau in diesem Augenblicke schlich draußen eine zierliche Frauengestalt mit todtbleichem Gesichte über die Straße. Es war die arme Peppi. Ihr nach ging seit etwa einer Minute ein Herr, in dem wir den genialen Kneiphart wieder erkennen. Plötzlich nahte er sich ihr schnell, nachdem er beim Schein einer Laterne wahrgenommen, wie hübsch sie sei, legte seinen Arm um ihre Schulter und fragte mit seiner liebenswürdig-arroganten Stimme: „Darf ich Dich begleiten, schönes Kind?“

Aber dessen hatte er sich gewiß nicht versehen, was ihm hierauf geschehen sollte!

Peppi hatte den Verstand verloren, wie die Leute sagten, und wußte jetzt nicht mehr, was sie that. Sie umarmte plötzlich den berühmten Journalisten, so liebesinnig und feurig, daß er glaubte, sie wolle ihn erwürgen und rief ihm dabei zu:

„Also kommst Du doch endlich wieder zu mir, Du gottvergessener, geliebter Mann? Aber sieh, schon ist es der jüngste Tag, und die Welt, ja wir Alle, ach, wir Alle werden untergehen, weil die Welt gar so sündhaft und der Mond, der böse Mond, gar so sehr verliebt in die Erde ist. Wir werden zerschellen, vergehen und als ein großer Sternschuppenregen auf eine neue Welt fallen, sobald ich Dir den letzten Kuß gegeben habe.“

Und sie gab ihm einen schallenden Kuß, indem sie sich dabei immer fester an ihn anklammerte. Kneiphart wurde es unwohl, er nahm alle seine Kräfte zusammen um sich loszureißen. Es war umsonst. Immer enger umschlang

ihn die Irrsinnige. Da rief er nach der Polizei, aber in demselben Momente fühlte er sich frei.

Eben schlug die nächste Thurmuhhr die mitternächtige Stunde. Und da steigt aus dem Schooße der Zeit, von ahnungsvollen Dämmer Schatten umhüllt, das verhängnißvolle Jahr 1866 einpor. Durch ganz Europa weht eine unnatürlich warme, fast schwüle Luft. Die Erde ist erhitzt, wie immer, wenn sie spürt, daß sie bald mit reichen Blutopfern getränkt werden wird. Auf allen alten Schlachtfeldern blüht in dieser Stunde in geheimnißvoller Pracht eine kleine purpurrothe Blume auf und lange bleiche Schatten ziehen über sie dahin bis in die bewohnten Stätten der Menschen, wo sie im Traume die Kameraden grüßen, die in diesem Jahre mit klaffender Todeswunde zu ihnen hinabsteigen werden. Wie zukünftiges Schlachtgeröse tönt aus dem Schooße der nachtverschleierten Berge die rastlose Arbeit der Gnomen, welche eiserne Rüstungen schmieden für den ungeheueren Kampf einer neuen Zeitwende der Menschheit.

Eben sagte der in der klassischen Literatur der Alten wohlerfahrene Doktor Taucher zu Kanthos:

„Ja, ja, Freund, omnia vergunt ad finem — summa dies venit!“

Aber hoch oben vom St. Stephansthurm herab tönte feierlich ein langgezogener Choral und unten auf allen Straßen des alten Wien riefen die Leute einander hoffnungsfelig zu:

„Prosit Neujahr!“



Zwanzigstes Kapitel.

Moralischer Katzenjammer.

Motto: Wie der und der sind wir gefeit.
Den Delsch im Herze zu spüren,
Und aufzustehen vor der Zeit
Zu unirem Grab die Thüren.
Als wie im Markt ein Hörterweib
Ihr darbendes Gehirne,
So wiegen wir zum Zeitvertreib
Zu hohler Hand die Stirne.
Erloschen ist die Feuerspur
Der genialen Jugend;
Ein glämmchen Wollust züngelt nur
Im Aug' der hageru Jugend.
J. G. Fischer.

Der Glaube ist ein Wahn, wie das Philosophiren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphoresciren.
Es gibt nur einen Glauben, eine Philosophie:
Wir unterscheiden uns durch nichts vom lieben Vieh!
Friedrich Bodenstedt.

Der junge Baardorf hatte die ganze Sylvesternacht in sehr lustiger Gesellschaft zugebracht. Erst als der Tag anbrach, hatte man sich schweren Hauptes von einander getrennt, um im Frühnebel stolpernd und schwankend den aus dem wiederholt niedergetrunkenen Rausche sich entwickelnden stattlichen Katzenjammer als Neujahrsangebinde nach Hause zu tragen.

Wie aber Paardorf durch die Frühdämmerung schlich, ward ihm immer unwohler und unwohler zu Muth, nicht nur der physische, sondern auch der moralische Kagenjammer traten ihn an und unterhielten sich in recht häßlicher Weise mit ihm.

Paardorf junior war im Grunde genommen eine echt deutsche Natur, die etwas aus Rand und Band gerathen. Ursprünglich von gesundem Kern, kein Zweiachselträger, Phrasendüchendreher und Schwindelmeister, war er eigentlich nur durch sein etwas sentimentales Herz allmählich unter die noble Firma Pump & Compagnie gerathen. Sein Herz währte sich durch Wanda betrogen und deshalb wollte es seinen Schmerzensaufschrei unter Ruinen feiern, eine Passion, die der armen Peppi sehr theuer zu stehen gekommen war. In der ersten Aufwallung wilder, rachsüchtiger Leidenschaft war er tief in das Sumpfgras der Lüderlichkeit hineingerathen, so tief, daß er sich nicht wieder leicht herauszufinden mußte. Schon hatte ihn auch der Teufel des Schlendrians gepackt, der ihn, so oft er sich auch wieder aufraffen wollte, doch zu nichts anderem, als zu jenem brütenden Phlegma kommen ließ, das die Elastizität der That in der von lauter Gedankenkeimen wimmelnden Gedankenlosigkeit erstickt. So war er denn offenbar auf dem besten Wege, vielleicht physisch wie moralisch zu Grunde zu gehen, obwohl es eigentlich recht schade um ihn gewesen wäre. Börne hat freilich die medizinische Vorschrift erlassen: „„Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern will, muß sich in Essig baden,“““ indeß leider hat der gute Mann unterlassen anzugeben, was für ein Essig dazu genommen werden müsse. Aber war dem Bruder Viktorias auch das Ideal im Innern

schon so ziemlich zu einer aschgrauen Mumie zusammengeschrumpft, so war er doch wenigstens noch immer kein raffinirter *René*, kein lachender *Cyniker*, am wenigsten ein *Virtuos* des Lebensgenußes geworden. Deshalb zeigte er sich auch noch dem moralischen Klagenjammer in seiner ganzen Glorie zugänglich, was immer ein relativ gutes Anzeichen ist. Gesah es doch auch unter den Anwürfen eines moralischen Klagenjammers, daß der berühmte Tyrann *Tiberius*, als er auf seinem paradiesischen *Capri*, auf dem er sich mit graufiger Genialität zu amüsiren pflegte, die Nachricht von dem Tode Christi und den bei diesem Ereigniß in Jerusalem ausgebrochenen Unruhen empfing, das merkwürdige Sendschreiben an den römischen Senat erließ, worin er ihm freistellte, Christus unter die Götter zu erheben. Was konnte der Klagenjammer des Imperators dafür, daß ein hoher Senat sich durch die Initiative des Kaisers in seinen Prärogativen verletzt fühlte und den Antrag kurz ablehnte? Erließ doch derselbe *Tiber*, von demselben guten Genius geleitet, trotzdem er sonst am Felsenherabstürzen seiner Sklaven ein beinahe mehr als landesväterliches Vergnügen empfand, bald darauf ein Dekret, welches ein strenges Verfahren gegen alle Verfolger der Christen anbefahl! Darum, schöne Leserin, halte es uns nicht für übel, wenn wir dem moralischen Klagenjammer ein Wort reden und ihn gern in Ehren gehalten wissen möchten, hat er doch so gut eine Geschichte wie die Philosophie, von der die Hegelianer behaupten, daß sie im Alterthume die Diesseitigkeit und Weltlichkeit, und im Mittelalter das Jenseits repräsentirt habe, in neuerer Zeit aber durch Vermittlung beider zur höheren Einheit strebe. Der Klagenjammer steht insofern noch über der Philosophie, als

er sich immer gleich geblieben ist in seinen gerade aus dem Sumpf der Verderbniß aufblühenden edlen Anwandlungen, und wenn irgend wer das Wort Dantes wahr machen könnte, daß die Straße zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sei, so könnte es Niemand so gut, als jener kuriose Gudaïmon, der die Tugend genau so oft zu Tische führt, als es dem Laster unwohl wird.

Dem jungen Paardorf war es also, wie schon gesagt, sehr kurios zu Muth. Sein guter und sein böser Engel stritten sich in ihm mit Lebhaftigkeit und schleuderten allerhand Sottisen gegen einander. Der gute Engel holte aus der Erinnerung eine Menge hübscher Bilder der Vergangenheit hervor, die er wie in einem Kartenspiel nach einander auflegte. Der Böse dagegen war auch nicht faul. Er spielte Trümpfe aus, die einen infernalischn draßtischen Klang hatten. Seine eine Karte trug die Devise: „Glaube nichts, denn Alles ist nur ein Wahn“, seine andere: „Was sollen wir höchstorganisirten Thiere uns selbst etwas von höherer Bestimmung vorlügen?“, wieder eine: „Es gibt keine Frauentugend,“ dann: „Unsere Gedanken verdanken ihren Ursprung nur der Friktion der Magennerven, deshalb zeugt Reue immer von einer schwachen Constitution“ u. u. Auf jedes lächelnde Bild des guten Genius folgte jedesmal eine jener todtkalten, allen Glauben abschneidenden Antworten, die dem Geist, der stets verneint, so geläufig sind. Dies wirre Hin und Her verdroß den jungen Grafen nicht wenig, wußte er doch bald selbst nicht mehr, wer innerhalb seines Erkenntnißvermögens denn eigentlich Recht oder Kellner sei.

Dazu fühlte er sich in seinem ganzen Körper so unbehaglich, so lahm und müde und doch auch gleichzeitig wieder

so überreizt, daß er wer weiß was darum gegeben haben würde, seinen sündhaften alten Adam gegen eine neue bessere Auflage austauschen zu können.

Wie oft belügen wir uns täglich selbst! Man könnte sogar dreist behaupten, daß wir Niemand so gut zu belügen im Stande seien, als unsere eigene Person, die sich so gern belügen läßt, wenn die Lüge ein Pflaster auf irgend eine unserer schwachen, schwächern oder schwächsten Seiten legt. Aber es gibt Momente, wo uns Körper- und Seele so erbärmlich zugerichtet sind, daß keinerlei Selbstberäucherung über die triste Wahrnehmung hinweghilft, daß wir im Grunde genommen doch nur eine Art von Spottgeburt aus Schlamm und Feuer sind, an der eigentlich Hopfen- und Malz verloren ist. Es übermannt dann wohl den Sterblichen der Wunsch, sich in seines Nichts durchbohrendem Gefühl aufzulösen oder wenigstens eine tüchtige Dosis Opium zu sich zu nehmen, um die unbehagliche Stimmung auszuschlafen, und damit wieder den unfreiwillig herabgenommenen Schleier über das Bild von Sais zu ziehen. Es ist gar unbequem, sich selbst verachten zu müssen und doch sollten wir's eigentlich Alle thun, wenn wir die wahre Moral aus einem soliden Kassenjammer zu ziehen vermöchten.

„Dieser Baardorf,“ sprach eben sein guter Genius wieder, „ist doch ein erbärmlicher Mensch.“

„Sehr wahr,“ erwiderte Belzebub in ihm, „aber daraus braucht er sich nichts zu machen, die Menschen taugen Alle nichts. Sie sind civilisirte Bestien, die sich die Mühe nehmen, Hemden anzuziehen. Aber das Hemd beweist noch nicht die Existenz der unsterblichen Seele.“

„Schweig Frevler,“ tönte die Antwort, „Du bist der Geist der Lüge, deshalb lügst Du den ohnehin genug irrwandelnden

Sterblichen das Paradies auf Erden und die ewige schaurige Nacht nach dem Tode vor. Aber du, o Paardorf, glaube ihm nicht. O es gab noch eine Zeit, wo du rein dachtest . . .“

„Das heißt,“ fiel die andere Stimme ein, „wo Du sehr kindisch warst. Es ist Alles Schwindel, auch das sogenannte gute und böse Gewissen. Wenn du das neue Jahr nicht gar so feucht angetreten hättest, würdest Du jetzt durchaus keinen Widerstreit in Dir verspüren. Du hast zu viel Punsch getrunken, armer Sterblicher, deshalb geht jetzt in Deinem Gehirn Alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Doch laß dich das nicht anfechten! Selbst der berühmte Arzt und Moralist Hufeland hat zugegeben, daß ein Mensch, der ganz gesund bleiben wolle, monatlich mindestens einmal über die Schnur hauen müsse.“

„Armer Verirrter,“ seufzte der moralische Adjutant wieder, „wie leicht hast du Dich aus allen Fugen bringen lassen! Weil du meinstest, daß die unglückliche Wanda aus Noth gefallen sei, hast du Dich selbst im Schlamm gewälzt und wälzest Dich immer wieder darin. Aber, wer bürgt Dir dafür, daß Wanda wirklich einen Fehltritt begangen habe?“

„Ich,“ schrie der Satan triumphirend.

„Beweise es, Teufel!“

„Nichts einfacher als das, alle Mädchen haben ihre Tugend auf Sand und ihre vermeintliche Unschuld in den Traumnebel kindlicher Poeten und bartloser Jünglinge gebaut, folglich auch Wanda! Und dann, wer stattet heute wohl aus christlicher Menschenliebe eine arme aber wunderschöne Sängerin aus? Hier spricht die Logik der Thatfachen des Verdict „gefallen“ aus, da hilft keine sentimentale Verhimmelung mehr. Uebrigens darf man das dem hübschen Kinde eigentlich nicht einmal übel nehmen.“

„Ist das Dein eigener Glaube, Paardorf? Sage Deinen schwarzen Sachwalter fort, so lange er Dir Verstand und Herz nicht völlig verfinstert hat! Wanda hat sich vergangen, daß sie Dir nicht irgend ein Geheimniß, das sie umflücht, sie vielleicht schwer bedroht, mitgetheilt, daß sie Dich in entsetzliche Zweifel gestürzt hat, das ist wahr! Aber hat sie Dir nicht auch gesagt, daß sie noch rein sei, und daß sie nie ihrer selbst unwürdig werden wolle?“

„Komödiantengeschwäg! Solche Phrasen sind billig wie Kulirschen. Welche Kofette versteht übrigens nicht, den Schleier der Jungfräulichkeit umzuwerfen.“

„Aber Wanda war keine Kofette!“

„Vielleicht war sie keine, als sie noch im Wickelkissen getragen wurde, aber die Akazienbäume und die Mädchen entwickeln sich schnell, das ist eine alte Geschichte.“

In diesem Moment schauerte Paardorf über und über zusammen.

Eine schlanke Frauengestalt ging schnellen Schrittes drüben auf der anderen Seite an ihm vorüber. Wohl war sie züchtig verschleiert. Aber er hatte sie doch gleich erkannt.

„Wanda!“ rief es in seinem Herzen.

„Folge ihr,“ sprach die gute Stimme in ihm.

„Das wird Dir viel helfen!“ höhnte die andere.

Aber Paardorf folgte doch.

Wanda ging nicht gar weit, ihr Ziel war die nächste Kirche. Mit seltsam widerstreitenden Empfindungen sah ihr Paardorf nach, als sie eben unter dem großen gothischen Portale verschwand.

Er besann sich jedoch nicht lange, sondern folgte ihr in den Tempel, in dem eben die Frühmesse gelesen wurde.

Das hatte er wirklich nicht gedacht, daß er direkt aus dem Gelage in diese heilige Stätte hineingerathen würde.

Sonderbar ward es ihm hier in den weiten, matt erleuchteten Räumen. Die Stimme des Dämons, die eben noch in ihm so sehr gelästert hatte, schwieg, der böse Geist schien draußen geblieben zu sein.

Die reizende Polin war bereits in der Nähe des Altars niedergekniet. Erst jetzt fiel es ihm auf, daß sie ganz schwarze Gewänder trug.

Sie trauerte also, vielleicht um ihn?

Er schlich ihr nach und verbarg sich in ihrer nächsten Nähe hinter einem Pfeiler, von wo aus er sie, selbst dabei unversehen, genau beobachten konnte.

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, um in dem Gebetbuche lesen zu können, doch mit dieser Lektüre schien es nicht recht fortgehen zu wollen. Aus ihren sanften, schwermuthvollen Augen rollten fortwährend große Thränen auf das Gebetbuch herab.

War es ihm doch, als trüge der feuchte Luftzug, der durch die Kirche wehte, halberstorbene Seufzer von ihren süßen Lippen bis hin zu ihm.

Galten nicht diese Thränen und diese Seufzer ihm?

Und dieses Mädchen mit der hohen, reinen Stirn, den zarten Zügen, die gewiß nie eine gemeine Leidenschaft durchzuckt hatte und den thränenverschleierte Augen sollte seine Liebe verrathen, sollte sich um schnöden Goldes willen dem Vaster in die Arme geworfen haben?

O wie mußte ein tiefer Schmerz sie durchbeben bei dem Gedanken, daß der Geliebte sie für schuldig, für entwürdigt hielt.

„Sie ist rein wie ein Kind, wie ein Engel,“ rief es in ihm.

Aber freilich irgend eine verhängnißvolle Macht war hier mit im Spiele, irgend ein böses Geheimniß umrauschte mit Fledermausflügeln diese liebliche Gestalt.

Doch, — sollte sich das Verhängniß nicht abwenden, das Geheimniß nicht lüften lassen?

„Glaube an sie und sie wird Dir Alles vertrauen!“ rief es wieder in ihm.

Wie konnte sie auch dem Zweifler einen Blick in Verhältnisse thun lassen, die sie gewiß schwer drückten, wie konnte sie sich dem anvertrauen, der sie für eine Verlorene hielt?

War es nicht unritterlich gewesen, sie zu verlassen, sie zu verdammen, ohne zuvor Alles aufgeboten zu haben, in ihr Geheimniß zu dringen?

Und da reifte in ihm der tapfere Entschluß, sie in der Kirche selbst, sobald sie sich erhoben haben würde, anzureden, sie um Verzeihung zu bitten, ihr die Hand zur Versöhnung zu reichen und ihr Alles zur Verfügung zu stellen, sein Herz und seine Hand, — nur solle sie auch zu ihm Vertrauen haben, ihm Alles enthüllen, was Veranlassung zu ihrer Trennung gegeben hatte.

Aber da fühlte er plötzlich einen Stich im Herzen und ein elektrisches Zucken in seinen Gliedern.

Was war das?

Von einer unwiderstehlichen unsichtbaren Macht gezwungen, mußte er seinen Blick plötzlich von Wande ab und einer anderen Veterin zuwenden, die sich soeben in der Nähe der Polin niedergelassen hatte.

Das war ein armes weibliches Wesen, in dünne zer-

rissene Gewande gehüllt, ein Kind der Armuth. Was war an ihr zu sehen?

Aber die Blicke Paardorfs blieben gleichwohl wie durch Zauber an ihrer Gestalt haften, obwohl er ihre Gesichtszüge, da sie das Haupt seitwärts gewandt hatte, noch nicht zu erkennen vermochte.

Eine finstere Ahnung stieg mit unerklärlicher Bangniß in seinem kaum erst wieder harmonischer gewordenen Innern auf.

Und jetzt wandte sie ihr Köpfchen nach ihm um.

Ein todtenbleiches Gesicht, tief eingefallene Augen, ein wirrer Zug um den sonst so schönen Mund, — mein Gott, es war Peppi.

Paardorf erbehte. Ein solches Zusammentreffen!

Alle Gedanken an Wanda flohen vor diesem traurigen Bilde, dem Bilde seines Opfers.

Er wollte aus der Kirche hinausheilen, doch er vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen.

Wenn sie ihn nur nicht etwa erblickt. Es wäre entsetzlich, hier von ihr erkannt zu werden.

Und wenn er sie nur nicht so starr ansehen mußte! Werden seine eigenen Blicke ihn nicht verrathen?

So muß es einem Verdamnten zu Muth sein, wie hier dem Verführer, seiner ersten und einzigen Liebe und dem unglückseligen Wesen gegenüber, das er gebrochen, vernichtet hat.

Wer hat die Rosen von den Wangen Peppi's gestohlen?

Wer hat ihre einst so hellen Augen getrübt und umrandert?

Wer hat diesen Zug um ihre Lippen gelegt, o diesen

entseßlichen Zug, der von stillem Wahnsinn zu erzählen scheint?

Und plötzlich — o seine Augen haben sie gerufen — plötzlich wendet sie sich nach ihm um und erkennt ihn und bohrt ihre Blicke in seine zitternde Seele

Sie erkennt sonst Niemand mehr, aber ihn hat sie doch gleich erkannt, wittert doch das Wild den Jäger.

Aber das ist ein Aufflammen in ihren Zügen. Wer hätte gedacht, daß dies blasse Weib noch so purpurroth werden könnte?

„Er ist's, er ist's!“ ruft sie laut und streckt beide Arme nach ihm aus.

Da ermannt sich Baardorf, von Furien gepeitscht, zur Flucht. Ihm nach schallt der die ganze Kirche allarmirende Ruf:

„Er flieht, er hat mich verführt und verlassen!“



Einundzwanzigstes Kapitel.

Ins Kloster.

—4.—

Motto: Ich sah Dich — und das Leben ging mir auf,
Durch Rosen wand sich der Gedanken Lauf.
Du sprachst zu mir — ich hörte ein Verhängenher,
Das jubelnd stieg in klare Luft empor.
Du drückst die Hand mir — und ich seg die Pein
Der Hölle mit der Lust des Himmels ein.
Du gehst — mich faßt des Todes Vorgefühl, —
Betrübt, doch stumm, — erregt, doch gratesfühl.
Adolph Böttcher.

Das war ein Jannuartag wie ihn Wien wohl selten, vielleicht nie gesehen und empfunden. Laue Lüfte wie im Mai wehten zu den häufig offenen Fenstern hinein. Die Sonne schien hell, so hell, als ob sie über Neapel lächle. Die ältesten Leute wußten sich auf ein so abnormes Wetter nicht zu erinnern.

Auch in der Blumenstube Viktorias standen beide Fenster offen, und die erotischen Bäume und Blumen darin zogen durstig den linden wohlthuenen den Luftzug ein, der so erfrischend, so frühlingsverheißend zu ihnen hereinwehte. Ihre Blätter breiteten sich freudig auseinander, als ob sie das Glück so recht innig genießen wollten, endlich einmal des Bannes der Stubenatmosphäre frei und ledig zu sein.

Nur eine einzige Blume dort senkte ihr liebes Köpfchen mehr denn je und gab sich nicht der trügerischen Freude über den vorzeitigen Venzhauch hin — Vittoria. Da saß sie wieder auf derselben Stelle, wo einst in einzig süßer Stunde Vazarhely vor ihr gekniet, wo er dann so plötzlich von seiner Liebesleidenschaft überwältigt, aufgesprungen war und sie so glühend umarmt hatte. Aber, wo war jetzt der beseligende Traum von der gefundenen „einen“ Seele hin?

Leise weht lieblicher Frühlingshauch durch die noch halb vom Winterschlummer befangene Flur. Sacht und zärtlich wie eine Mutter ihr erstes Kind rührt er die Knospen an und sie schwellen duftig auf; da fällt der erste Venzjonnenstrahl auf die Knospe und sie öffnet sich ihrer selbst nicht mehr bewußt, als lächelnde, schimmernde, wonnigen Lebensodem ausströmende Blüthe. Aehnlich wirkt der erste Kuß der Liebe auf ein sinniges jungfräuliches Gemüth. Wie selig ist es, plötzlich zur Liebe zu erwachen! Vittoria hatte diese Seligkeit empfunden. Wie, wenn über den Terrassengärten Neapels mit ihren schlanken Palmen, hochwipfligen Cypressen, der lustigen Pracht ihrer Pinien und von den Höhen geheimnißvoll herunterwinkenden Platanen, das süße zauberbergende Vollmondlicht aufgeht, das sich unten im melodisch fluthenden Meere spiegelt, das Herz des staunenden Nordländers darüber unwillkürlich auffingt in ihm selbst früher unbekannten Weisen, so hatte das Herz Viktoriens im seligen Liebessehauer der ersten Umarmung Vazarhelys das traumgeborene Lied des Glückes gesungen, das kein Irdischer, der ganz wach ist, je ausstimmen sollte.

Es ist gewiß schmerzlich, den Geliebten zu verlieren, aber sich in ihm getäuscht zu haben, heißt ihn selbst lebendig begraben müssen. Und so tiefes Weh lag jetzt auf dem geistig

so reichbegabten Mädchen, daß sie sich nicht einmal in Thränen-Lust zu machen vermochte.

Da plötzlich naht ein Geräusch. Mehrere Thüren gehen rasch auf und zu, und plötzlich steht ein junger Husaren-offizier vor ihr.

Dieser Husarenoffizier ist Bazarhely.

Viktoria fühlt sich alsbald an die Grenze des Bewußtseins entrückt. Doch sie erwacht schnell wieder, als sie den Treulosen vor sich niederknien sieht.

„Knien Sie nicht vor mir!“ ruft sie mit gepreßter Stimme aus.

„O laß mich knien,“ bittet der Magyar, „nur noch dies eine Mal.“

„Sie sind das Knien freilich sehr gewohnt,“ bemerkt das blasse wunderschöne Mädchen mit sanfter Stimme, die seltsam gegen die Bitterkeit des Sinnes ihrer Worte absticht.

„Ich verdiene dieses Todesurtheil,“ erwidert Bazarhely, „ich verdiene noch Schlimmeres, denn ich habe mit meinem und dem Glück des theuersten Wesens gespielt, wie ein leichtsinniges, vom Zufall beherrschtes Kind. Ich bekenne auch, daß ich nicht gekommen bin, um mir Verzeihung zu ersuchen, denn ich weiß, daß die Verzeihung unmöglich ist . . .“

„Aber ich habe Ihnen schon verziehen,“ seufzte Viktoria.

„Ach, das ist ein Verzeihen, wie es dem zum Tode Verurtheilten zu Theil wird, der seiner Schuld selbst geständig, geköpft wird, dem aber der Priester, der ihn auf dem letzten Gange begleitet, gleichwohl versichert, daß ihm der Himmel verzeihe.“

Viktoria verhüllte sich mit ihren kleinen zarten Händen

das Gesicht. Wollte sie verbergen, daß ihre lieben Gazellen-
augen die Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochten?

„Ich verdiene auch keine andere Art von Verzeihung,“
fuhr der Offizier mit tief bewegter, melancholischer Stimme
fort. „Ich habe mich Deiner unwürdig erwiesen, Du reiner
Diamant, ich bin nicht werth, Dich zu besitzen, nachdem ich
mich von einer falschen Perle habe täuschen und äffen lassen.
Und eben deshalb habe ich meine Carrière, die mich der
Falschheit so zugänglich machte, verlassen und den Krieger-
stand erwählt, der mich hoffentlich bald von einer Existenz
befreien wird, die nun keinen Werth mehr für mich hat.
Es wird Krieg mit Preußen geben, da will ich auf dem
Schlachtfelde das Unrecht zu sühnen suchen, das ich Dir
gethan . . .“

„Ein edler, ein schöner Entschluß,“ hauchte die Com-
tesse, indem sie ihr Gesicht und ihr Auge, in dem noch eine
Thräne glänzte, wieder enthüllte und wie ein Engel Raphaels
auf den Mann niedersah, den die Hofluft schnell und früh-
zeitig vergiftet hatte und der nun sein Schicksal heraus-
fordern wollte, um ein verfehltes Dasein abzuschütteln.

„Es hieße Dich entweihen, Du liebliches reines Wesen“,
hob Basarhely wieder an, „wenn ich mich noch weiter in
Hoffnungen wiegen wollte. Ich weiß, Du wirst nie wieder
lieben, weil der Erste, den Du erkoren, Deiner nicht würdig
war. Aber um Gines bitte ich Dich: bete für mich, daß mir
die Sünde verziehen werde, Deinen Jugendfrühling getrübt
zu haben.“

„Ich werde für Dich gern und viel beten,“ gab Viktoria
mit sanfter leise zitternder Stimme zur Antwort. „Ich
werde Gott bitten, daß er Dich zu einem Helden machen
möge, so schön und groß, wie ich mir gedacht, daß Du

seiest. Nicht bloß zu einem Helden auf dem Schlachtfelde, sondern auch zu einem Helden gegen böse Einflüsse und verderbliche Leidenschaften. Stehe jetzt auf und sei tapfer und siegreich!"

Vasarahely erhob sich.

"Ich danke Dir, Viktoria," rief er, "ich danke Dir aus tiefstem Herzensgrunde und schon Dein Name ist mir ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft. Ja, ich will mich emporarbeiten, empor zum Lichte aus der Trübsal unserer menschlichen Erbärmlichkeit. Und gibt es dann ein Wiedersehen, so hoffe ich, daß wir uns wieder finden werden und daß dort dann nichts mehr uns scheidet, wie hinieden, wo uns kein günstiger Stern mehr leuchten will, nachdem ich selbst in frevler Verblendung den Stern verlöscht, der mir zum Glücke schien. Also," sprach Vasarahely unter einem tiefen Seufzer, "auf Nimmerwiedersehen mit diesen Augen und doch auf ein Wiederfinden!"

"Ja, auf ein Wiederfinden! Lebe wohl, Gott sei mit Dir und mit Alt-Österreich!"

Vasarahely eilte hinaus, Viktoria sank todtenblaß auf ihren Sessel zurück; ein lange mühsam zurückgehaltener Thränenstrom entquoll ihren Augen. Ach, sie liebte ihn ja noch immer so heiß, so innig und durfte ihm doch nimmer gehören. Aber ihr Entschluß war jetzt gefaßt, unwiderruflich, wie das Verhängniß, das über ihrer Liebe gewaltet.

Vergeblich rauchten die Blätter ihrer Bäume und Blumen im sich regenden Luftzuge um sie herum, als ob sie schmeichelnd ihrer Freundin und Schwester hätten sagen wollen, daß sie doch ihrer Pfleglinge gedenken möge, die einst die einzigen stillen Zeugen der ganzen Liebesfülle

ihres jungen Herzens gewesen waren. Vittoria vernahm das Blätterrauschen ihrer früheren Lieblinge nicht mehr, Vittoria war ja nicht mehr das ahnungsvolle Kind von vordem, sie war jählings zur Frau gereift, zur Frau, die den düsteren Schmerz der Witwe durch das Leben trägt.

Lange noch saß sie in ihre Gedanken, Erinnerungen und Schmerzen versunken lautlos da. Endlich, als die Sonne schon hinter den Kaminen der Häuser verschwunden war, erhob sie sich, indem sie zu sich selbst sprach:

„Es muß ja sein!“

Und mit diesen vielbedeutenden Worten verließ sie den Blumensalon und eilte in die Gemächer ihrer Mutter hinüber, die sie, wie immer um diese Stunde, am Bettpulte traf.

Die Frau Gräfin Paardorf war eine hochgewachsene, ehemals majestätisch gewesene Gestalt, die aus ihren Gesichtszügen durch ihre ästhetische Frömmigkeit jede Spur früherer Schönheit und weiblicher Milde verschmachtet hatte.

Ueber das ungewohnte Eintreten ihrer Tochter in die Betstube unwillig, wandte sie sich heftig nach ihr um mit der in herrischem, unfreundlichen Tone vorgebrachten Frage:

„Was willst Du jetzt hier?“

„Eine Bitte, liebe Mutter,“ erwiderte Vittoria sanft und fast schüchtern.

„Laß mich mit weltlichen Bitten in Ruhe, wenn ich mich meiner Andacht hingebe.“

„Aber es ist keine weltliche Bitte“

„Das wäre neu. Ihr Kinder dieser Welt denkt ja an nichts, als an Freien und Freuden!“

„Ich denke an etwas ganz Anderes, theuere Mutter.“

„So sprich, an was, und was willst Du?“

„Ich will mich nicht vermählen“

„Ha, das klingt seltsam, und was willst Du noch?“

„Ich will in's Kloster gehen.“

„Laß Dich umarmen, meine Tochter,“ rief jetzt in ganz anderem Tone die fromme Gräfin. „Ja, das ist schön von Dir, das hätte ich nicht erwartet. Dieses Wort ist mir ein Himmelsklang: „in's Kloster!“



Zweundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Maskenballe.

—~—~—
Motto: Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trompeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste kunte Menge,
Wird vom jelligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Lenau.

Luftig verlockende Tonjuwelen klangen wie Frühlingsträume durch einen der weiten glänzend geschmückten Säle, in denen das Wien unserer Tage, das noch immer durch Thränen lacht, seine Maskenbälle feiert. Neckisch wogten maskirte und nichtmaskirte Freudenjäger des Faschings durcheinander, nur mitunter einigen Paaren, die à tout prix tanzen wollten, das chaotische Gewühl öffnend, um dann schnell wieder hinter den Dahingeschwundenen wogenhaft in einander zu fließen. Mitter aus dem sagengrauen Mittelalter stolzirten gravitatisch neben ultranaiven und doch nur künstlichen Bauernmädchen einher, während edle

Burgdamen es nicht für einen Raub an ihrem imaginären Stand zu halten schienen, wenn sie ihre weichen weißen Händchen auf den Arm eines improvisirten Schornsteinfegers stützten. Indianer führten dazwischen einen Phantasiestikriegstanz auf, ohne sich darüber zu verwundern, daß plötzlich ein befrachter Bismarck mit den gewissenhaften drei Niesenborsten auf der Kopfmaske sich unter sie mischte und sie herausforderte, ihn doch zu skalpiren, wenn sie könnten. Dazwischen sprangen und gaukelten Pierrots und Hanswürste unter muthwilligen Späßen hin und her und zupften besonders antiken Jungfrauen die langen falschen Haare aus, die so lieblich blond über artistisch tabellos gefügte Nacken hinflossen. Steife Engländer stießen sich ihre langen Papiermachénasen beim ungeschickten Flüstern mit irgend einer „Königin der Nacht“ ein, und altspanische Granden setzten die Dehors so sehr bei Seite, daß sie sich an den Arm indischer Bajaderen hingen, die in ihrem beinahe zu paradiesischen Exterieur gegen jede Art von Etiquette mit Ostentation sündigten. Auch Türken und Franzosen, Serben und Magyaren, Griechen und Mohren gab es in Hülle und Fülle. Es war nicht bloß das europäische Konzert beisammen, sondern alle Völker aller Zeiten schienen sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben, um aus Leibeskräften zu versuchen, einen Abend oder vielmehr eine Nacht hindurch recht einig und recht nährlich vergnügt mit einander zu sein.

In der Mitte des Saales plätscherte in einem Marmorbecken ein lustiger Springquell melodisch nieder, der dicht von einem kleinen Walde duftiger erotischer Gewächse umgeben war.

Um diesen Mittelpunkt herrschte die nährliche Muse

des Tanzes am meisten, während sie an den Säulengängen der Saalseiten fast machtlos gegen die Strömung der Nichttanzenden ankämpfte.

In der Nähe des Springbrunnens stand auch eine kleine Gruppe wie es schien näher befreundeter männlicher Masken, welche die tanzenden Paare eine kritische Revue passiren ließen.

Ist der elegante Hanswurst, der in einem fort über seine eigenen Reden lacht, nicht unser alter gediegener Freund Frene? Der Serbe neben ihm, dessen schöne stolze Gestalt ihn vor so vielen anderen Masken vortheilhaft auszeichnet, kann auch niemand Anderer sein, als der Grieche Xanthos. Und wer wäre wohl der kleine bewegliche Türke neben diesem anders, als unser lieber Banquier Hirschburg?

Dies Trifolium verfolgt jetzt hauptsächlich eine prächtige weibliche Maske, die eine Fee darzustellen scheint, und eben mit einem Baschkiren recht leidenschaftlich tanzt.

„Das ist eine Dame aus den höchsten Ständen,“ sagt Hanswurst Frene, „ich möchte darauf schwören.“

„Ich glaube es auch,“ meint der Türke Hirschburg. „Sie trägt ja ein Gewand, was unter Brüdern werth ist seine fünftausend Gulden.“

„Mir ist,“ bemerkt Xanthos, „als habe ich diese Dame schon ein Mal gesehen, oder als würde ich sie wenigstens noch öfter sehen.“

„Das heißt orakelhaft gesprochen!“ ruft Frene lachend.

„Ach,“ wirft Hirschburg ein, „unser Xanthos hat die fatale Gewohnheit, recht oft ein Orakel zu sein. Er ist sonst ein guter Mensch, aber diese Eigenschaft ist sehr wenig hübsch an ihm. Ich liebe die Orakel nicht, sie sollen auch eine sehr kostspielige Einrichtung gewesen sein.“

Unterdessen aber dachte der Grieche ganz still für sich:
 — „Mir ist, ein weiser Mann hat ein Mal geäußert:
 „wollten die Weiber immer wahrhaft Weiber sein, sie wären immer mit wahren Männern glücklich.“ Mit diesem Weibe getraute ich mir glücklich zu sein, wenn es ein Weib sein wollte. Aber seine dämonisch süßen Augen, die selbst unter der Maske hervor noch kokettiren, sagen mir deutlich genug, daß diese Frau eine Blume ist, welche Fliegen und Schmetterlinge schnappt, sobald sie sich ihr nahen. Sie ist dabei nichts Gewöhnliches, aber der Teufel ist auch nichts Gewöhnliches, und doch ist er aller Menschen Feind.“

In diesem Augenblick verstummte die Musik. Die tanzenden Paare stoben auseinander. Auch die Fee ließ ihren Paschtiren im Stich und stand plötzlich vor — Xanthos.

„Schöner Serbe,“ sprach sie mit zarter dialektloser Stimme, „Du hast mich recht lieb angesehen, als ich tanzte, gefalle ich Dir denn so?“

— „Holde Fee,“ erwiderte der Grieche schnell gefaßt, „Du würdest diese Frage gewiß nicht an mich richten, wenn Du nicht schon so sicher wüßtest, in welchem Sinne nur ihre Beantwortung ausfallen könnte. Ja, Du gefällst mir ganz ausnehmend, und wenn Du bis an das Ende Deiner Tage mit dem Kranze der Unschuld geziert sein würdest, so würde ich Dich die Königen aller Frauen nennen.“

Die Fee schien über diese Antwort doch ein wenig erstaunt.

„Was nennst Du unschuldig?“ fragte sie. „Willst Du damit sagen, daß ich als Nonne sterben solle?“

— „Ganz und gar nicht, maskirte Fata Morgana, selbst als Großmama könntest Du noch unschuldig sein, aber auch eine Vestalin ist in meinen Augen nicht mehr un-

schuldig, sobald sie das Glück Anderer zerstört hat, Du aber siehst mir selbst durch die Maske hindurch so aus, als ob Du Herzen brechen könntest, wie Andere Blumen pflücken. Hüte Dich, hüte dich, — auch Dein Herz kann ein Mal gebrochen werden.

„Lieber Serbe,“ lachte die Fee, „warum bist Du nicht ein Passionsprediger geworden? Uebrigens bin ich nicht so schlimm wie Du meinst. Ich bin eine Eva, so gut wie jede Andere und singe mit dem deutschen Dichter Rückert:

„Es reut mich jeder Liebeston,
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit sich wend't, und nicht auf Liebe!“

„Die Feeen und die Hexen,“ gab ihr der Grieche zur Antwort, „genießen das beneidenswerthe Vorrecht, nie die Wahrheit sagen zu müssen.“

„Ungläubiger Thomas!“ rief die Fee, lachte noch ein Mal laut auf und verschwand dann im Strome der Menge.

Der Grieche wollte ihr nachsehen, denn ihre Erscheinung hatte ihn trotz seiner kühlen Reden beinahe magisch gefesselt, aber er vermochte sie nicht wieder zu finden.

Mittlerweile war ein Mann in einfachem seidenen Domino in den Saal eingetreten, der es sich nicht hätte träumen lassen, daß er heute noch einen Maskenball besuchen würde; dieser Domino war Basarhely.

Von trüber Melancholie verfolgt wie ein geheftetes Wild von dem unerbittlichen Jäger, war er den ganzen Tag umhergeirrt. Erst am Abend hatten ihn zufällig einige seiner Kameraden angetroffen und so lange nicht in Ruhe gelassen, bis er ihnen auf den Ball gefolgt war.

Eben lehnte er sich hier wieder, trüber Gedanken voll,

an eine Säule, als er sich plötzlich von zarter Frauenhand leise auf die Schulter berührt fühlte.

Neben ihm stand die Fee, die eben noch mit Xanthos so lebhaft konversirt hatte und flüsterte ihm freundlich zu:

„Warum so einsam, Sohn der Buxta? Wo ist die Gluth in Deinen Adern, wo der Schwung Deiner Seele hin?“

„Schlange!“ fuhr Basarhely auf. „Meinst Du, mich verhöhnen zu dürfen, weil Du Dich maskirt hast? Die edle Baroneß von Hühnerfeld hat mich zu sehr an alle Tonarten ihrer Stimme gewöhnt, als daß es ihr gelingen könnte, mir gegenüber noch Laute der Verstellung mit Erfolg anzuschlagen.“

„Du irrst Dich in meiner Person,“ entgegnete die Fee etwas betreten.

„Ich irre mich nicht,“ rief der Magyar. „Deine Maske ist so schön wie Dein Gesicht, das die Häßlichkeit Deiner Seele so feenhaft verbirgt. Adieu, Verrätherin!“

Basarhely wandte sich ab.

Entsetzt vor Zorn und Schreck über diese Zurückweisung blieb Gisela einen Augenblick wie angewurzelt an derselben Stelle stehen, dann aber murmelte sie in wild aufschlagender Leidenschaft erzitternd vor sich hin:

„Rache, Rache!“

Und ihre schönen Augen leuchteten durch die feine Sammetmaske wie zwei glühende verderbenzuckende Schlangen.

„Alles,“ grollte sie in sich weiter, „wollte ich wieder gut machen, Alles. Ich wollte dem leichtsinnigen Wilbfang, nachdem er schwer gebüßt, Herz und Hand schenken, denn er war mir doch noch immer lieb, — o so lieb! Aber dem Beleidiger meiner Ehre, auch wenn er ein Magyar, auch wenn

er vielleicht der einzige Mann ist, den ich hätte lieben können, tödtlichen Haß, ja tödtlichen Haß!“

Und wieder verschwand sie im lustigen Maskengetümmel, einen Schlangenschuß im Herzen und düstere Vernichtung brütende Pläne im Sinn. —

Zur selben Zeit erregte ein biderber Hanswurst in einer Ecke des Saales großes Aufsehen. Nicht nur, daß er die tollsten Sprünge und Kabozziaden von der Welt machte, er hielt auch allerhand erbauliche Reden über die Essenz der Hanswurstik und erhielt besonders mit diesen alle seine Zuschauer und Zuhörer in einem ununterbrochenen Lachpelotonfeuer.

„Schaun's,“ hob er gerade wieder an, „in meiner Jug'nd hab i a mal d'Philosaphie studirt, drum weiß i justament alleweil, daß d'ganze Welt a großer Schmar'n und d'Menschheit a Kugelhupf der Narrheit ist. Wenn das alle Leut wüßten, so wär d' Narrenrepublik längst proklamirt. So aber will jezt noch jeder appart a Schwerenothsnarr sein, drum geht d' Sachen nimmer z'sammen. Wissens, i hätt auch a Mitt'l, um den Staat wied'r auf d'Beine und die Finanz in die rechte Höh zu bringen, man dürft' denen Leuten nur nit erlauben, daß' älter würden als vierzig Jahr! Anmal, weil's von vierzig Jahr an schon klug werd'n könnten, wenn's halt lauter Schwab'n wär'n, und das wär' g'fehlt. Dann aber auch, weil, wenn wir fane alten Hofrätthe und fane alten Generalen hätt'n, wir auch fane Steuern auf d'Pensionen b'zahlen müßten und das wär' nit g'fehlt.“

„Bravo Hanswurst!“ riefen wieder mehrere Stimmen.

„Wann i a Mal,“ fuhr dieser fort, „recht fuchtig sein werd', daß i als an Rebellant von G'blüt und nit als an

Feldmarschalllieutenant g'born bin, werd' i d'Reformen
gleich bei mir selbst anfang'n und mir a Kugl durch den
Kopf jag'n. Dann brauch i wenigstens mir kein grau's Haar
nit um d'österreichische Staatschuld wach'n z'laffen und
an' Hanswürsten können's in dem Himmel so gut brauchen
wie in dera Höll', besonders wenn d' Herren, mit denen —
na Sie verstehn mi schon, — nit in's Gras beißen woll'n.
An Gewerbschein brauch i dort nit und an's Wolkenschieben
bin i als an Oesterreicher allweil schon g'wöhnt."

"Bravo Hanswurst!" ertönte es wieder, "willst du
uns nicht auch ein Liedchen zum Besten geben?"

"An Lied woll'ns, na warum nit, da woaß i gleich
eins:

Sitzt a Vogel am Baum
Mit recht viel Observanz,
Daz er auch an Effzieller,
Das sieht man am Schwanz.

Denn den kann er drehen
Und schlag'n wie an Rad,
Nur das Singen will nit gehen,
Ob er's sonst schon that.

Das hat seine Gründe,
I sag' sie Eng gleich,
Oft wechseln Minister
In dem Vögelreich.

Und die Herren Minister
Sind komische Leut,
Da macht halt an Jeder
Was ihm nur gefreut.

Der Eine läßt singen
Ein hohes F—B.,

Dreb ruft sein Nachfolger
Gewiß gleich o weh!

Der läßt sich vernehmen
Sogleich im F—F.,
Und wer's nit mit ihm hält,
Der kriegt einen Treff.

Und wieder der Dritte,
Der kocht es auf's Neu,
Und wer nit wie er singt,
Den haut er entzwei.

Drum sind halt die Vögel
Jetzt in Konfusion,
Denn gar zu oft ändert
Die Konstitution!

Hier entstand ein großer Tumult, Beifall und Geschrei,
Rufe nach der Polizei und Wiederholungen des Schlußreims.

Der Hanswurst aber machte sich klüglich aus dem
Staub.

Als sich Gisela, die maskirte Fee, von jener Stelle
entfernt hatte, wo sie eine so empfindliche Zurückweisung
erfahren, hatte sie sich für's Erste, ganz ihren rachebrütenden
Gedanken hingeeben, in das bunte Gewimmel gestürzt,
ohne nach rechts oder nach links zu schauen.

Arme Gisela, Du stolzer, schmerzgewaltiger Schlachtfeld-
sindling, du berauschend süßes Weib, in dessen wunderherr-
licher Hülle so verzehrende Gedankenstürme tosten, zum ersten-
male bist Du mit all Deiner Schlangenflugheit an dem eigenen
kleinen, launengewaltigen Herzen gescheitert! In trauervolle,
düsterblutige Bilder der Vergangenheit versunken, warst

Du nur so lange in Dir selber frei, als Dein Sinn den Erinnerungen und der Zukunftshoffnung einer Nation lebte, mit der Du nur in Deiner frühesten Kindheit verbunden. Da warst Du stolz auf Dein dämonisches Streben, 'das durch keine echt menschliche Regung gemildert ward. Noch mochtest Du der lieblichen Schummerfittiche des sittlichen Friedens innerer Symmetrie spotten. Noch mochte Dir die bürgerlich-häusliche Beschaulichkeit der Leidenschaft als der ärmliche Docht einer bescheidenen, traurigen Küchenlampe erscheinen. War Dir doch das stille heimliche Walten des zartbesflügelten Amors im Frauenherzen unbekannt, hatten doch nie, ach nie sich die frommen Hände glücklicher Liebe über Dein schönes, nur zu schönes Kleopatrahaupt gelegt.

Aber dann, als aus dem Spiele Deiner Blicke, Dir selber kaum bewußt, ein tiefer Ernst geworden, als mit Basarhely die Ahnung eines großen, wirklichen Glückes in Dein Herz eingezogen war, da hattest Du wohl auch noch konspirirt, wohl auch noch kühnen gewaltigen Ideen nachgehangen, aber um das schroffe Felsgestein ihres kalten anorganischen Gerippes hatte sich doch schon der grüne Epheu frischer Hoffnung lächelnder Lebensfreudigkeit gezogen. Dann war wie ein vulkanischer Feuerbrand die Elfersucht in hellen glühenden Farben in Dir aufgestiegen und Du probirtest an dem Geliebten nur die politische Combinationsgabe Deines Genies, wie Molière an seiner Köchin die komische Wirkung seiner unsterblichen Lustspiele versuchte.

Du spieltest falsch, weil Du mit Herzen spieltest. Alle und jede Berechnung scheitert ja so oft an dem kleinen Ding auf der linken Seite des Menschen, in dem der Kranz des Friedens so selten in ganzer üppiger Fülle duftig gedeiht, während die heiße Blume der Liebe so oft in ihm verdorrt.

Deine Eifersucht wuchs schnell zum Giftbaume empor, welcher einen Schatten werfen sollte, der zuletzt, als Du schon zu triumphiren wähestest, Dich selbst verderben mußte, wenigstens Deine Hoffnungen auf Daseinsrosen. Arme Gifela!

Gifela war auch in der Maske eine viel zu schöne Erscheinung, um ungehindert die Menge passiren zu können.

„Wohin, holde Fee?“ rief ihr hier ein schnell verliebter Spanier nach.

„Verweile doch, Du bist so schön!“ apostrophirte sie ein moderner Faust mit ausgestreckten Armen.

Sie entging ihm nur mit einer sprungartigen Bewegung, indem sie, schnell wieder in den Ton des Ortes einfallend, dem enttäuschten liebesungestümen Manne der Sage zurief:

„Ich bin kein Gretchen!“

„Aber eine Helena!“ seufzte er.

Auch ein Türke stellte ihr nach, vielleicht war das Hirschburg.

„Schöne Maske,“ keuchte der Kleine, „so laß doch mit Dir sprechen! Ich will Dir ja nur ein einziges Wörtchen sagen!“

Aber die Hühnerfeld hatte andere Dinge als kleine Türken im Kopfe.

„Wende Dich an die selige „Ostdeutsche Post,“ antwortete sie fliehend, „die hatte ein Herz für Türken, ich habe nicht ein Mal eins für mich selbst.“

Blötzlich aber hatte ihr Auge gefunden, was sie suchte.

Dort ging der Baschkir, mit dem sie schon ein Mal heute getantz, neben einer Diana.

Flugs war sie bei ihm.

„Ach, die Fee!“ rief der junge Graf Baardorf, denn

daß war der Baschtir. Und sogleich gab er die Göttin der Jagd auf und hing sich an den schwellenden Arm Giselas.

„Aber wer bist Du nur, Du wunderherrliches Wesen?“ rief er aus, indem er sich leidenschaftlich an sie anschmiegte.

„Hast Du mich wirklich noch nicht erkannt?“ fragte die Hühnerfeld.

„O, daß ich Dich kenne!“

„Nun, wenn Du mich nicht kennen solltest, so wirst Du mich doch noch kennen lernen!“

„Ein feenhaft schönes Wort!“

„Willst Du mich ein wenig in meine Loge begleiten, liebenswürdiger Baschtir?“

„Mit tausend Freuden! Folgte ich doch Dir mit Deinen leuchtenden Sternenaugen getrost bis an's Ende der Welt.“

Bald darauf saßen beide neben einander in einer in einen kleinen Salon umgewandelten Loge.

Unten brauste die Musik so bacchantisch freudelaunig.

Gisela legte schmeichelnd ihr noch immer sorgfältig maskirtes Haupt auf die Schulter des jungen Grafen.

Der war selig. Sein Herz pochte so laut, ganz so laut wie damals, wo er zum ersten Male mit Peppi getanzt.

Aber das Herz Giselas war wie mit Eis umzogen, trotz ihrer scheinbaren Hingebung. Unter dem Eise freilich glühte es heiß darin, doch das war nicht Liebe, sondern erbarmungsloser, finsterer Haß.

„Gesteh es nur,“ sagte Paardorf zu ihr, „Du bist verheiratet.“

Gisela antwortete nicht, sie schien nur leise zu erzittern.

„Ah, Du süße Sünderin, ich verstehe Dich, Du willst Dich nicht verrathen; doch gleichviel, ich weiß es schon. Du willst Dich ein Mal schadlos halten. Ha, ha, ha!“

„Führe nicht solche baschkirenhafte Reden, lieber Freund!“ erwiderte sie.

„Nicht wahr, er ist alt, Dein Herr Gemal?“

„O sehr alt“. . . .

„Und häßlich?“

„Ach, häßlich wie die Nacht.“

„Charmant, charmant!“

Dabei schlang er bebend seinen Arm um ihren junonischen Nacken.

„Sei nicht ungezogen!“ drohte sie.

„Ei, ziere Dich nicht, Liebchen, Dein alter kalter Herr Gemal sieht es ja nicht.“

„Aber so etwas ist ja Sünde.“

„Sünde? Ha, ha, was für komische Einfälle Du hast! Seit wann können denn Feen sündigen?“

„Du hast recht.“

Und sie that, als wenn sie leise seine Umarmung erwidere.

In diesem Augenblick feierte die Ballmusik einen ihrer Glanzpunkte. Es ward ein Nachtigallenwalzer getanzt, und wirklich schienen Nachtigallen mit in die Melodienfülle einzustimmen.

Da senkte die Fee auf ein Mal tief auf.

„Was ist Dir?“ fragte Paardorf.

„Ach, ich dachte eben an Deine Schwester.“

„An meine Schwester?“

„Ja, an Deine arme Schwester.“

„Wie soll ich das deuten, kennst Du sie denn? Und warum nennst Du sie arm?“

„Weil sie sehr unglücklich geworden.“

„Unglücklich?“ rief mit immer mehr wachsendem Erstaunen der Bruder Viktorias aus. „Mir ist davon nichts bekannt.“

„Sie war doch verlobt . . .“

„Ja, sie ist verlobt und zwar mit Jemanden, den sie sehr liebt.“

„Den sie sehr liebte, willst Du sagen und mit dem sie nicht mehr verlobt ist.“

„Das ist mir ganz neu, doch was soll das? Wer hat es Dir gesagt?“

„Derselbe, der den Bruch der Verlobung herbeigeführt, der schöne junge Graf Basarhely.“

„Ja, das ist zu viel!“ rief leidenschaftlich werdend Paardorf aus. „Sprichst Du die Wahrheit, so werde ich mir blutige Genugthuung verschaffen.“

„Daran wirst Du sehr wohl thun.“

„Und doch klingt mir Alles so unmöglich.“

„Sieh, lieber Baschfir, da unten im Saale eilt eben Basarhely einigen hübschen weiblichen Masken nach. Er liebt Abwechslung.“

Mehr vernahm Paardorf nicht.

Ein Blick hinunter und er hatte den gänzlich demasquierten Magyaren erkannt.

Im Nu sprang er auf, und verließ ohne Gruß für die Fee die Loge.

Das hatte Gijela gewollt.

Sie beugte sich über die Logenbrüstung hinab, um zu

beobachten, ob und wie Paardorf mit Basarhely zusammen-
treffen werde.

Jetzt schlug ihr Herz wieder laut und beinahe freudig
vor Erwartung. Hoffte sie doch, daß ihr nun schnell die
Blume der Rache aufgehen würde.

„Der junge Paardorf,“ sprach sie zu sich selbst, „ist ein
Hitzkopf, ein Imprudent bester Sorte, er wird von dem
kürzlich noch mit seiner Schwester Verlobten schnell Re-
vanche fordern, da er glauben muß, daß dieser sich, nach
meinen Worten, in hohem Grade unritterlich benommen
habe. Das wird ein Duell geben, ein Duell auf Tod und
Leben. Und die Folge davon? Entweder fällt ein Paar-
dorf, — also ein Feind Ungarns. Oder ein treuloser Lieb-
haber büßt seinen Leichtsinn. Basarhely sollte sterben, er
hat mir heute gar zu weh gethan. Seine Worte voll
Geringschätzung und Haß wühlen noch immer wie glühen-
der Stahl in mir. Auf alle Fälle habe ich zwei meiner
Feinde gegeneinander in's Gefecht gebracht, also wird der
Sieg immer nur mir gehören.“

Der junge Paardorf schnob mittlerweile unten im
Saale umher, er wollte Basarhely finden und zur Verant-
wortung ziehen. Wie ihn erst Liebeszauber berauscht, so
machte ihn jetzt Rachedurst trunken.

„Dieser Baschkir ist wohl des Teufels!“ rief ihm ein
Doktor Bartolo nach, dem er bei seiner ungestümen Jagd
nach dem Feinde auf die Hühneraugen getreten.

„„Wohin, wohin?““ ließ sich auf ein Mal die Stimme
der von ihm früher verlassenen Diana vernehmen.

Aber Paardorf hatte für sie jetzt noch weniger Augen
und Ohren, als da die Fee ihn ihr abspenstig gemacht hatte.

Wie von einer Tarantel gestochen, flog er durch den Saal. Endlich, endlich, — dort an einem Pfeiler steht der Verhaftete, der Beleidiger seiner Schwester. Rasch auf ihn zu, bevor er aufs Neue verschwindet!

Und Paardorf reißt sich die Maske ab und steht mit zornrothem Gesichte vor dem Magyar.

„Wissen Sie, was ich von Ihnen wünsche?“ redet er denselben mit scharfem Accente an.

„Nein,“ entgegnet Basarhely wie aus einem Traum erwachend und nichts Böses ahnend.

„Aufklärung,“ fährt Paardorf hitzig fort, „will, ver-
lange ich von Ihnen.“

„Aufklärung?“

„Sie waren mit meiner Schwester verlobt.“

Basarhely erröthet und schweigt.

„Sie sind es nicht mehr.“

Basarhely weiß nicht, was er darauf antworten soll.

„Sie haben einer anderen Dame darüber Mittheilungen gemacht, das ist indigne, im höchsten Grade indigne!“

„Ach, ich verstehe,“ erwidert endlich der Magyar, „Sie wünschen sich mit mir zu schlagen?“

„In der That, das will ich.“

„Bestimmen Sie Ort und Stunde sogleich.“

„Ich möchte im Parke des Generals Glan Hattav.“

„Schön. Dorthin werde ich mich also morgen begeben. Er ist mir befreundet und wird gewiß mein Sekundant sein.“

„Und die Stunde?“

„Ich möchte um 11 Uhr Vormittag.“



Dreundzwanzigstes Kapitel.

Ein Duell.

Motto: Mein Todfeind ist in meine Hand gegeben,
Doch dies auch langweilt wie das ganze Leben.
Genau.

In seinem Lieblingszimmer auf jenem Schlosse, von dem aus im vergangenen Herbst die Jagd begonnen, auf welcher Vasarhely Viktoria gerettet und einen Bären erlegt hatte, schritt am folgenden Tage um die neunte Stunde Vormittags Glan Hattav unruhig auf und ab.

Der große Marsverehrer hatte soeben durch einen reitenden Boten ein Billet Vasarhely's erhalten, in welchem er von dem beabsichtigten Duell zwischen diesem und dem jungen Paardorf unterrichtet und um die Gefälligkeit gebeten wurde, der Sekundant des Magyaren zu sein.

Unsere Leser werden sich vielleicht noch erinnern, welche große Aversion Glan Hattav vor dem Duelle hatte, das ihm, je älter er wurde, in um so höherem Grade unmoralisch und unheimlich vorkam. Erst kürzlich war es ihm gelungen, durch allerhand diplomatische Schritte den lästigen englischen

Lord loszuwerden, der durchaus mit ihm einen Zweikampf bestehen wollte und ein so verteufteter guter Pistolenschütze war.

Und jetzt sollte er selbst wieder die Hand zu einem Duell bieten, und eine Rolle dabei übernehmen? Das kam ihm durchaus nicht gelegen; es schien ihm beinahe ein Frevel zu sein, und doch ließ es sich nicht gut von der Hand weisen.

Da soll man nur etwas verschwören, sprach Gattav zu sich selbst, der Teufel scheint jetzt gar nichts Anderes mehr zu thun zu haben, als uns arme Sterbliche auf Inconsequenzen zu ertappen. Kaum, daß ich aufathme, kaum daß ich zu mir selbst sage, nun soll in meinem ganzen Leben nicht wieder das abscheuliche Wort Duell über meine Lippen kommen, richtig, da klopft es schon selbst wieder an die Thür und zupft mich auf's Neue beim Zopf. Gibt es denn nirgend auf der weiten Erde ein Plätzchen, wo ein Cavalier in aller Ruhe seinen Sekt trinken kann? Muß ich nur um von der Welt mit ihren lächerlichen Usancen verschont zu sein, wünschen, daß es fortwährend Krieg sei, damit ich in der Götterdämmerung des Pulverdampfes gemüthlich meine Pfeife Tabak rauchen könne? Ah, es geht nichts über einen ordentlichen Krieg! Da braucht man sich um gar nichts auf der weiten Welt zu kümmern, man kann mitten unter seinen Soldaten und Kanonen der ungestörtesten Muße leben und man ist dabei der Herr im Lande, die Hauptsache quand même. Alles Andere verschwindet neben uns, alles Andere ist subordinirt, nur wir sind die Götter, die allgewaltigen Faiseurs der Geschichte. Und parbleu, wenn man ein General ist, geht es leicht, im Kriege Geschichte zu machen. Man steht meinetwegen eine Stunde früher auf als gewöhnlich, frühstückt, was uns der Stappenkoch aus der nächsten Landeshauptstadt, unter scharfer

Bedeckung, zugeführt hat, und unterhält sich mit den dann allzeit heiter und thatenlustig gestimmten Herren Kameraden. Unter den Fenstern des Schlosses, in dem wir unser Hauptquartier aufgeschlagen, trabt Kavallerie vorüber, die Fanfaren tönen lustig zu uns herauf. Dann vernehmen wir das Getöse der vorüberpolternden Artillerie. Wie die Kanonen auf den Lafetten rasseln! — Die alten Burschen wittern, daß sie bald Futter bekommen werden. Und nun Regimentsmusik, und der Trott schnell dahinmarschirender Infanteriemarschkolonnen. Ah, das ist hübsch, — es ist weit mehr Leben in all' den Leuten, als auf der bloßen Parade. Dazu trinkt man ein gutes Glas Burgunderwein. Mir schmeckt der Wein nie so gut, wie an einem Kampagnemorgen! Auf ein Mal ein dumpfer Knall in der Ferne; — humm, humm, geht es nochmals, die Fenster klirren; — die Kanonen beginnen den Mund auf zu thun. Hei, wie da Aller Augen sogleich doppelt hell glänzen. „Trinkt, Freunde, rufe ich den Anderen zu, trinkt, das Konzert hat begonnen, und zu dieser Musik thut ein feuchtes Accompagnement immer so wohl!“ — Die Gläser klirren. Sie klirren so festlich heute, als ob sie ahnten, daß sie von den Händen der Sieger geschwungen würden.

Bumm, bumm! bröhnt es wieder. Ei dieser Morgen läßt sich gut an. Ich winke meinem Kammerdiener Johann. Der ist wie der Blitz hinter meinem Stuhle.

„Johann, sage ich, ich habe Ahndungen, ich habe Ahndungen, wir werden siegen. Wie ist es, Du verstehst mich schon?“

Und Johann, mit dem ihm eigenen strategischen Scharfblick, erwidert alsbald:

„Von wegen, Excellenz? Meinen's, daß ich den Champagner einkühlen soll?“

„Richtig errathen! Kühle ihn ein, denn Du siehst ja, daß wir schon ganz heiß im Gefecht sind.“

Eben wird eine Trüffelpastete aufgetragen.

„Meine Herren,“ sage ich, „ein großer Chemiker unserer Zeit hat gesagt: „was der Mensch ißt, das ist er.“ Essen wir also von diesem brillanten Gericht, diesem hors d'oeuvre der Intelligenz und wir werden junge Hannibals und Alexanders sein. O, unsere Zeit ist der Entwicklung des wahren Genies so sehr günstig.“

Und da geht auch schon die Thüre auf und ein erster Adjutant tritt staubbedeckt ein.

Wie liebe ich diese staubbedeckten Adjutanten, wenn es knallt! Sie sind die Zwiebel auf dem Kaviar, der Zitronensaft auf der jungfräulichen Auster, — der Schaum des Champagners!

„Excellenz!“ ruft der Adjutant, „der Feind greift uns seit einer Viertelstunde auf der ganzen Linie an.“

Ich verziehe bei dieser Meldung keine Miene meines Gesichts. Johann, der immer weiß, was die Glocke geschlagen hat, schenkt mir eben ein Gläschen Sherry ein. Der Sherry bezeichnet immer den hartnäckigen Beginn des Gefechts.

Der Adjutant fährt fort:

„Seit einer Stunde bereits begann der Feind langsam und durch waldige Höhenzüge gedeckt, bedeutende Streitmassen zu entwickeln.“

Johann macht mir sofort dies Manoeuvre klar, indem er mir langsam, aber sicher, ein zweites Glas Sherry einschenkt.

Ich nippe, während ich mit strenger Miene dem Bericht weiter folge.

„Die Unseren,“ sagt der Adjutant, „wurden anfangs ein wenig überrascht . . .“

Jetzt stoße ich mit dem Fuße auf, schneide eine gräuliche Grimasse und rufe mit Stentorstimme:

„Ah, dachte ich mir es doch, die Unseren lassen sich immer überraschen! Das muß anders werden, oder der Teufel soll mich holen.“

„Zu Befehl,“ meint dienstgehoramsst der arme Adjutant.

„Und dann?“ frage ich weiter.

„Allmählig,“ lautet die Antwort, „sammeln sich unsere Vortruppen wieder, die Piquets unterstützen sie; man zieht sich auf den Soutien zurück.“

„Bravo!“ rufe ich, „das heißt nach der Regel arbeiten. Weiter.“

„Ja, Ew. Excellenz,“ stottert der Adjutant, „weiter dürfte es sich noch nicht entwickelt haben. Unsere Jäger decken unsere Batterien einstweilen in aufgelösten Schützenzügen, doch erwarten wir dringend Verstärkung.“

Bei diesem Worte läßt sich Johann nicht mehr im Zaume halten. Nicht genug, daß er mir soeben das dritte Glas eingegossen hat, er ruht auch, mit aufgeschlanter Flasche in der Hand, nicht, bis ich es ausgetrunken, um mich sogleich durch ein viertes zu verstärken.

Soldat' ein Diener ist ein strategischer Schatz. Er illustriert mir vollkommen den Gang des Gefechts. Ich erkenne, wie nöthig es sei, weitere Truppenkräfte in die Feuerlinie vorzuschieben.

Ich winke einem Stabsoffizier und flüstere ihm die
Alt-Deßterr.

Namen der Schwadronen und Bataillone zu, die ich in's Gefecht beordern will.

Gleich darauf entfernt sich dieser mit dem Adjutanten. Johann lächelt geheimnißvoll.

„Was für ein Stratagem hast Du im Sinne, Du anschlägiger, genialer Schurke?“ frage ich mein Faktotum.

Doch dieser flüstert mir nur zu:

„Die Garde rückt heran. Eingemachte Bärenklauen in Kapwein gesotten.“

„Schon jetzt so Entscheidungsvolles?“

„Exzellenz, die Zeit drängt, wir müssen mit Energie operiren.“

Die Bärenklauen kommen. O, welch' exquisiter Vederbissen!

Brumm, — brumm, — brumm, kracht es.

„Aha,“ sage ich, „unsere Burschen beißen an.“

Dazwischen tönt heftiges Kleingewehrfeuer, und Johann — wird unruhig.

„Was hast Du?“

„Exzellenz, der Champagner ist so schön eingekühlt, wollen wir nicht Eines auf den Sieg anticipiren?“

„Still, — keine Uebereilung. Doch da kommt ja schon wieder ein Adjutant.“

„Exzellenz!“ ruft der neue, noch weit mehr mit Staub Bedeckte: „die Sachen gehen gut. Die Unseren werfen den Feind. Wir haben bereits eine Batterie genommen.“

„Den Eingekühlten!“ rufe ich Johann zu.

Gleich darauf schäumt er in unseren Gläsern. Der Sieg ist unser. Ein Stück Geschichte ist fertig!

In diesen Gedankenspaziergängen wurde der edle Glanz jattav jedoch durch Basarhely unterbrochen, der sich etwas

früher eingefunden hatte, um sich seines Sekundanten auf alle Fälle zu versichern.

Der Magyar sah sehr bleich aus.

Aha, dachte Clan Hattav, der junge Mann scheint auch am Duellfieber zu laboriren. Das ist gut, vielleicht wird sich die ganze Affaire noch begleichen lassen.

„Freund,“ hob er nach der ersten Begrüßung mit herzlichem Tone an, „lassen Sie uns zunächst auf dem Sopha Platz nehmen, denn wir haben ja wohl noch Zeit. Ihr Gegner ist noch nicht da, und dann ist Ruhe vor einer größeren Emotion immer gut.“

Damit faßte er Vasarhely zärtlich unter den Arm und zog ihn mit sich zum Sopha, auf dem sich Beide so bequem wie möglich niederließen.

„Verzeihen Sie, Excellenz,“ begann nunmehr der einstige Lebensretter Viktorias, „daß ich Sie mit meiner Duellgeschichte inkommodire. Ich weiß wohl, daß so etwas sehr lästig ist, doch ein Cavalier pflegt ja in solchen Angelegenheiten dem anderen immer Ritterdienste zu leisten.“

„Zarwohl,“ meinte Hattav etwas gedehnt.

„Also, Sie wollen mein Sekundant sein?“

„Ich muß ja wohl.“

„Ich wußte wohl, daß ich mich nicht vergeblich auf Ihre Güte verlassen würde.“

„Aber, wie sind Sie nur zu dem Duell mit dem jungen Paardorf gekommen, lieber Graf?“

„Mein Gott, ein kleines Maskenballabenteuer . . .“

„Eine Dame?“

„Natürlich, wie immer.“

„O, Ihr jungen Leute, wann werdet Ihr nur end-

lich ein Mal zur Einsicht kommen! Was haben die Co-tillon's schon für Unheil gestiftet!"

Basarhely nahm diese kleine Strafpredigt, auf welche er gefaßt gewesen war, mit graziösem Gleichmuth auf. Hattav jedoch glaubte in seinem Schweigen des Zeichen der Reue zu erkennen.

„Nun, nun,“ fuhr er fort, „was so ein paar junge Brauseköpfe anstiften, braucht nicht immer gleich auf's Schlimmste zu enden. Vielleicht läßt sich die Sache auch noch beilegen.“

„Schwerlich.“

„So heißt es immer. Indeß, ein alter Brandfuchs wie ich, hat schon andere verfaßte Geschichten wieder in's rechte Geleis gebracht. Ich kenne das ja, stecke nicht zum ersten Mal in einer Duellgeschichte. Wer hat denn eigentlich gefordert?“

„Ich glaube Paardorf.“

„So, Sie glauben nur. Ei da müssen Sie ja sehr zerstreut gewesen sein. Uebrigens, ich kenne das. Man ist in der Hitze, man fordert vielleicht selbst, weil es die Sitte schon so mit sich bringt, und am andern Morgen, wenn der Furor sich verflüchtigt hat, möchte man darauf schwören, daß man selbst gefordert worden sei. O mich soll Einer die Menschen kennen lernen, habe Alles mit durchgemacht, weiß schon wie der Hase läuft.“

Dabei lächelte Hattav bedeutungssinnig vor sich hin.

„Haben Sie schon die Waffen gewählt?“ fragte er nach einer kleinen Pause wieder.

„Nein; unser Rencontre war sehr kurz, deshalb ist Alles auf heute gelassen worden. Uebrigens ist das ja ziemlich gleich.“

„Bitte, da muß ich schon einen Einwurf machen, das ist nicht so sehr gleich. Es ist ein verdammtter Unterschied, ob ich mich mit dem Säbel oder auf Pistolen schlage. Mit dem Säbel, — da habe ich eine zuverlässige Chance in der Hand. Ich kann fechten, ich verstehe mich auf's Pariren, also, was kann mir da viel passiren? Ich kenne die Geschichte unzähliger Säbelduelle. Was ist dabei herausgekommen? Ein Mal wird Einem das Ohrläppchen gestreift, ein ander Mal kriegt man einen unschuldigen, halbparrten Hieb über den Kopf und wieder ein Mal wird das Kinn gerist. Es fließt ein Tröpfchen Blut, der Ehre ist Genüge gethan. Man reicht sich die Hand, und Alles ist wieder gut. Anders aber ist's mit dem Pistolenduell. Da weiß Niemand, wie die Sache enden wird. Es ist ein altes Wort: „wenn der Wurf aus der Hand ist, ist er des Teufels.“ Das kann man auch vom Schuß sagen. Wie oft sind da schon ganz erstaunliche Unglücksfälle passirt. Und sehen Sie, eher comte, eben weil das Leben des Adels dem Monarchen und dem Vaterlande gehört, sollte man es nicht im Pistolenduell auf's Spiel setzen. Der fatalen Pistolen wegen bin ich dem Zweikampf überhaupt gram geworden. Glauben Sie mir, die Pistolen werden das Duell noch unmöglich machen, denken Sie an mein Wort!“

Als Hattav diese Sentenz aussprach, nahm er eine unendlich wichtige Miene an. Man sah es ihm an, wie sehr ihm das Gesagte von Herzen kam.

Als der berühmte Tyrann Tiberius im Alterthum sich schon so im Wahnsinn seiner Grausamkeit gesättigt hatte, daß er das Bild des Menschen, vielleicht weil es sein Ebenbild war, schon gar nicht mehr sehen mochte, liebte und fütterte er nur noch eine große Riesenschlange, die er

in einer besonderen Kammer seines Feenpalastes auf Capri aufbewahrte. Diese letzte Liebhaberei verließ ihn bis zu seinem Tode nicht, und sie war gewiß charakteristisch genug. Alle Menschen pflegen aber bis zu ihrem Ende irgend eine Lieblingsriesenschlange in irgend einer Herzkammer verborgen zu tragen. Bei Glan Hattav war dies die Sehnsucht nach Abschaffung des Pistolenduell's. Diese Sehnsucht übertraf noch seine große Vorliebe für den Krieg und er fütterte sie täglich mit neuer Hoffnung.

Vasarthely mußte das, und deshalb erhob er gegen die Ansichten seines liebenswürdigen Wirthes und Sekundanten nicht den geringsten Widerspruch, sondern that, als ob er sie stillschweigend theile.

Jetzt ließ sich unten auf dem Hofe Pferdegetrappel vernehmen.

„Das wird Baardorf sein!“ rief der Magyar.

Ein Zug tiefer Traurigkeit zuckte dabei über sein edel geschnittenes Gesicht.

„Ja, ja,“ dachte Hattav, dem das nicht entgangen war, „andere Leute sind auch Menschen, und das Duell ist eine sehr häßliche Einrichtung.“

Ganz andere Gedanken aber fuhren Vasarthely durch den Kopf:

„Erst,“ sprach er zu sich selbst, „habe ich Viktoria's Glück vernichtet, und nun soll ich vielleicht das Blut ihres Bruders vergießen? Nein, das Letztere wird wenigstens nicht geschehen. Lieber will ich selbst zum Opfer fallen.“

Wenige Minuten später trat Baardorf mit seinem Sekundanten, einem jungen Jägeroffizier, ein.

Der Bruder Viktoria's sah etwas übernächtigt aus.

Aber Born bligte aus seinen Augen, sobald er nur Vasarhely's ansichtig wurde.

Glan Hattav schritt mit chevalereskem Gruße den beiden Neuangekommenen entgegen.

„Ihr Sekundant?“ fragte er dann Baardorf mit einem verbindlichen Wink nach dem Jägeroffizier hin.

„Freiherr von Sägesporn,“ stellte ihn Baardorf vor, „ein sehr lieber Freund von mir.“

„Ah,“ meinte Hattav, „dann haben wir sogleich mit einander in Verkehr zu treten, denn ich bin Sekundant des Grafen Vasarhely.“

„Nur keine langen diplomatischen Verhandlungen,“ bat höflich, aber bestimmt der einstmalige böse Stern der armen Peppi. „Die Sache pressirt in hohem Grade.“

„So, so,“ grollte ein wenig Hattav. „Ich dachte, Kavaliere hätten nie so auf die Zeit zu schauen, wie simple Geschäftsleute.“

„Gewiß haben Sie da Recht, Excellenz,“ entgegnete Baardorf verbindlich, „nur in Ehrensachen können sie selbst mit Minuten nie zu sehr geizen.“

„Herr von Sägesporn,“ fuhr, auch dadurch noch nicht entmuthigt, der menschenfreundliche Hattav fort, „es ist unsere Pflicht als Sekundanten, die beiden Herren zu fragen, ob sie sich denn durchaus die Hälse brechen müssen?“

„Durchaus!“ erwiderte mit aller Bestimmtheit der Gegner Vasarhely's.

Der Jägeroffizier aber zuckte nur mit beinahe verlegenem Lächeln mit den Schultern.

„Dann freilich,“ bemerkte etwas kleinlaut werdend Hattav, „bleibt nichts Anderes übrig, als zur Sache zu schreiten. Was für Waffen wünschen denn die Herren gegen

einander zu brauchen? Hoffentlich werden Sie sich auf Säbel schlagen. Ich habe eine sehr schöne Auswahl davon in meinem Waffenkabinet."

"Nein," erwiderte Sägesporn, "Graf Paardorf wünschte, wenn Graf Basarhely nichts dagegen einzuwenden hat, Pistolen den Vorzug geben zu dürfen."

"Warum nicht gar!" polterte Hattav heraus.

"Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden," rief Basarhely.

Hattav kratzte sich unwillig hinter den Ohren.

"Daß doch," murmelte er halblaut vor sich hin, "diese jungen Leute niemals Raison annehmen wollen. Und wer," fuhr er dann laut fort, "soll den ersten Schuß haben?"

"Den ersten Schuß," entgegnete Sägesporn, "hat Graf Basarhely, denn er ist der Geforderte. Wollen Sie sogleich die von uns mitgebrachten Pistolen prüfen, Excellenz?" fuhr er dann fort, indem er unter seinem Mantel ein zierliches Pistolenetui hervorzog.

"Ich muß ja wohl," brummte der alte Herr, "aber das sage ich Ihnen offen, gern thue ich's nicht. Wenn nun einer von den beiden Herren um's Leben kommt? Es ist bald Krieg. Könnte nicht schon aus diesem Grunde die Sache ein wenig vertagt werden?"

"Leider," antwortete Sägesporn sich verneigend, "erleidet dieser Ehrenhandel nicht den geringsten Aufschub."

Damit legte er die Pistolen auf den Tisch, es waren ein paar prächtige funkelneue Exemplare.

Hattav schielte fast verliebt nach ihnen hinüber, denn, wie wir schon wissen, war er trotz seiner Antipathie gegen das Pistolenduell ein großer Pistolenliebhaber und Kenner.

"Es gibt aber doch noch eine schönere Art des Zwei=

kampfes, wie sie sich besonders für Offiziere schickt," nahm er, immer die Pistolen fixirend, das Wort wieder auf.

„Und welche meinen Sie, Excellenz?" fiel Baardorf ein.

„Die," erwiderte der alte Herr, „wenn sich zwei Gegner, die in einer und derselben Armee dienen, geloben, daß derjenige von ihnen, der zuerst eine feindliche Fahne erobert, der Sieger sein soll."

„Ein herrliches Duell!" rief Baardorf. „Nur schade, daß es hier nicht statthaft sein kann, da unser Ehrenhandel zu sehr eilt und außerdem ja auch der Krieg an Preußen noch nicht erklärt ist."

„Also auch das nicht," seufzte Hattav, „nun denn, Herr von Sägesporn, so lassen Sie uns die Pistolen laden."

Damit trat er an den Tisch, untersuchte die Munition, schnappte prüfend einigemal die Hähne der Pistolen auf und zu und zog dann die eine derselben, um sie mit Kraut und Loth, wie der alte Soldatenausdruck sagt, zu versehen, während Sägesporn sich mit der Ladung der anderen beschäftigte.

Während dieser Operation heftete Baardorf unverwandt sein Auge voll tödtlichen Hasses an seinen Gegner.

Vasarahely aber blickte träumerisch vor sich hin. Seine Seele war bei Viktoria.

„Fertig," sprach sein Sekundant, „also im Park unten wollen sich die Herren schießen?"

„Zu dienen," erwiderte Sägesporn. „Ich würde Euer Excellenz bitten, daß wir jetzt sogleich dahin aufbrechen."

„Mein Gott, da haben wir nicht weit zu gehen. Etwa zehn Minuten vom Schlosse ist ein hübsches, heimliches Plätzchen. Ich bitte Sie, meine Herren, mir dahin zu folgen. Wenn nur heut dort kein Unglück geschieht."

Während Glan Hattav diese Worte sprach, sah man ihm deutlich an, wie schwer ihm sowohl diese Aufforderung, wie der Gang selbst wurde.

„Es ist eine reine Ironie,“ dachte er, „daß ich die Leute auch noch auf den Platz führen muß, wo sie sich todt-schießen sollen. Meiner Seel, ich wollte lieber, ich wäre im Felde und hielte eben ein Campagnefrühstückchen ab. Doch mit diesen Hitzköpfen ist nichts zu machen, und das Schlimmste steht zu befürchten.“

Damit schritt er den Anderen langsam voran, um sie an das heimliche Plätzchen im Parke zu führen, wo der Zweikampf stattfinden sollte.

Baardorf folgte ihm im Herzen jubelnd nach. Er sah schon seinen Gegner im Geiste zuckend und röchelnd, schwer getroffen am Boden liegen.

Hattav hatte recht gehabt. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten befand man sich im Parke genau auf jener Wald-wiese, wo Viktoria und Vasarhely vor einigen Monaten das Abenteuer mit dem Bären bestanden hatten.

Nun wurde auf fünfzehn Schritte Distanz abgemessen, dann wurden die Duellanten postirt und ihnen die Waffen überreicht.

Den ersten Schuß hatte Vasarhely, wie es Baardorf haben wollte.

Vasarhely befann sich auch gar nicht lange, kaum hatte er Posto gefaßt und seinem Todfeinde einen artigen Gruß zugewandt, als er seine Pistole in die Luft abschob.

„Bravo!“ rief Glan-Hattav.

„Eine neue Beleidigung!“ schrie Baardorf, im Gesichte braunroth werdend. „Bin ich Ihnen keine Kugel werth?

Oder denken Sie noch immer scherzen zu dürfen? Ich werde mich in keine Spässe einlassen!"

Damit zielte er scharf auf Vasarhely und drückte dann ab.

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, stand ihm dieser jedoch heiter lächelnd, als ob er sich auf einem Balle befände, gegenüber. Dann grüßte er wieder und schoß die ihm zum zweitenmale geladen dargereichte Waffe in die Luft ab.

"Ich werde Ihnen die Boffen doch noch vertreiben!" knirschte Baardorf mit dem Fuße stampfend.

Sobald er seine Pistole wieder erhielt, zielte er noch länger und schärfer auf seinen Gegner, als das vorige Mal. Endlich drückte er ab. Und richtig, diesmal flog seinem Gegner der Kalpak vom Kopfe herab, ohne daß ihn die Kugel sonst verletzt hätte.'

"Ich hätte etwas tiefer zielen sollen," brummte er sehr mißmuthig.

Vasarhely lächelte stumm. Als ihm Hattav seine Pistole wieder geladen darreichte, sah er sich um, als ob er etwas suche. Eben rauschte ein Rabe über den Köpfen beider Duellanten dahin. Ein Ruck, die Pistole geht los und der Rabe liegt zu des Magyaren Füßen.

"Bravo!" rief nochmals Glan-Hattav, "daß nenne ich gut geschossen!"

"Ein Schlachtfeldvogel," seufzte Vasarhely.

Baardorf war bleich wie eine Leiche vor Zorn.

"Diesmal treffe ich ihn," sprach er zu seinem Sekundanten, als er die Pistole zum dritten Schusse erhielt.

Und in der That, er zielte gut, — gerade auf's Herz. Und jetzt will er losdrücken. Da tritt ihm plötzlich das Bild

Peppi's vor die Seele. Ein Schauer überläuft ihn, er beginnt zu zittern, — der Schuß geht los und wieder steht sein Gegner unverletzt da.

„Nun ist der Ehre mehr als Genüge geschehen!“ ruft Hattav. „Das ist ein Gottesurtheil! Das Duell muß ein Ende nehmen.“

Auch Sägesporn stimmt damit überein.

„Also um die feindliche Fahne auf dem Schlachtfelde!“ ruft Paardorf, „da der Teufel doch einmal die Kugeln dirigirt.“

In diesem Momente klangen Gisela und Viktoria die Ohren so laut, daß beide erschrocken.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine schreckliche Nacht.

Motto: Wie nun? Nicht wahr? Es sieht sich garstig an —
Das Bißchen Mensch, wenn sie's zu Grabe tragen?
Euch ekelst nicht!

Robert Prusz.

Nicht immer lagert sich, wie Hölty singt, die Ruhe mit verschlungenem Arme im Schatten mondbeglänzter Pappeln. Es gibt sehr stürmische Auftritte in der Natur, und noch viel stürmischere im kleinen Menschenherzen.

Es war ein recht unangenehmer Abend. Oben am Himmel jagte der Wind die Wolken in allerhand gräuliche Gestalten zusammen wie in einem Hexenmärchen, und auf Erden delectirte er sich an dem banalen Vergnügen, recht viele Ziegel von den Dächern und hie und da einen Baum aus dem Boden zu reißen. Es war ein Wetter, wo, wie man zu sagen pflegt, Niemand einen Hund vor die Thüre jagen möchte.

Gleichwohl ging der Professor Rauchfang in Regen und Sturmwind seelenallein draußen vor der Stadt spazieren und besann sich sehr lange, ehe er sich endlich entschloß, in sein allerliebstes Haus in der Vorstadt zurück-

zukehren, in dessen daneben gelegenem weiten Garten der Sturm heut arg sein Wesen trieb.

Was mochte dem Herrn Professor fehlen? Mein Gott, das, was ihm schon längere Zeit fehlte, Geld — das unheilvolle Geld!

Wer so in seinen Gedanken hätte lesen können? Sah es da traurig aus! Ein Mann, der immer reich, immer angesehen, unter allen besitzenden Viedermännern immer ein wohlbestellter, wohlbeleibter Viedermann gewesen war, und jetzt? Ach dies „und jetzt.“ Wenn man nicht zu wirthschaften versteht, wird man wohl überall schnell fertig, aber ob so schnell wie in Oesterreich, das ist die Frage. Der Wucher, der sich anderwärts fast nur an die Studenten und Unterlieutenants hängt, ist im Kaiserstaate ein gewaltiges, polypenartiges Ungethüm, vor dem Niemand ganz sicher ist, nicht ein Mal der Staat. Ach, und wäre dies Ungethüm wenigstens dumm! Aber so wittert es überall, wo ein Geschäft zu machen; es riecht das Nas wirthschaftlichen Elends so zu sagen meilenweit. Und an was für Leute schleicht es sich oft heran! Und wozu bringt es sie? Es macht nicht bloß Bauern zu Gesetzübertretern, es macht auch wohlthutirte Viedermänner zu Verbrechern. Wie? Nun, wir haben ja gesehen, in welcher Weise ein coulanter geschäftskundiger Banquier den armen Professor Rauchfang, der nur schwach, nur leichtsinnig war, zu allem brachte, selbst zum Diebstahl von Gelbern, — die der Armuth gehörten. Waren es doch nur — Papiere, und Papiere verfilbern sich oft so schwer.

Und nun war dem armen Professor plötzlich ein größliches Licht darüber aufgegangen, daß er ein Schurke, ein Spigbube sei, und deshalb irrte er draußen im Sturme

umher und simulirte darüber, wie er nur es anfangen sollte, der drohenden Schmach und Schande zu entgehen?

Er tritt jetzt in sein Haus ein. Wir wollen ihm folgen und sehen, was weiter geschieht.

Gleich oben im ersten Stock ist seine Wohnung.

Wie glänzend ist sie ausgestattet! Ein alter Diener leuchtet ihm sogleich entgegen, aber der Professor winkt ihm abzutreten, er will, wie er sagt, für heute Niemand mehr empfangen. Im Salon trifft er mit seiner Gemalin zusammen. Die war so recht ein Kind des Glückes von jeher. Reich geboren, reich erzogen, reich verheirathet! Als sie ihren Mann so todtenblaß eintreten sieht, erhebt sie sich von ihrem Guéridon und eilt ihm entgegen. Sie war immer eine sehr gute Frau gewesen, nur leider etwas gar zu verwöhnt, der Wirthschaft stets unkundig, dafür reich begabt mit kostspieligen Launen. Im Uebrigen galt sie durchaus für einen Engel; warum auch nicht?

Jetzt streichelt sie des Professors etwas grau melirtes Haar, seine Stirn und seine Wangen, denn es thut ihr wehe, ihn leidend zu sehen.

Er aber beugt sich zu ihr herab und küßt sie auf den Mund, der jetzt zahlos ist, einst aber gewiß sehr reizend war.

Und sie fragt ihn, was ihm fehle.

Wie idyllisch! Wer sollte da nicht denken, daß er Pyramos und Thisbe vor sich habe!

Der Professor gibt indeß seiner Lebensgefährtin keine laute Antwort, er flüstert ihr lange etwas sehr leise in's Ohr.

Das war gewiß etwas Entsetzliches, was er ihr da mittheilte!

Sie wankt, sie verhüllt ihr Gesicht.

Darauf flüsterte er ihr nochmals einige Worte zu und zieht dabei ein kleines Fläschchen mit einer hellen, glänzenden Flüssigkeit aus der Tasche. Dies Fläschchen zeigt er ihr, und sie blickt es mit bleiernem Entsetzen an.

„Aber unsere Kinder?“ ruft die schon ältliche Frau im natürlichen Aufschrei der Verzweiflung.

Wieder beugt sich ihr Gemal zu ihr hinab.

Was er ihr gesagt?

Kein Mensch weiß es.

Aber nun folgt sie ihm willig in das Schlafkabinett, das sie sorgfältig hinter sich abschließen. Eine kleine Weile hört man noch Schritte darin, dann wird ein Tisch gerückt. Es klirrt ein Glas. Und jetzt ertönt ein einziger schwacher Schrei, dann ist es wieder ganz still; das Opfer ist vollbracht.

Zur selben Zeit etwa saß oben in seinem kleinen Dachstübchen jener Wiener Vokalsänger, den wir an dem Abende kennen lernten, wo er vor einem zahlreichen Publikum, unter dem sich auch Frene und Taucher befanden, den Vortrag über des Hanswurst Nachtgedanken gehalten hatte. Der arme Vokalsänger und Vokaldichter hatte damals schon sich mit dem Hanswurst indentificirt und eben seine eigenen Gedanken zum Besten gegeben. Jetzt aber waren ihm diese Nachtvögel nachgerade über den Kopf gewachsen. Er saß an einem von einfachen Brettern roh zusammengefügtten Tische, auf dem ein trauriges Talglicht seine unsichere Flackerexistenz ausströmte.

Armes Talglicht! Du bist das Bild des armen Lebens dieses armen Volkskinds!

Auf dem Tische liegt ein Blatt Papier, auf welchem

der Improvisator soeben an seinen einzigen Freund ein paar Zeilen geschrieben. Nun schließt er den Brief, kouvertiert und siegelt ihn zu, schreibt eine deutliche Adresse darauf und steht dann auf, indem er zu sich selbst sagt:

„Das wär' g'scheh'n, nun kann i allweil mit dem Ding an End machen, es langweilt mi eh schon.“

Und darauf zieht er eine Pistole aus der Tasche, ladet sie mit großer Gemüthsruhe scharf, indem er dabei ein verächtliches Lächeln um seine Lippen spielen läßt und dazu vor sich hinbrummt:

„Ja, i hab's allweil satt, den Narr'n zu machen für die anderen Narren. Es schaut nix dabei heraus, als daß man z'lezt an Ekel kriegt vor sich selbst. I hätt' schon was Bessres sein können, wenn i als an Hofrath zur Welt kommen wär! Aber derweil das nit der Fall war, hab i's nur zum Lumpaci Bagabundus gebracht und darüber den Appetit am Leben verloren. Andere Narren laufen freilich noch länger mit, i will's aber nit mehr, i will an besonderer, apparter Narr sein und wenigstens mit an'm Knall-effekt zur Höll' fahren. Was ist auch's Leben? Aue schlechte Melodie auf aner Dudelsackspfeifen und nix Anderes. Zulezt wandern wir halt Alle in d'Spodiumfabrik. So werden's doch wenigstens noch von mir in denen Zeitungen schreiben und mir aue Reklam machen für den Schindacker. Und i thu noch dabei an gut's Werk, daß i dem Nothstand unter denen Todtenwürmern mit mei'm eig'nem Leichnam Abhülff verschaff'. Wird das bei den Western eine Freud sein, wenn sie mal an einem Kadaver knabbern dürfen, den die Schwinducht nit schon vormeg g'fressen hat. Leb wohl, Welt, leb wohl, Wean, mein liabe Vaterstadt, jezt fahr i mit Extrapost direkt in die Höllen als Courier für...“

Doch der arme Schalksnarr ließ sich nicht ein Mal selbst aussprechen. Schon hatte er die Pistole an die Stirne gesetzt und drückte los. Ein Knall, ein Fall, Blut, Gehirn und Schädelknochen flogen an die Wand — und die Sache war vorüber.

Draußen heulte der Sturm, der Regen schlug wild gegen die Fenster und auf dem Tische, unter dem die frische Leiche lag, flackerte das herabbrennende Talglicht immer mehr, immer unsicherer, bis es endlich in sich selbst erlosch.

Und wieder zur selben Zeit ward an der Pforte des Irrenhauses, vor dem ein Wagen hielt, heftig geklingelt. Diener der öffentlichen Sicherheit brachten dort ein Frauenzimmer ein, das sich wie rasend geberdete. Sie trug ein langes, weißes Kleid und im verwirrten Haare eine lockere Krone von Goldpapier. Ihre ganze Gestalt zuckte convulsivisch. Besonders aber zitterten die gebundenen Hände, die sich vergeblich zu befreien mühten.

Die Wächter hielten sie fest, sie aber schrie ihnen zu: „Rührt mich nicht an, Ihr Teufel! Seht Ihr denn nicht, daß ich die gnadenreiche Himmelskönigin bin?“

Es war kein leichtes Spiel mit ihr.

Die Diener der Gewalt mußten alle Mühe und Kraft darauf verwenden, die arme Irre fest zu halten. Hätten sie ihr nur einen Augenblick freien Spielraum gelassen, so wäre sie ihnen auf und davon gegangen und weiß Gott wohin.

Laut schlug der Regen in seinem monotonen Takt auf das Straßenpflaster, und der Wind heulte wie ein gepeitschtes Kind. Die Gasflamme in der Laterne vor dem düsteren, unheimlichen Hause hüpfte und flackerte hin und her wie ein Irrlicht.

Da ging endlich die Thorfahrt auf.

Das weibliche Wesen wurde aus dem Wagen herausgeholt, eigentlich mehr gezerrt, denn sie sträubte sich heftig und schrie dabei so laut und schrill, als ob sie den Sturm übertäuben wolle. Selbst Fauststöße vermochten sie nicht zu beruhigen.

Es war ein überaus häßlicher Anblick.

Jetzt flog die goldene Papierkrone von ihrem Haupte.

„Meine Krone, meine Himmelskrone!“ kreischte sie.

Und sie stampfte mit den Füßen und suchte sich mit denselben ihrer Wächter zu erwehren.

Doch die Teufel, wie sie ihre Vändiger nannte, gewannen gleichwohl die Uebermacht und brachten sie glücklich in das Irrenhaus hinein.

Dröhnend schlug die schwere Thür hinter ihr zu.

Ob wohl in diesem Augenblicke der junge Paardorf einen Stich im Herzen fühlte, oder ihm die Ohren klangen?

Dumpfe und immer dumpfer werdende Wehlaute drangen von Innen bis auf die Straße heraus.

Ah, die Gefangene heulte gar laut und entseßlich!

Wer hätte wohl in ihr die ehemals so liebliche Peppi jetzt wiedererkannt?“



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden Verschworenen.

Otto: Doch, wie ich nach Beiden fragte,
Gab die Welt mir Spott und Noth;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war todt.
Und es lag schon längst im Grabe,
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf dem schweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.
Denn es geht ein seltsam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das Begrab'ne auferstände
Wie mit einem Wetterschlag!

Julius Rosen.

In seinem Hotel war erst seit diesem Morgen wieder Dr. Laucher von einer Reise angelangt. Er hatte es eilig gehabt und war von den Strapazen etwas mitgenommen. Jetzt am Nachmittag saß er oben in seiner Stube auf dem Sopha, vor dem ein Tisch gerückt, der über und über mit Papieren und Karten bedeckt war.

Der Doktor machte sich's so bequem wie möglich, während er in den Papieren, unter denen sich auch Drucksorten befanden, stöberte. Er rauchte aus einer großen türkischen Pfeife und schaukelte mit seinen Beinen, als ob er einen Esel zu

Grabe läute. Aber trotz dieser behaglichen Attitude spielte doch über seinen heute auffallend blassen Bügen ab und zu der blitzschnell dahin gleitende Schatten großer, nervöser Unruhe. Es schien dem berliner Herrn Nationalökonom in der wiener Luft nicht mehr recht gehener zu sein. Sobald sich draußen auf dem Korridor ein Geräusch vernehmen ließ, fuhr er ängstlich empor und warf ein bereit liegendes großes ostindisches Taschentuch über die vor ihm auf dem Tische ausgebreiteten Papiere, welches er erst dann wieder abnahm, wenn die Schritte draußen verhallt waren. Dabei blinzelte er mit den Augen oft so seltsam, und wenn er sich seine Pfeife, die sehr oft ausging, wieder anzündete, zitterte seine Hand manchmal wie Espenlaub.

„Es ist wahr,“ sprach er zu sich selbst, „jetzt fängt die Sache an, sehr ungemüthlich zu werden. Es ist kein Pastetenessen, im Feindeslande auszudauern, wenn schon alle Welt Spione wittert, und jeder Spießbürger zum Gensdarmen wird. Ich weiß nicht, ob das Honorar der Gefahr entspricht. Doch — das wird es ja schon, denn hier stehen nicht gewöhnliche Dinge auf dem Spiele, und Graf Bismark ist kein Knauser, wenn es sich um schwierige aber erfolgreiche Missionen handelt. Er weiß, was ich für ein Opfer bringe, indem ich zu solcher Zeit meine Familie verlasse und in der Hauptstadt des Feindes conspirire. Ha, ha, ha, was wird die Welt in nächster Zeit alles für wunderbare Ueberraschungen erleben! Bismark ein Förderer der Revolution, ein Anreger und Mäcen aller möglichen Rebellen. So viel Machiavellismus trauen ihm seine verblendeten Feinde nicht zu. Die haben wohl auch jetzt, unter den Fittichen des sterbenden Bundestages, als schwarzrothgoldenen Zuckerfuß für die blöde Menge die Bildung eines

deutschen Föderativdemokraten-Centralausschusses in Frankfurt gestattet, — doch was wird dabei herauskommen? Geschwätz und eitel Phantasterei! Da sind wir praktischere Leute. Wir lassen uns nicht mit phantastischen Gespenstern, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut, ungeheurer Kühnheit und vermessener Thatenlust ein. Unser Alliirter ist Garibaldi, ist Klapka und Kossuth, — das sind Leute von Fach. Ja, den Bismarck wird man erst kennen lernen, das ist ein Mann, der etwas durchsetzen wird, weil er Alles zu benützen, alles in seinem Interesse umzuprägen versteht. Wie wird ihn, den früher so verhassten Popanz der Reaction, das Volk in Preußen noch segnen, und ganz Deutschland, nach gethaner Arbeit, ihn anstaunen! Und wie hat man erst auf ihn geschimpft, wie ihn verkleinert, wie ihn in den Schmutz herabgezogen! Es ist und bleibt doch wahr, daß die Wespen nur in süße Früchte stechen, und der alte Max Klinger hat auch recht gut gewußt, was er that, als er schon im vorigen Jahrhundert die Sentenz niederschrieb: „Wer in vollem Ernste auf die Opinion des Volks baut, der kann auch dem Sumpfe entstiegene, hin und herflatternde Irrwische für Firsterne halten.“ — Hinterher wird dann ein jeder ein Prophet sein wollen, und der arme preussische Premier, auf den jetzt in Wien alles Mögliche erdacht und als Spott und Schimpf gesungen wird, kann es noch erleben, daß er von den hiesigen Witzblättern, die ihn jetzt nicht genug als Schenusal darstellen können, den österreichischen Staatsmännern als Muster vorgeführt und sogar von den wiener Straßenjungen als Sokrates aller Spitzbuben und Politiker verherrlicht werden wird. — Wenn ich nur selbst erst meine Aufgabe ganz erfüllt hätte und mit guter Art davon wäre. Diese verdamnten magyarischen

Proklamationen machen mir die meiste Angst. Was wird die Baroneß für Augen machen, wenn ich sie ihr heute noch zeige. Sie weiß bereits, daß ich hier bin und wird mich mit Schmerzen erwarten. Und was wird sie erst für ein Mündchen schneiden, wenn ich ihr die ganze Lage der Dinge mittheile! Ich muß Toilette machen, und jetzt gleich zu dieser schönen Feindin Oesterreichs fahren, denn — die Zeit drängt!”

Der Doktor wollte eben aufstehen, um diesen Gedanken auszuführen, obwohl er sich einer geheimen Furcht, seine gefährlichen Papiere zu verlassen und damit vielleicht einer heimlichen Besichtigung preis zu geben, nicht zu ent schlagen vermochte, — da klopfte es leise an seine Thür.

Wie vom Blitze gerührt fuhr er zusammen, denn er hatte keine Schritte vernommen, die diesem Klopfen vorausgegangen wären. Sollte er verrathen sein und jetzt plötzlich überrascht werden?

Im Nu flog sein großes ostindisches Taschentuch über die verhängnisvollen Zeugen seiner gefährlichen Mission auf dem Tische. Und während sich seine Büge vor schnell und furchtbar ihn überfallender Angst krampfhaft starr zusammenzogen, öffnete sich sein Mund zu einem kaum hörbaren: „Herein!”

Doch dies „Herein“ ward draußen sehr gut vernommen, denn sofort öffnete sich jetzt die vom Doktor in unverzeihlicher Verwirrung vorher unverschlossen gelassene Thür und eine tief verschleierte Dame trat in das Zimmer.

Der Doktor sprang hastig auf, indem er stotterte:

„Mit wem habe ich die Ehre? . . .“

Da schlug die Dame den Schleier zurück, und die

Baroneß Gisela von Hühnerfeld stand vor dem auf's angenehmste erstaunten Gmiffär Bismarck's.

„Ah,“ rief er freudig aufathmend. „Sie sind es, meine gnädige Baroneß! Seien Sie hoch willkommen.“

„Ich höre,“ antwortete diese mit bezauberndem Lächeln, „daß Sie heute wieder hier eingetroffen sind, und da kann ich die Zeit nicht erwarten, Sie zu sprechen. Was für Neuigkeiten bringen Sie denn mit?“

„Immense, meine Gnädige, aber, — Sie verzeihen, — ich war ein Dummkopf erster Klasse, daß ich vorhin die Thüre nicht verschloß. Ich bin es Ihnen und mir schuldig, dies jetzt sogleich zu thun . . .“

Und damit schritt er auf die Thüre zu.

„Was fällt Ihnen ein, Doktor? Mein Ruf . . .“

„Theuerste Baroneß, hier steht vielleicht mehr als das auf dem Spiele, wenn ich die Thüre unverschlossen lasse, nämlich — Ihr Leben und das Gelingen unserer großen Pläne.“

„Das ist etwas Anderes,“ entgegnete schnell entschlossen die Hühnerfeld. „Wenn unsere Angelegenheiten es erfordern, so schließen Sie immerhin die Thüre zu. Ich fürchte mich überdies vor keinem Manne.“

Der Doktor drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse herum, dann schob er auch noch den Riegel vor.

„Es war das sehr nothwendig,“ bemerkte er dann zum Tische zurückkehrend und die Baroneß auf's Sopha nöthigend. „Sie werden das gleich selbst bestätigen.“

Und damit hob er das Tuch von den Papieren.

„Sehen Sie diese magyarischen Proklamationen an die in der k. k. Armee dienenden Söhne des glorreichen Magyar Ország Arpád's?“

Als hätte sich ein ganzes Füllhorn von Freuden über Gisela ergossen, so strahlten ihre Züge bei dieser Mittheilung in namenlosem Entzücken.

„Also,“ rief sie dann mit gedämpfter, aber vor innerem Jubel zitternder Stimme aus: „Graf Bismarck geht auf meine Vorschläge ein und willigt in die Allianz mit Ungarn?“

„Vollkommen, meine Gnädige, und zum Beweise dessen und seiner vollkommenen Verehrung Ihrer anbetungswürdigen Person übersendet er Ihnen dies kostbare mit Brillanten eingefasste Medaillon mit dem preussischen Königspaare. Sie verstehen, was das heißt?“

„Ich verstehe es vollkommen. Mein Gott, das ist viel.“

„Graf Bismarck,“ bemerkte Taucher mit einer gewissen Feierlichkeit, „thut nie etwas Halbes. Schon befindet sich Klapka in Schlessien . . .“

„Klapka in Schlessien!“

„Er soll diejenigen Magyaren, welche in Folge Ihrer Bemühungen und der mitgebrachten Proklamationen desertiren werden, zu einer ungarischen Legion formiren.“

Die Baronesz küßte statt jeder Antwort mit feuriger Inbrunst das ihr von Bismarck übersandte Medaillon.

„Aber,“ begann der Doktor wieder, „wie werden wir die Proklamationen nun an den Mann bringen?“

„Das ist sehr leicht,“ erwiderte sogleich Gisela, „ich habe in Erwartung gewisser Eventualitäten seit einer Woche zwei frühere Honvedoffiziere in meine Dienste genommen. Das sind begeisterte ungarische Patrioten, die sich ein Vergnügen daraus machen werden, die Proklamationen unter die ungarischen Regimenter zu vertheilen.“

„Dann ist ja alles gut,“ meinte, sich die Hände reichend, der bewegliche Doktor.

„Ich werde diese beiden Leute,“ fuhr die Baroneß fort, „hinreichend mit Geldmitteln versehen. Sie sind mir als durchaus zuverlässig empfohlen und können deshalb die Reise mit diesen kleinen Brandraketen von Regiment zu Regiment um so eher unternehmen, als ja die vorläufige österreichische Ordre de bataille bereits in meiner Hand ist . . .“

„Baroneß!“ fiel hier der Doktor ein, „theuerste, himmlischste Baroneß, wäre es möglich, Sie hätten wirklich . . .“

„Die österreichische Ordre de bataille, und zwar genau bis auf die Aufstellung detachirter Compagnien, in allgetreuester Kopie. Sie können sie morgen nach Berlin schicken, wo sie immer noch zeitig genug eintreffen wird, um in der geheimen Decker'schen Hofbuchdruckerei zum Besten der preussischen Armee abgedruckt zu werden . . .“

„Sie sind ein Engel,“ rief kaum seiner noch selbst mächtig Taucher, „doch nein, Sie sind mehr als ein Engel, Sie sind eine Göttin! Das übersteigt ja meine kühnsten Hoffnungen! . . .“

„Ich kann Ihnen noch mehr berichten,“ fuhr mit ganz ruhigem Tone die Baroneß fort. „Süddeutsche Blätter phantasiren viel davon, daß die österreichische Armee bei Ausbruch des Krieges mindestens achthunderttausend Mann stark sein werde . . .“

„Das,“ unterbrach sie Taucher, „besorgt man selbst in Preußen und bietet deshalb alle nur irgendwie verfügbaren Kräfte auf, weil man glaubt, daß von diesen achthunderttausend nur zwei hundert fünfzigtausend auf Italien, die übrigen fünfhundert fünfzigtausend Mann aber auf uns kommen werden.“

„Dem wird aus einem sehr einfachen Grunde nicht

so sein, Oesterreich wird kaum sechshunderttausend Mann in's Feld stellen. Ich weiß das aus bester Quelle."

"Das wäre herrlich," jauchzte der berliner Doktor. „Um so herrlicher, als es auch mit den Rüstungen seiner deutschen Verbündeten nicht weit her ist."

„Kennen Sie dieselben genau, Doktor?"

„Ob ich sie kenne? Meinen Sie, meine Gnädige, daß ein Mann wie ich mit all' meinen vielfältigen Verbindungen und den mir so reichlich zu Gebote stehenden Mitteln Hannover, Hessen, Baiern und die übrigen süddeutschen Staaten ohne Vortheil bereist?"

„Aber Sie hatten nicht lange Zeit dazu."

„Dies war auch nicht nöthig. Mit den volkswirthschaftlichen und statistischen Verhältnissen all' dieser Länder bis in's genaueste Detail vertraut, brauchte ich sie gleichsam nur zu durchfliegen und überall bloß an einigen richtigen Thüren dabei anzupochen, um Alles zu erfahren, was uns zu wissen von Nothen ist."

„So erzählen Sie, Freund, wie die Sachen draußen stehen. Ich möchte so gern schon im Voraus wissen, ob der Erfolg uns ganz gewiß gehören wird."

Der Doktor, auf den die Augen Gisela's mit großer Spannung gerichtet waren, spitzte jetzt seine Ohren. Draußen im Korridor waren wieder Schritte laut geworden. Erst als dieselben ganz verhallt waren, hob er mit sehr gedämpfter Stimme an:

„Nach dem, was Sie mir mitgetheilt, theuerste Baroness, und nach dem, was ich in Deutschland selbst beobachtet, darf ich allerdings die feste Ueberzeugung aussprechen, daß Preußen in dem bevorstehenden Kriege siegen wird. Während Preußen mit wahrhaft revolutionärer

Energie, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handle, rüstet, wühlt und wirbt und seine Politik streng Hand in Hand mit seinen eisernen Kriegsvorbereitungen geht, sind seine Gegner wie in einem Traum gefangen, aus dem sie, denke ich, schrecklich genug erwachen werden, wenn es erst zu spät ist. Nur Sachsen hat einigermaßen gerüstet, denn dort hat Herr von Beust, der uns Preußen kennt und haßt, seinen Haß für die mangelnde Energie auf die Waagschale gelegt und wirklich etwas Feuer in die Vorbereitungen zum Kriege gebracht. Anders schon in Kurhessen. Dort ist uns freilich der Kurfürst selbst bitter feindlich gesinnt, denn er kann Herrn von Bismarck, den preußischen Landjäger, der ihn einst zu konstitutioneller Raison bringen sollte, nicht verzeihen, aber das Volk sympathisirt mit uns, und der kurhessische Landtag, der jetzt einberufen wird, um die Mittel zur Mobilisirung zu bewilligen, wird mit nichts in die Tasche greifen. Die kurhessische Armee befindet sich auch noch auf dem tiefsten Friedensstande, und ihre Artillerie hat nicht ein Mal Feldschießbedarf. Nicht viel besser sieht es in Hannover aus. Auch dort wird, wie mir Herr von Benningsen selbst versichert hat, die Ständerversammlung der Regierung keinen Kreuzer zu Rüstungen gegen Preußen bewilligen. Natürlich ist die hannoversche Armee noch nicht mobil gemacht. Sie liegt vielmehr zerstreut im Lande, theils auf Uebungsmärschen, theils in Standquartieren, ein Drittel in Stade, ein anderes Drittheil bei Verden, gerade als ob es darauf abgesehen sei, die Regimenter vereinzelt aufheben zu lassen. Ich sage Ihnen, das Welfenreich wird Preußen wie ein wurmstichiger Apfel in den Schoß fallen.

4 von Baiern, wo Herr von der Pfordten, der Groß-

matador in Redensarten, dirigirt, haben wir nicht so viel zu fürchten, als man denken sollte. Es wird statt hunderttausend nicht viel über vierzigtausend Mann in's Feld stellen und die Führung derselben einem 71jährigen Greise anvertrauen. Komisch sieht es im übrigen Süddeutschland, im recht eigentlichen Revier des deutschen Bundestages aus. Das arme gute Volk bildet sich dort wirklich allen Ernstes ein, daß es sich jetzt um gar nichts weiter, als um die Befreiung seines alten lieben Schmerzenskindes Schleswig-Holstein und um die Austilgung des Popanz Bismarck handle. Auf allen Bierbänken, in allen Wein- und Apfelweinstuben wird dieserhalb dort nach Krieg geschrien und laut und emphatisch betheuert, daß kein Opfer an Gut und Blut zu theuer sei, um so heilige Ziele zu erlangen. Zum Glück ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn über all' dieser frischen Bürgerkriegsbegeisterung sitzt und tagt der rostige, wurmstichige, altentstaubüberpuderte Bundestag und wackelt bedächtig und lebensmüde mit seinem unendlichen Zopfe. Die süddeutschen Liberalen mögen so viel nach Parlament und Volksbewaffnung schreien, als ihr etwas jäher Enthusiasmus es ihnen nur eingibt, regungslos und starr wie eine vieltausendjährige Mumie steht ihnen die ganze Wucht alter politischer Uebelstände und hilfloser Militärinstitutionen gegenüber.“

„Und deshalb wird in Süddeutschland nicht das Volk, so gern es möchte, sondern es werden die reaktionären Minister und Ministerchen, die Pfordten, Dalwigk, Barnbühler und wie sie sonst heißen, mit uns Krieg führen. Diese Herren, denen der Zopf tief in's Herz hineingewachsen ist, werden sich wohl hüten, die Kraft des Volkes, das sie mit Wechseln auf die Zukunft abpeisen wollen, aufzurufen.“

Und die Folgen werden ganz so kläglich ausfallen, als die Verfahrenheit der Urheber es bedingt. Während Preußen zwanzig Jahrgänge in's Feld schickt, machen seine rein-deutschen Gegner kaum Miene, ihm ganze sechs Jahrgänge entgegen zu stellen, und Zahlen entscheiden."

"Auf den bevorstehenden Feldzug in Süddeutschland freue ich mich ganz besonders. Theure Baroneß, der wird die Glorie der weiland Reichsarmee noch weit hinter sich lassen, der wird von Seiten unserer Feinde nichts Anderes, als der in's Soldatische übersezte Bundestag selbst, er wird Pops und Schwert sein. Wie amüsant wird sich das Baudern, Protestiren und Retiriren, wie herzerfreulich werden sich die beliebten und unvermeidlichen Bundesferien in den mindestens Duzend Hauptquartieren unserer Duodezgegner ausnehmen. Ja, der ehrwürdige Bund wird seinen Kehraus in würdigster Weise spielen, es wird eine Verwirrung sein wie am jüngsten Tage, die Kopflosigkeit wird mit der Unfähigkeit nach der Melodie tanzen: „und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam," — und die große Nachtmüße, die so lange über Deutschland ausgebreitet lag, wird trotz der in Verzweiflung aufgesteckten schwarz-roth-goldenen Kokarde bei dem genialen Versuche, sich in Schießbaumwolle zu verwandeln, — in die Luft gehen!"

"Was haben die vielen Bundesmilitärberathungskommissionen Deutschland gekostet! Und siehe da, jetzt haben unsere Gegner kein gemeinsames Kaliber, kein gemeinsames Kommando, dafür aber eine Landkarte von verschiedenen Uniformirungen und eine Menge leerer — Zeughäuser. Und wie bin ich erst auf die Herren Bundesgeneräle neugierig! Welche strategischen Wunder werden die vollenden,

welche klassischen Schwabenstreiche werden sie ausführen, wie werden sie sich unsterblich machen! Aber so viel Blut und Thränen dies auch alles kosten wird, es ist nöthig, daß das Deutschland von bisher ein Ende mit Schrecken nehme, um sich aus einem geographischen Begriff in ein großes politisches Vaterland, aus einem Spott der Völker in eine seiner Geistesthaten würdige politische Gestalt, aus einem Raritätenkabinet der Viel- und Kleinhöferei in einen Staat zu verwandeln, dessen Heere von aller Welt gefürchtet, dessen Flagge auf allen Meeren achtungsvoll gegrüßt sein wird. Sehen Sie, verehrteste Baroneß, dieser Gedanke ist es nicht zum wenigsten mit, der mich diese schwierige Mission unternehmen ließ, denn wir Menschen sind und bleiben doch alle mehr oder weniger die Narren unserer Jugendträume.“

Der Dr. Laucher war bei den letzten Worten wärmer und herzlicher geworden, als man es diesem sonst so sehr in Zahlen und Berechnungen lebenden Manne hätte zutrauen sollen. War das nur das Glittergold der Beschönigung für seinen zweifelhaften Argonautenzug, oder war es wirklich ein Anklang, eine Erinnerung aus jener munteren, phantasievollen Studentenzeit, wo er mit anderen Commilitonen auf der Wartburg geschworen hatte, Deutschland einig und frei zu machen?

Mein Gott, wie viele Leute haben diesen Schwur gethan, als die Burschenmütze noch ihre regellos von lockigem Haar umwallten Brauseköpfe bedeckte und das Gaudeamus igitur ihnen aus der Seele klang, und dann sind sie doch die besten, unverfälschtesten Staatsbämorrhoidarien erster Klasse geworden und haben höchstens noch an den großdeutschen Knochen, welche die „Allgemeine Augsburger Bei-

tung“ für pensionirte Patrioten von ehemals als Rumford'sche Hungersuppe verarbeitet, kärgliches Gefallen gefunden.

Die Baroneß hatte den Schilderungen des Doktors mit höchstem Interesse gelauscht. In ihren Adern suchte es wie ein elektrischer Strom, und nachdem ihr preußischer Freund in seinem Berichte innegehalten, rief sie nicht ohne lebhaft vibrirende Stimme aus:

„Ja, es wird gelingen, ich fühle es, ich weiß es, wir, das heißt Preußen und Ungarn werden siegen!“

Der Doktor sah sie eine Weile mit seltsam prüfendem Blicke an, dann sprach er:

„Verzeihen Sie, edle Baroneß, aber das Verhältniß in dem ich zu Ihnen stehe, ist so eigenthümlicher, ja, so absonderlicher Art, daß Sie mir es schon nicht für übel halten dürfen, daß mir auch ein Mal eigenthümliche absonderliche Gedanken aufsteigen.“

Hier hielt Taucher inne. Es schien, als ob eine gewisse Verlegenheit ihn am Weiterreden verhindere.

„Sprechen Sie sich aus, lieber Doktor!“ animirte ihn Gisela, da ihr sein Mienenpiel plötzlich sehr verändert vorkam.

„Sie dürfen,“ nahm der berliner Gelehrte seine Rede wieder auf, „es nicht etwa für Mißtrauen halten, aber der Gedanke stieg so eben in mir auf, was Sie, meine Gnädige, denn wohl eigentlich veranlassen möchte, so sehr mit Haß gegen Oesterreich erfüllt zu sein? In unserer politischen Zeit kommen die seltsamsten Maskirungen vor. Wie nun, wenn ich, der geheime Sendbote Bismarcks, mich

plötzlich einer Dame gegenüber befände, welche sich mir nur genähert, um mich auszuforschen und dann unschädlich zu machen?

In diesem Augenblicke klopfte es ziemlich stark an die Thür.



Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Warnung.

Motte: Und ob sich rings Gewitter thürmen
In West und Ost um unsern Pfad,
Es ahnt uns, daß in ihren Stürmen
Ein gottgesandter Frühling naht.
Und aus der Kräfte dunklem Gähren
Umwittert uns geheimnißvoll
Der Hauch, der, was erstarrt verzehren
Und was da lebt verjüngen soll.
Emanuel Geibel.

Sowohl Dr. Taucher wie die Baroneß fuhren bei diesem Klopfen unwillkürlich zusammen. Wieder war demselben kein anderes Geräusch vorausgegangen, es war also doppelt verdächtig.

Dazu kam, daß die Phantasie Beider durch die Wendung, welche zu allerlezt ihre Unterhaltung angenommen, noch mehr aufgeregt worden war, und ihnen Verrath und Ueberfall aus jedem Schlüßelloche entgegen drohen ließ.

„Da haben wir es!“ sprach entsezensbleich der Doktor, indem er aufstand, um zu sehen, was etwa noch zu retten sei.

„Mein Ruf!“ seufzte Gijela. „Diese verschlossene Thür“

„Sichert mich wenigstens vor der ersten Ueberraschung,“ fuhr Taucher fort, indem er alle Papiere vom Tische wegnahm und in eine düstere Ecke hinter einen Wäschschrank schleppte.

„Ja,“ senfte er dabei, „heute kann man sich auf Niemand mehr verlassen.“

„Aber, was soll ich anfangen?“ fragte die Baroneß, die sich in der That nunmehr in einer sehr heiklen Situation befand.

„Ihnen dürfte wohl kaum etwas geschehen,“ senfte seinerseits der Nationalökonom, „aber ich armer Familienvater, — ach, und in Oesterreich wird gehangen!“

„Haben Sie keinen verborgenen Ausgang aus diesem Zimmer?“ fragte mit steigender Beängstigung die Baroneß.

„Das Fenster wäre der einzige, außer dieser Thür, vor der das Schicksal steht.“

„Aber da ist ja ein Kleiderschrank!“ rief die findige Fee vom Maskenball. „Dahinein werde ich mich verbergen.“

„Nein“, entgegnete der Doktor, indem er mit einem Sprunge vor der Thür desselben stand. „Dieser Schrank gehört noch mir. Er bietet mir eine letzte Zuflucht. Empfangen Sie den Feind. Ihnen, einer Dame von Stande wird man nichts thun. Und vielleicht zieht, während ich mich in dem Innern dieses nützlichen Meubles berge, das böse Wetter noch ein Mal an uns vorüber.“

Und schon öffnete er sacht die Schrankthür, um seinen strategischen Rückzug so leise wie möglich anzutreten, da klopfte es zum zweiten Male und diesmal weit stärker an.

„Nein,“ flüsterte jetzt Gisela, „so sollen Sie sich nicht aus der Schlinge ziehen, um mich dem Gelächter und wahr=

scheinlich noch weit Schlimmerem preiszugeben. Ich lasse Sie nicht in dies Asyl eintreten. Hören Sie, wie es stärker klopft? Glauben Sie, es werde nicht auffallen, wenn man mich in einem Hotel in der Stube eines fremden Herrn eingeschlossen fände. Ermannen Sie sich und öffnen Sie selbst die Thür, während ich den Schrank beziehe."

"Nur über meine Leiche!" winselte der Doktor. „Ich beschwöre Sie, Baroneß, retten Sie mir das Leben, ich habe Frau und Kind, und in Wien mag ich am wenigsten gehangen werden! Lassen Sie mich hinein!"

"Nur über meine Leiche!" replicirte ihrerseits Gisela. Jetzt klopfte es noch stärker draußen.

"Deffnen Sie, Doktor," bat die Baroneß, „öffnen Sie, ehe die Schergen das ganze Haus rebellisch machen und dadurch meine Schmach noch erhöhen. Deffnen Sie, oder ich rufe um Hilfe."

"Sie werden doch nicht!" erwiderte Taucher mit einer armen Sündermiene zum Erbarmen. „Ich bin ein geschlagener Mann und Sie, Sie sind eine Verrätherin!"

"Sie sind ein Feigling!"

"Nein, ein Familienvater!"

"Ich werde schreien!"

"Na, noch gibt es einen Ausweg!"

"Und der wäre?"

"O Gott, wie das schon wieder klopft! Ich werde Ihnen denselben gleich zeigen."

Und damit eilte er zum Tische, auf dem ein geladener Revolver zurückgeblieben war.

"Kennen Sie diese Büge?" fragte er mit einem zweifelungsvollen Lächeln seine Stubengenossin.

"Was wollen Sie damit?"

„Lassen Sie mich in den Schrank, Baroneß, oder Sie sind in der nächsten Sekunde eine Leiche. Mir ist jetzt Alles Eins; wenn ich ein Mal gehängt werden soll, will ich wenigstens wegen einer ordentlichen Missethat vom Leben zum Tode gebracht werden!“

„Sie sind toll geworden.“

„Im Gegentheil, ich war nie vernünftiger. Also entscheiden Sie sich.“

Und er erhob den Revolver gegen Gisela.

„Sie wollen auf eine wehrlose Dame schießen?“

„Den Schrank oder das Leben!“ gab der Doktor mit wahrhaft furchtbarer Kaltblütigkeit zur Antwort.

„So nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Das ist es ja eben, theuerste Baroneß, um was ich Sie auch bitte.“

Nochmals klopfte es jetzt draußen, während sich auch schon ein undeutliches Gemurmeln vernehmen ließ.

„Haben Sie es gehört, Baroneß?“ fragte Taucher, indem seine Mienen einen furchtbaren Ausdruck annahmen.

„Schon die nächste Minute wird über uns entscheiden. O Bismark, Bismark, in was für eine Lage hast Du mich gebracht! Wirst Du mir mein Leben bezahlen? Wirst Du die Thränen meiner Familie zu stillen im Stande sein!“

Des Doktors Seele wurde windelweich vor Todesangst, in seine Augen traten Thränen und wie einen letzten Seufzer stieß er den Klageruf des Marquis Posa aus:

„Und das Leben ist doch so schön!“

Diesen Moment hatte Gisela abgepaßt, um ihrem guten Freunde in die Hand zu fallen, damit sie ihm den Revolver entreiße.

„Verrätherin!“ stöhnte Taucher und suchte sie an der

Rehle zu packen. Ein gräßlicher Ringkampf schien seinen Anfang nehmen zu wollen.

Da rief von draußen eine dem Doktor wohlbekannte Stimme:

„Doktor, sind Sie denn des Teufels? Was um's Himmels willen führen Sie denn in Ihrer Zelle für eine Froschmänfeschlacht auf? Werden Sie Ihrem Freunde Xanthos nicht öffnen, der Ihnen gar mancherlei, was Sie interessiren dürfte, mitzutheilen hat?“

Diese Interpellation gab der ganzen Situation schnell eine rettende Wendung.

Der Doktor ließ die Baroneß und diese den Doktor los und Beide begannen sich schnell ihrer eben unter einander abgespielten Scene zu schämen.

„Welche Uebereilung hätten wir beinahe begangen?“ sprach er.

„Welche Tragödie hätte uns unsere Einbildung schaffen können!“ meinte sie.

„Jetzt steht Ihnen der Schrank zu Gebote,“ sagte er mit einer höflichen Verbeugung.

„Wer ist dieser Xanthos?“ fragte sie.

„Ein zuverlässiger Freund.“

„So werde ich ihn außerhalb des Schranke's erwarten. Deffnen Sie ihm Doktor!“

Taucher folgte diesem Gebote jetzt gern.

Er schloß die Stubenthüre auf, schob auch den Riegel zurück und ließ den Griechen ein.

Dieser trat mit sehr verdubtem Gesicht in das Zimmer.

Als aber sein Blick nur einen Augenblick auf der Erscheinung Giselas geruht, verbeugte er sich artig vor ihr und sprach:

„Irre ich mich nicht sehr, so waren Sie als Fee auf dem letzten Maskenballe?“

„Und Sie als Serbe, nicht wahr?“ erwiderte sogleich die Baroneß.

„Ah,“ rief Taucher, „am Ende sind Sie gar schon alte Bekannte.“

„Wie man will,“ meinte Xanthos, „aber eigentlich haben wir uns bisher erst als Unbekannte gesehen und gesprochen.“

„Sogar gesprochen?“ fragte der Doktor.

„Auf einem Maskenball,“ erklärte schnell Gisela, um das Gespräch womöglich abzuschneiden.

„Wenn mich eine Ahnung nicht trügt,“ hob der Grieche jetzt, ernst werdend an, „so werden Sie mir vielleicht ebenso dankbar sein, daß ich gekommen bin, als der Doktor. Ist Ihr Name nicht Baroneß von Hühnerfeld?“

Gisela wich einen Schritt erstaunt zurück und sprach dann nicht ohne Befremdung:

„So heiße ich allerdings, doch . . .“

„Entschuldigen Sie, gnädige Baroneß,“ fuhr Xanthos fort, „diese Frage war sehr nothwendig, denn ich mußte erst wissen, wer sie eigentlich wären, bevor ich weiter reden durfte. Jetzt aber kann ich getrost alles sagen, denn es gilt Ihnen Beiden.“

„Uns Beiden?“ fragte Taucher.

„Wie so?“ meinte die Hühnerfeld.

„Sie befinden sich nämlich,“ sprach der Grieche mit noch ernsterem Ausdrucke weiter, „Beide in so großer Gefahr, daß nicht lange mehr Ihres Bleibens in Wien sein wird . . .“

Xanthos hielt einen Augenblick inne.

„Ich bitte Sie,“ bester, einziger Freund, bestürmte ihn Taucher, „fahren Sie fort. Ich fühle bereits, daß ich auf einem Vulkane stehe.“

Gisela war ebenfalls plötzlich sehr blaß geworden.

„Bei dem hiesigen Polizeidirektorium ist,“ erzählte Xanthos mit gedämpftem Tone, „eine Nachricht eingelaufen, welche sehr Gravirendes gegen den Dr. Taucher aus Berlin und gegen die Barones von Hühnerfeld berichtet. Beide sind verdächtig, mit der preussischen Regierung in geheimer Verbindung zu stehen und für dieselbe zu arbeiten. Diese Nachricht hat nun allerdings die Polizei nur mit Vorsicht aufgenommen und beschlossen, ihr nicht sogleich direkten Werth beizumessen. Nichts desto weniger aber wird man Sie Beide von morgen an überwachen. Ich rathe Ihnen daher, wenn es geht, heute schon, wo dies aber etwa nicht thunlich, so doch ganz gewiß morgen von hier abzureisen und so bald wie möglich die Grenze zu gewinnen.“

„Lassen Sie sich umarmen, Freund!“ rief Taucher. „Sie retten uns vielleicht das Leben, denn Sie wissen ja ungefähr wie meine Sachen stehen.“

„Eben deshalb,“ entgegnete der Grieche, „bin ich sogleich nachdem ich Wind von dem Wind bekommen, den die Polizei über Sie erhalten hat, hieher geeilt.“

„Auch von mir sei Ihnen herzlichst gedankt,“ sprach Gisela. „Es wäre sehr traurig gewesen, wenn wir ohne diese Warnung unseren Feinden in die Hände gefallen wären.“

„Doch was rathen Sie uns zu thun, da wir, wenn wir wichtige Angelegenheiten, die uns noch weit höher stehen, als unsere Person, nicht sehr vernachlässigen wollen, heute Wien noch nicht verlassen können?“

„Ja, was rathen Sie uns, Freund Xanthos?“ fragte mit ängstlicher Miene auch Taucher.

„Ich bin,“ sprach der Grieche, „in Ihre Angelegenheiten zu wenig eingeweiht, als daß ich hinsichtlich derselben Ihnen meinen Rath zur Verfügung stellen dürfte. Da ich aber glaube, daß wir schließlich auf Ziele losarbeiten, die beinahe identisch sind, so ist mir vor Allem an der Sicherheit Ihrer Personen gelegen. Geht es nun nicht, daß Sie heute schon von hier abreisen könnten, so besorgen Sie wenigstens sogleich, was Ihnen noch zu thun obliegt. Dann aber verlassen Sie, Doktor, heute noch dies Hôtel und ziehen für eine Nacht zu mir. Die Baroneß dagegen wird wohl thun, wenn sie für diese Nacht in einem Hôtel logirt, denn man kann nicht wissen, ob die Polizei nicht neuere Winke erhält, die sie zu größerer Energie und schnellerem Eingreifen veranlassen. Morgen früh führe ich dann den Doktor in das Hôtel, welches die Baroneß sich erwählt hat, und rathe Ihnen, alsdann sogleich in einem Privatwagen nach der nächsten Eisenbahnstation zu fahren, denn hier in Wien dürfen Sie schon nicht mehr die Bahn besteigen, das würde nur zu leicht auffallen und zu für Sie unheilvollen Schritten führen.“

„Sie haben recht,“ erwiderte der Doktor, „Vorsicht thut uns jetzt vor allem noth. Komme ich mir doch vor wie ein Seiltänzer, der auf einem schmalen Haarseile balancirt und jeden Augenblick in die todtbringende Tiefe hinabstürzen kann. Zudem ist ja nie ein außerordentliches Unternehmen mehr gefährdet, als wenn es schon auf dem Punkte steht, obzusiegen.“

„Aber die Papiere,“ warf die Baroneß ein, „die müssen wir doch an ihre richtige Bestimmung gelangen lassen.“

„Sie meinen die Proklamationen?“ entgegnete fast flüsternd Taucher. „Ja, sollte uns das nicht etwa neuen Aufenthalt und damit neue Gefahr bereiten?“

„Das kommt hier nicht in Betracht,“ sprach Gisela fest. „Erst unsere Pflicht, dann Sicherheit.“

„Das heißt mannhaft gesprochen!“ bemerkte Xanthos. „O wären Sie doch eine Griechin! Hellas hat solcher Frauen nöthig; denn auch dort bereiten sich große Dinge vor.“

„Packen Sie sogleich Alles, was ich brauchen kann, zusammen,“ fuhr die Hühnerfeld zum Doktor gewendet fort. „Ich werde mir einen Wagen kommen lassen und damit dann sofort nach Hause fahren. Bis heute Abend sind meine Leute dann mit allen Instruktionen versehen und begeben sich schon diese Nacht an die Arbeit. Die Nacht ist allen kühnen Thaten und Allem hold, was den Schleier des Geheimnisses bedarf.“

Der Doktor machte sich in der That sogleich an's Einpacken der ungarischen Proklamationen. Es ging ihm schnell damit von statten, denn er hatte schon gar keine Ruhe mehr. —

„Ich war ein Esel,“ sprach er halb zu sich selbst, halb zur Baronesse, „daß ich nur einen Augenblick den geringsten Zweifel in Sie zu setzen vermochte. Sie sind fester und muthiger, als ich. Doch freilich kam es mir ein wenig räthselhaft vor, wie eine Dame von Ihren Vorzügen und Ihrem Stande sich mit so großem Eifer in so gefährliche Dinge einlassen könne. Sie haben doch Alles, was Sie nur auf der Welt wünschen können.“

„Alles?“ wiederholte Gisela mit schmerzlicher Bitterkeit. „Sie sagen, ich habe Alles und doch fehlt mir etwas, was viele hunderttausend Bettler so glücklich sind zu be-

sigen, ein — Vaterland! Auf einem ungarischen Schlachtfelde ward ich als Kind neben den Insurgentenleichen meiner Eltern aufgefunden. Ein edler russischer General nahm mich an Kindes statt an und vertraute mir erst auf seinem Todtenbette, daß ich nicht seine Tochter, sondern ein Kind jenes Ungarns sei, für das meine Eltern gestorben sind. So ward ich denn mit einem Male elternlos und vaterlandslos, aber haßgewaltig und racheglühend. Mein junges Herz reifte in einer einzigen Minute um viele, viele Jahre. — Der Kranz der Jugend fiel von ihm ab wie vom Gifthauche des Samums berührt, aber dafür zog in ihm der Durst nach Thaten, die Sehnsucht nach Wiedereroberung jenes Landes ein, in dem meine Eltern in einem großen Schlachtfeldgrabe ruhen. Ich verstehe keine Sylbe Magyarisch, ich weiß mich nicht auf die Heimat zu erinnern, deren Lüfte mich als lallendes Kind geküßt, deren Wiegenlieder mich auf den Armen einer Mutter — o süßes Wort! — in Schlummer gesungen! Aber doch ist es mir, als ob der Dämon des alten Magyar Orszag in mir wohne, als ob der Geist meines unglücklichen Vaterlandes sich meine schwache Hülle zu seiner Stätte erkoren und mich Thaten entgegen treibe, die in der Geschichte leben werden, wenn diese auch über meine unbekannte Leiche hinwegschreiten wird durch Blut und Kampf einer Zukunft entgegen, wo die grün = weiß = rothe Trifolore wieder triumphirt.“

Gisela verstummte. Sie hatte ihr Herz wohl noch niemals so geöffnet wie jetzt. Noch glühte ihr schönes Augenpaar in fanatischer Begeisterung.

„Und da,“ rief Xanthos enthusiastisch aus, „nennt

man die Frauen das schwache Geschlecht. O Griechenland,
Du Wiege meiner Liebe und Rache, für Dich will ich nicht
weniger thun, als dies heroische Weib für ihr Vaterland!"

"Ich bin jetzt fertig," sprach der Doktor, "eilen wir,
die Gefahr hat Drachenflügel!"



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Im Frühling zu sterben ist seliger Tod.“

Motto: Wie ich Euch sagte, waren Geister und
Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.
Wie dieses Scheines lock'rer Bau, so werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergeh'n,
Und wie dies leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Stoff
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.“

Aus Shakespeares „Sturm.“

Nach dem milden Winter sollte ein zeitiges Frühjahr anbrechen, freilich, ein Frühjahr mit kühlen Intermezzos. War doch schon im April 1866 mitunter so schönes Wetter gewesen, wie sonst selten im Mai. Eine üppige Baumbhüte, die dann den Nachtfrost zum Opfer fallen sollte, entzückte das Auge aller derer, die ins Freie hinaus eilten, um ihre Blicke am jungen Grün der Bäume und am Blumenstolz der Gärten zu laben. Auch die Singvögel waren schon alle wieder da und sangen und musizierten in allen Büschen, während die Herrn Diplomaten sich schier den Kopf darüber zerbrachen, nicht etwa, wie sie den Frieden

erhalten, sondern was für einen plausiblen Vorwand sie für den längst beschlossenen, bereits unabwendbar gewordenen Krieg ausfindig machen sollten. Vanquier Hirschburg, der sich sonst so gern um das bekümmerte, was die Herrn Diplomaten sann und spannen, war heute für sie, wie fast für Alles, verloren, er war zu frühlingemäßig vergnügt, wenn man so sagen darf, um für seine gewöhnliche Beschäftigung und Geschäfte zu inkliniren. Kam ihm doch das Lenzwetter, wie er meinte, so prächtig zu statten, um das Fest seiner Liebe zu feiern. Die Wanda gestellte Frist war endlich abgelaufen, heute Abend war sie — sein. Herrlich hatte sich die Sängerin entwickelt, alle Erwartung weit übertroffen, in mehreren öffentlichen Vorträgen glänzende Prüfung, Vortriumphe, wie man behaupten wollte, abgelegt. Bereits waren ihr sehr ehrenvolle Ausichten eröffnet, und am folgenden Tage sollte sie als Norma zuerst das Lampenlicht der Bühne erblicken.

Hirschburg, der wackere Kunstmācen, der in alledem sein Werk sah, schwamm in Entzücken und süßer Hoffnung. Sein Herz war rein außer sich, es hatte alle Gefühle der Liebe mobilisirt und selbst die zügellosen Freischaaaren lüsterner Lustvorahnung unter die Fahnen gerufen. Kein Wunder, daß es ihm äußerst schwer wurde, den Abend mit seinen wundervollen Freuden zu erwarten.

Und endlich senkte sich der Tag seinem Ende entgegen und die lang verheißene, vielersehnte Stunde schlich dem pochenden Herzen des edlen Vanquiers wie ein zärtliches Rätschen schnell und schneller entgegen.

Mit ganz anderen Empfindungen erwartete Wanda diese Stunde. Sie hatte freilich immer gehofft, daß sie im Stande sein werde, irgend ein Mittel ausfindig zu machen,

was sie ihres entseßlichen Versprechens entheben werde, und wenn ihr gar kein anderes Mittel übrig bleibe, so wollte sie auch vor dem letzten und einzigen nicht zurückbeugen, das der Tod eben allen Bedrängten darbietet. Aber der Triumphrausch der letzten Tage? Aber der mächtige Flügelschlag des Genius der Kunst in ihrer Seele? Welche Bilder des Glanzes und Ruhmes stiegen vor ihr auf, wenn sie, — ja, wenn sie nur die Erniedrigung einer einzigen Stunde erdulden würde. Und soll eine Priesterin der Kunst, dieser ihrer Göttin nicht Alles opfern, auch die Ehre? Wie viele Tausende hatten so vor ihr gedacht, und sich mit diesem einen Gedanken Bahn gebrochen zu einer Straße, die mit Vorbeerfränzen, Gold und Herzen gepflastert ist. Aber dann, wenn solche Bilder sie versucht, trat jene entseßliche Stunde vor ihre Seele, wo der schnöde Geldtyrann sich an ihrem erbarmungslosen Elend geweidet und wo sie sich gelobt hatte, sich so an ihm zu rächen, wie Frauenehre sich an den glaubenslosen Verächtern wahrer Frauentugend nur rächen könne. Für Gold gebe ich ihm Schmerz und Reue! Das war ihr Entschluß, ihr Sinnspruch, der nur auf kurze Augenblicke von den Beifallsrufen ihrer Bewunderer überhäuft wurde, die so laut ertönten, so oft sie vor Zeugen sang.

Sie wohnte jetzt reizend. Ihr Haus stieß dicht an die Donau, und wenn sie auf den Balkon hinaustrat, konnte sie das Rauschen des Flusses so deutlich vernehmen, daß es ihr mitunter vorkam, sie höre das Lied der Stromniren, oder den geheimnißvollen Reizen des Donauweibchens.

Jetzt hatte sie die Balkonthüren geöffnet, um diese räthselhaften Melodien des Flusses mit den eigenen Phantasien zu begleiten, die sie am Piano spielte. Darüber ging der Mond allmählig auf und schien zu ihr herein, so schel-

misch lächelnd, wie der alte verliebte Gefelle immer lächelt, wenn es ihm vergönnt ist, mit seinen goldenen Strahlen die marmorweißen Stirnen schöner träumerischer Mädchen zu küssen.

Wanda ward es wunderbar eigenthümlich zu Muth. Ihr Busen hob sich in unendlicher Sehnsucht und ihre zarten Finger flogen über die Tasten des Pianos, dem sie die seltsamsten Melodien entlockte, wie im Traume dahin. Leise tönen erst die Akkorde wie ein Hauch der Sehnsucht, wie die halbverhaltene, stille Klage enttäuschter Hoffnungen, aber plötzlich klingt es dazwischen wie ein Aufschrei. Ist das die Erinnerung an den jungen Paardorf, den einzig Geliebten? Und nun ein schmetterndes Tongewirr wie lautes Weinen, wie ein müßiges entseßliches Ringen zwischen Fluch und Gebet. Noch einmal dazwischen ein stolzes Lied, der Aufschwung einer zu kühner That entschlossenen Seele, dann neue Molltöne, vielleicht die Klage über die früh dahin sterbende blühende Jugend. Jetzt aber klopfte es an die Thüre.

Wanda fuhr empor, ein furchtbarer Schreck durchbebt ihr Herz, wie es dem armen zum Tode Verurtheilten ergehen mag, wenn er den Schritt des Henkers vor seiner Zelle vernimmt.

Ein Blick nach der Uhr belehrte sie nur zu deutlich, welche Stunde geschlagen und wer draußen sei. „Schmerz für Gold!“ tönte es wieder heimlich in ihr und da faßte sie wieder neuen Muth und rief ganz laut: „Herein!“

Sie hatte sich nicht geirrt, es war Hirschburg, der mit widerlich süßem Lächeln eintrat und ihr vertraulich freundlich ein „guten Abend, Sie neue Sonntag!“ zurief.

Wanda winkte ihm, auf einem Sessel Platz zu nehmen,

eine Einladung, welcher der ungeduldige Liebhaber fast ungern folgte.

„Sie wissen, schönes, holdseliges Kind,“ hob er an.

„Ja, ich weiß,“ unterbrach ihn Wanda fest.

„Warum ich gerade heute und um diese Stunde komme“

„Sie sind pünktlich, wie der Erzfeind der Menschheit, wenn er eine arme Seele einfassirt,“ entgegnete mit bitterem Lächeln die reizende Polin.

„Sie haben ganz recht,“ meinte der Banquier, „doch Sie werden, wie ich hoffe, darüber nicht zu böse sein. Sie wissen, was ich für Sie gethan, welche strahlende Zukunft ich Ihnen eröffnet habe. Mein Wort ist ehrlich eingelöst, lösen Sie nun auch das Ihre ein.“

Da durchzuckte ein Gedanke den Sinn des gequälten Mädchens. Sie erhob sich plötzlich und stand in ihrer ganzen rührenden Schönheit, von weißem Gewand umflossen und einen Kranz rother Rosen auf ihrem aufgelösten prächtig wie ein Feenmantel herabwallenden Haare, vor dem, dem sie für diesen Abend gehörte. Ihre anfänglich stolzen Züge nahmen einen engel milden, flehenden Ausdruck an, ihre so viele Lieblichkeit ausstrahlenden Augen senkten sich schüchtern, und ihre Lippen öffneten sich zur letzten Bitte:

„Sie sind ein mächtiger, ein reicher Mann,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „Sie vermögen viel und vor Allem wissen Sie sich jede Freude zu erkaufen. Aber eine Freude ist Ihnen noch unbekannt, die, welche ein Mensch empfindet, wenn er großmüthig, selbstverleugnend — edel gehandelt hat. Ach, erringen Sie sich diese Freude heute Abend bei mir. Geben Sie mir mein Wort zurück und ich will Ihnen

ewig dankbar sein, beständig inbrünstig für Ihr Glück beten, Sie verehren“

„Ha, ha ha! Das würde sich auf der Bühne ganz prächtig machen!“ rief Hirschburg mit einer Stimme aus, die keinen Zweifel über seine Gefinnungen mehr aufkommen ließ.

„Also keine Gnade?“ stöhnte Wanda.

„Bitte, lassen wir die Komödie jetzt gehen, ich werde mich neben Sie auf's Sopha setzen,“ erwiderte der genüßgierige Mäcen.

In diesem Moment scholl eine leichte Musik wie es schien aus der Donau herauf. Vielleicht, daß unten eine Gondel vorüberfuhr.

„Ich bin bereit,“ sprach Wanda mit etwas zitternder Stimme.

„Das ist recht,“ sagte Hirschburg, der diese Worte auf etwas ganz Anderes bezog, als worauf sie hinzielten.

„Ja,“ wiederholte die Polin „ich bin bereit, lassen Sie mich nur noch einen Augenblick Lust schöpfen.“ Und damit trat sie auf den mondbeleuchteten Balkon hinaus.

Der Banquier machte sich's auf dem Sopha bequem.

Wanda lehnte einen Augenblick an der Balkonbrüstung. Unten rauschte die Donau so melodisch und nochmals tönte jetzt jene ferne räthselhafte Musik zu ihr herauf. In diesem Augenblick war es ihr, ihre Mutter schwebte plötzlich winkend vor ihr in der Luft. Sie breitete die Arme nach der geliebten Lichtgestalt aus. Fast scheint sie sie zu erreichen, da verliert sie plötzlich das Gleichgewicht, noch einmal tönt die Musik wie ein Sirenenruf, dann plätschert es unten in den Fluthen der Donau laut auf

Lange harrete Hirschburg, daß Wanda von dem Balkon

zurückkehren werde. Endlich verging ihm die Geduld, er sprang auf, schritt hinaus, doch sie war nicht mehr da. Aber unten rauschte die Donau, in der sich der Mond mit seltenem Glanze badete. Da befiel den Vanquier eine furchtbare Angst, seine Haare sträubten sich empor und in ihm rief eine Stimme: „Mörder! Mörder!“



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Ausmarsch.

Motto: Es ritten Husaren, es waren ihrer drei,
Sie ritten zum Tode, 's war ihnen einerlei.
Sie ließen daheim im Lande zurück,
Was jeder so nannte sein bestes Glück,
Sein Hab und sein Gut und sein Liebchen dazu;
Es rief sie der König, 's ließ ihnen keine Ruh.
Gustav Kühne.

Das war ein lustiger sonniger, freudedurchflungener Tag! Durch die Straßen der Hauptstadt, dem Nordbahnhofe zu, marschirte die Besatzung, marschirten die treuen Regimenter der „eisernen Brigade“ dem Feinde entgegen, dem Preußen entgegen, den sie selbst als Verbündeten im haidereichen, meerumschlungenen Schleswig-Holstein so gründlich, so recht aus tiefstem Herzen gehaßt, wenn sie's auch damals nur selten ausgesprochen hatten.

Wie klangen die kriegerischen Weisen so frisch, so siegesmuthig! Wie spielte die Regimentsmusik das schöne Lied: „O Du mein Oesterreich!“ so herzergreifend und marschgewaltig!

Viele, viele Tausend von Menschen folgten den schmucken

Kriegern und theilten, noch während dieselben marschirten, gar reichlich Wein, Bier, Zigarren und Blumen unter sie aus. Hier und da hingen auch wohl Eltern und Geschwister, noch häufiger aber Soldatenbräute an den Armen der scheidenden Marszöhne. Und wenn an einem Plage gehalten wurde, ward dann immer gar weiblich geküßt und gehehrt, geweint, geseufzt und — gejubelt. Im Allgemeinen aber sah dieser Zug weit eher einem Auszuge zu einem großen Volksfeste, denn zu einem blutigen Kriege, — zu einem Bürgerkriege — ähnlich.

Da schreitet ein altes Mütterchen mit schneeweißem Haare neben ihrem Sohne, einem bildhübschen Silberjäger einher. Es wird ihr schwer, den Schritt einzuhalten, denn ihre armen Knie wollen gar nicht recht mehr fort, aber Mutterliebe überwindet ja Alles.

„Nimm das alte Gebetbuch mit,“ spricht sie zu ihrem Kinde, „ich habe es von meiner seligen Mutter geerbt und immer Trost darin gefunden, wenn mich ein Leid drückte. Mir ist, als könne Dich keine Kugel treffen, wenn Du es bei Dir trägst.“

Der Soldat steckt das Buch zu sich und sagt dann gutmüthig lächelnd zu seiner Mutter:

„Ich danke gar schön, Frau Mutter, aber viel Kugeln, werden wir kaum zu hören bekommen, der Preuß' läuft ja davon, wenn wir auf ihn anrücken!“

Ein anderer Jäger, ein Steiermärker, unterhält sich mit seinem Schaze:

„Nu, wein' nur nôt, Kathi, es ist ja allweil nur a lustiga Tour gegen die lustiga Preuß. Die halten nôt lang Stand, da steh i Dir gut dafür.“

„I möcht selbst mit geh'n gegen die verdammten Reßer,

die dran schuld sind, daß Du mi in Stich läßt," erwidert die fromme Kathi, welche in einer Erbauungsstunde erfahren hat, daß der bevorstehende Krieg eigentlich ein Religionskrieg ist und daß er nicht bloß gegen das feyerliche Preußen insbesondere, sondern gegen die ganze unglaubliche Welt überhaupt *) geführt werde.

„Na," erwiderte der Steirer, „wegen meiner; mir wär's schon recht, wenn Du als Marktetenderin mitgehen möchtest. Aber das thut's halt nimmermehr, denn d'ganze Marktetenderei ist halt schon von denen Juden gepachtet worden. Aber weißt was? Wenn i nach Berlin komm, fang i Dir an lebendigen Gardeleutnant ein, den schick' i Dir dann in aner Schachtel zum Andenken und Du kannst ihn im Prater tanzen und anstatt anem Affen für Geld sehen lassen!"

Dort wieder wird von einigen patriotischen Herren den Soldaten ein Vierteleimer guten Weines gespendet. Einem alten Schnauzbart, der sich schon in der Schlacht bei Rovarra eine Medaille verdient, mundet er besonders gut. Nachdem er ihn mehrfach sehr gründlich und stets mit exquisiter Kennermiene gekostet, sagt er zu seinem Nachbar:

„Doß is a Wein, der hat doch Händ und Füß und schlupft wie an Del in die Kehlen. Wer hat denn den spendirt?"

Seine Kameraden weisen hierauf auf die Civilisten, die ihn den durstigen Vaterlandsvertheidigern gespendet. Da lacht der Veteran, daß eine alte Schmarre in seinem Ge-

*) Siehe den damaligen Hirtenbrief des Kardinals Rauscher.

sichte schier purpurroth wird und ruft dazu ganz treuherzig aus:

„Na dos hab i mir doch gleich g'dacht, daß dos kein Staatswein nit is!“

Seine Kameraden stimmen herzlich mit in dies Lachen ein, denn sie wissen, was der Staatswein, an dem die Lieferanten ihren Patriotismus probiren, für sehr zusammenziehende Eigenschaften besitzt und manchmal unter Brüdern für Essig verkauft werden könnte.

Schon haben ja gut österreichisch gesinnte Blätter auf die Herren Armeelieferanten aufmerksam gemacht, aber Benedek hat Klage gegen sie erhoben und ihnen sagen lassen, daß Alles ganz vorzüglich stehe und daß seine Soldaten an allem Hülle und Fülle haben würden.*)

Aber noch herrscht der beste Humor unter all' den Kriegern, die in's Feld ziehen. Sie hassen den Feind, gegen den man sie führt, sie sind sieges sicher und todtschlagslaunig, wie es echte rechte Soldaten sein sollen. Und das Volk sympathisirt mit ihnen, es wünscht ihnen Glück und Sieg, und baldigen Triumpheinzug in Berlin.

„O,“ versichert hier ein Offizier einem Bürger, „Sie meinen, das Bündnadelgewehr sei gefährlich? das ist Fabel, bloßer Schwindel, nichts als berliner Wind! Was hat denn das berühmte Bündnadelgewehr in Schleswig-Holstein gemacht? Haben die Preußen nicht beinahe ein halbes Jahr vor den elenden Düppeler Schanzen gelegen? Gehen Sie mir mit Ihrem Bündnadelgewehr; das mag vielleicht gut auf der Jagd sein, aber für den Krieg taugt es nicht! Sie werden es ja bald sehen. Was uns betrifft, so werden

*) Vide Prager „Politik“ vom Mai 1866.

wir nicht viel Munition an die Preußen verschwenden. Wir werden Alles mit dem Bajonnet abmachen. Sie sollten unsere Kerle ein Mal sehen wie die anbeißen, wenn der Bajonnetangriff kommandirt wird. Hui, ist das ein Sturm, ein Lärm, als wenn das wilde Heer im Anzuge wäre! Wo unsere Leute d'rein hauen, da wächst kein Gras mehr. Was haben denn aber die Preußen vollends für Generäle? In meinem Leben habe ich nicht von einem tüchtigen lebenden preussischen General gehört. Die Preußen haben ja auch gar keine Gelegenheit gehabt, Generäle im Felde auszubilden. Sie sind für die Parade ganz charmant, aber im Kriege, da werden sie vor unserem Vater Venedek die Segel schön streichen müssen. Das ist ein Mann wie Wallenstein und wie Napoleon; der hat beim alten Radetzky seine Schule durchgemacht, der wird's ihnen geben, daß sie d'ran denken sollen. Ich meine in einem Monate spätestens sind wir in Berlin."

Armer junger hoffnungslustiger Lieutenant, Du glaubst, was Du sprichst, und an Dir wird es nicht liegen, wenn nicht Alles so kommt, wie es Dein ehrdürstiges Herz träumt!

Die Schleswig-Holstein-Medaille schmückt Deine Brust, Du hast Dich tapfer in der kleinen Schlacht bei Deverssee mit gerauft, die so blutig und ach, strategisch doch leider so überflüssig war. Du hast in Flensburg auch die Preußen gesehen, und Dich mit Anderen darüber aufgehalten, daß ihre Offiziere ihre freien Stunden so viel in den Conditoreien zubrachten. Weiter hast Du dort nicht viel gesehen und beobachtet, und Du hattest es wohl auch nicht nöthig, denn Du warst ja nur ein Lieutenant!

Aber haben Andere tdoer tiefere Studien gemacht und

sich die preußische Fechtart so angesehen, wie die Preußen die österreichische? Wir wollen es hoffen, denn wir glauben an den Genius Oesterreichs. Doch, der Genius Oesterreichs wird sich auch auf's Neue wieder erheben, selbst wenn dem Allem nicht so wäre. Er hat sich ja schon manchmal in Trauer verhüllt, aber doch stets wieder auf's Neue seine Schwingen erhoben.

Freilich, wie steht es jetzt mit ihm?

Weiß er, woran wir leiden, kennt er das Lösungswort gewisser Herren, das Elend, die Verkommenheit des Volkes, den künstlich angeschürten permanenten Hader im Innern, den wie eine Schlange unter der Oberfläche hinschleichenden giftigen Wurm socialer Misere und ewig um sich fressenden Pauperismus?

Wohl rufen jetzt all Deine Völker nach Krieg, ichöne erzgeschnückte Austria! Wohl wünschen sie alle Kampf und Streit, doch ist dieser Wunsch nicht am Ende gar nur der Kiesel des Unglücklichen, der in wilder Rauferei sein still nagendes eigenes Leid vergessen will?

Wohl hast Du stattliche Legionen! Welch ein Wald von Bajonetten klirrt und blüht zu Deinen Füßen. Aber sind das alle Deine streitkräftigen Söhne, oder nicht etwa nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil derselben, während Dein Feind, auf's Aeußerste gefaßt und zum ernstesten, entseßlichen Kampfe um Sein oder Nichtsein entschlossen, Alles in seinem Lande aufbietet, was nur im Stande ist, eine Waffe zu tragen?

Es ist immer ein böses Vorzeichen, wenn man den Feind unterschätzt. Er ist stets eine unbekannte Größe, die vereint mit der verhängnißvollen Lawine des Zufalls, sich

unerwartet mächtig über uns herwerfen und uns zerschmettern kann.

Wißt Ihr, Ihr trennblickenden, muthhaften, gesundheitsstrahlenden Soldatengesichter, wie Ihr in wenigen Wochen aussehen werdet? O, daß das sieges sichere Lächeln Eurer bärtigen Lippen Euch nicht trüge! Daß nicht der Schmerz entsetzlicher Wunden Euch verzerre, dieser Schmerz, der ja viel schlimmer ist, als der schöne schnelle Tod, der den Mann, den Helden in der Blüthe der Jahre auf's kalte harte aber glorreiche Bett der Ehre wirft!

Immer, immer neue Schaaren, neue Musik, neue Gesichter, neue Scherzworte und neue Soldatenlieder. Wohin rollst Du, Du gewaltiger Strom des Krieges? Wohin wirfst Du Vernichtung tragen? Still, still, — keine Frage an das Schicksal! — Das Verhängniß schreitet schnell und seine Antwort — ist mitunter entsetzlich.

Unter den vielen Wagen und Equipagen, welche wegen des unabsehbaren Vorübermarsches der Truppen Halt gemacht hatten, befand sich auch einer, dessen Zufassen keineswegs von der freudigen Neugier des übrigen Volkes erfüllt zu sein schienen. Wenigstens war er ganz verschlossen, selbst die grünseidenen Vorhänge hinter den Wagenfenstern waren zugezogen. Das hatte freilich seine guten Gründe, denn in seinem Innern saßen Gisela und der Dr. Taucher.

Das militärische Schauspiel, das an ihnen so geräuschvoll vorüberzog und sie nöthigte, ihre Flucht, denn auf dieser befanden sie sich bereits, anzuhalten, stimmte sie keineswegs sehr rosenlaunig.

„Dieser neue Aufenthalt,“ seufzte der Doktor, „kann für uns verhängnißvoll werden, denn noch ehe ich mich vorhin in Ihr Hôtel begab, benachrichtigte mich Xanthos,

daß die Polizei heute schon ihre näheren Recherchen gegen uns beginnen werde, da ihr hinsichtlich meiner Person eine neue Meldung zugegangen sei. Ohne daß uns der Grieche gestern gewarnt, würden wir heute rettungslos verloren gewesen sein. Ach, hätten wir nur wenigstens erst Wien im Rücken!"

Die Baroneß verzog keinen Zug ihres schönen, aber heute doch etwas auffallend blassen Gesichtes.

„Ich glaube an eine höhere Bestimmung,“ erwiderte sie nach einer kleinen Weile.“ Ist es uns verhängen, unsern Feinden in die Hände zu fallen, so wird nichts im Stande sein, uns zu retten. Sollen wir aber unser Werk ganz zu Ende führen, so werden wir allen Gefahren entgehen und unsere Verfolger werden, wenn sie uns auch schon auf Hauchweite nahe kämen, wie mit Blindheit geschlagen sein.“

Eben zog wieder eine Infanterieabtheilung mit lautem Trommelschlage an dem Wagen der beiden Flüchtlinge vorüber.

„Diese Trommeln, o diese Trommeln!“ stöhnte der Rationalökonom. „Nie in meinem ganzen Leben ist mir ihr roher, wilder Lärm mehr zuwider gewesen, als in diesem Augenblicke. Ich glaube, ihr Spektakel macht mich noch ganz nervös.“

„Ei, ei, Doktor,“ bemerkte Gisela dagegen, „was sind Sie doch für ein sonderbarer, widerspruchsvoller Mann. Den Krieg selbst helfen Sie mit so großem Eifer vorbereiten und vor seiner ersten realen Ouverture erschrecken Sie gleichwohl wie ein Kind vor dem „schwarzen Mann.“ Dieser Trommellaut ist nichts gegen das furchtbare Getöse der Schlachten, die schon in wenigen Tagen wie die Reiter der Apokalypse durch Mitteleuropa stürmen werden. Ich

freue mich ihres kriegeriſchen Getöns, denn es iſt mir eine ſichere Bürgſchaft dafür, daß es nun bald Ernst, daß bald die Eiſenwürfel rollen und blutig-große Entſcheidungen fallen werden.“

Der Doktor Taucher erwiderte nichts hierauf. Sein Herz war nicht ſo feuriger Natur wie das der Baroneß, es hatte weit mehr Raum für den bangen Schlag der Furcht, als für die elastiſchen Regungen des Enthuſiaſmus.

So verging wieder eine Weile, ohne daß die beiden Schickſalsgeſoſſen im Innern des verſchloſſenen Wagens ein Wort mit einander gewechſelt hätten.

Da nahten die luſtigen Fanfaren einer Hufarenmuſik. Giſela fuhr empor.

„Das iſt der Raſoczymarſch!“ rief ſie. „O, der Raſoczymarſch, dieſer König aller Kriegsmuſik! Wie höre ich ihn ſo gern! Wie erfüllt er mich immer mit Begeiſterung und läßt es mich dann jedesmal zugleich doch auch ſchmerzſich empfinden, daß ich kein Mann bin, der ſich auf's Pferd werfen und mit gezücktem Schwerte dem Feinde entgegen eiten kann! Die Trikolore rauſcht, die feindlichen Batterieen blißen und donnern, und dahin geht es über das weite Feld, den Todesflügelboten, aber auch dem Sieg entgegen! O, Du wunderbare Poeſie der Schlacht, Du Melodie des Heldentodes, Raſoczymarſch, — bließeſt Du mich doch einſt in's Jenſeits hinüber, wenn meine Augen ſich für immer ſchließen. Unter Deinen Klängen zu ſterben iſt Ungarntod!“

Taucher ſah die Baroneß erſtaunt an. Dieſer Dithyrambus ſchien ihm jezt ſehr wenig am Plage zu ſein. Auch konnte er nicht umhin, darüber bedenklich mit ſeinem

gelehrten Haupte zu schütteln und so etwas wie: „außerordentliche Excentrität!“ in den Bart zu murmeln.

Gisela aber hatte dessen nicht Acht. Sie hatte sacht den Vorhang vom Wagenfenster zurückgezogen, um die geliebten Husaren, ihre Landsleute, vorüberreiten zu sehen.

Da zuckte sie plötzlich zusammen.

„Basarhely!“ seufzte sie leise und ihr Gesicht bedeckte sich wieder über und über mit Purpurgluth.

„Welchem Schicksal,“ dachte sie, „wirst Du entgegen reiten, Du schöner, böser, ach, und mir doch noch immer so lieber Mann? Wirst Du meinem Rufe folgen, wenn Du nicht weißt, daß er von mir kommt, oder wirst Du für Oesterreich kämpfen und — sterben?“

Basarhely war vorüber.

So lange sie konnte, sah ihm Gisela nach, und als er gänzlich ihrem Blick entschwunden, faßte ihre kleine Hand unwillkürlich nach dem so laut pochenden Herzen, das ihr in diesem Augenblicke recht wehe that.

Wirre Bilder flogen durch ihre Seele wie Husarenschwadronen, die unter den Klängen des Rakoczymarsches in den Feind stürmen.

Endlich war die Passage wieder ganz frei.

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und der Kutscher suchte die verlorene Zeit durch schnelleres Fahren und tüchtiges Peitschen wieder einzubringen.

„Endlich!“ seufzte Doktor Taucher.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Erleuchtet.

Motto: Wär' es ein Roß, das mit verhängten Zügeln
Erdwärts den Reiter schlenkert aus den Bügeln —
Die Mähne fliegt, die heißen Mästern dampfen.
Die Adern beißt es mit dem eig'nen Zahn,
Rings tönt das Thal von seiner Hufe Stampfen
Und, gleich dem Sturmwind, fliegt es seine Bahn —
Wär' es ein Roß, Ihr würdet es nicht wagen,
Zum Stall zurück das freie Thier zu jagen!

Robert Brup.

Wer kennt nicht das liebliche Gefühl, das in das Herz der Menschen einzieht, wenn draußen der Frühling wie schimmernder Tag nach traurig langer Nacht von den Bergen niedersteigt? Wie regt sich's da so seltsam im Herzen, als ob auch in uns selbst tausend im Herbststurm verschollene Blumen plötzlich wieder ihrer Auferstehung entgegenharrten. Wie breitet die Seele lieb- und lichtdurstig ihre grünen Hoffnungsblätter aus und träumt, in wonnige Ahnungen verloren, so gern von irgend einem räthselhaft großen, schönen Glück. Der Schnee, der so lange über manchen unserer besten Empfindungen gelegen, ist verschwunden, der tiefe Schlaf, in dem das bunte Märchen unseres Lebens, der oft nur auf Minuten glänzend auf und niedergaukelnde Schmetterling der Poesie eines jeden Daseins gelegen, ist vorüber. Alles, was uns mit Rosenbanden an's Athmen

knüpft, ist wach und munter. Wir möchten die ganze Welt in Liebe an unser Herz drücken; wir finden, daß die Lerche, die in den Lüften jubelt, die Lieder uns von den eigenen Lippen nimmt. Ruft sie nicht den ewigen Frieden aus, das Ende allen Schmerzes, den Anfang jeder Lust? Es regt sich ringsum uns und wieder in unserem eigenen Innern ein Etwas, das auf's Innigste zusammenhängt, — eine Schöpfungsharmonie, — ein sphärenliedartiges Weltkonzert. Alles ist über Nacht wieder jung und frisch geworden! Die Sonne mit ihren wärmeren Strahlen, der Tag mit seinen lebhafteren Farben, die Lüfte mit ihrem lindem Schmeichelauch. Selbst die alten steinernen Paläste der Städte sehen auf ein Mal viel, viel heiterer aus; ihre Fenster glitzern und blinken im Sonnenschein wie diamantene Augen, ihre Thorsfahrten stehen weit offen und gestatten einen freundlichen Blick auf Hof und Garten, aus denen junge Blumen ihre balsamischen Düfte entsenden. Ueberall spielen jubelnde Kinder wie kleine muthwillige Liebesgötter auf Straßen und Plätzen, überall lärmt es und tummelt sich's so lebensbewußt, so daseinsfreudig! Selbst die kleinen zerlumpten Bettelmädchen sehen nicht mehr so traurig aus wie sonst, sie verkaufen ja heute Blumensträußchen, Veilchen, Maiglöckchen und Himmelschlüsselchen, und wer Blumen verkauft, muß die Vorübergehenden freundlich anlächeln, denn — es ist Frühling.

Von alledem hörte, sah und spürte jedoch nichts, aber gar nichts der alte Graf Paardorf, der in seiner Wohnung im Paradeszimmer auf einem Lehnstuhl saß und sich angelegentlich mit einem ihm gegenüber sitzenden ebenfalls schon älteren Herrn unterhielt, den er Hofrath titulierte.

Graf Paardorf hustelte etwas, der Frühling schien ihm

schlecht zu bekommen, sein ewiges Rätheln aber hatte ihn nichts destoweniger nicht verlassen.

„Lieber Herr Hofrath,“ sprach er eben wieder zu seinem Gaste, „der jetzige Krieg ist nicht bloß ein Krieg Oesterreichs gegen Preußen und Italien, es ist der Entscheidungskampf zwischen dem alten und dem neuen Europa, das Schachspiel zwischen dem Prinzip des ehrwürdigen Stillstandes und der Revolution. Mögen andere Leute was immer Anderes darin sehen, ich erblicke darin nur das längst tief gefühlte Bedürfniß, den dreißigjährigen Krieg zu Ende zu führen, der durch den westphälischen Frieden nur vertagt aber nicht abgeschlossen wurde. Wir müssen ein Mal zu einem endgiltigen Abschluß mit den „gährenden Ideen“ gelangen, wenn wir wieder etwas Ruhe haben wollen. Siegen wir, so muß das alte heilige römische Reich deutscher Nation wieder, so gut es nur immer geht, zusammen geflickt und der norddeutsche Gedankenfaeuerteig ein wenig aus der Welt geschafft werden. Siegen wir nicht, so wird Oesterreich deshalb noch nicht gleich zu Grunde gehen, wir werden aber doch so viel Nutzen selbst aus Niederlagen ziehen, daß wir die jetzigen Führer der Revolution, Italien und Preußen, sobald dieselben den Sieg davon tragen, wieder in ihr Gegenteil, in Feinde der Revolution, also in unsere stillen Verbündeten verwandelt sehen werden.“

„Aber,“ erlaubte sich der Hofrath dagegen bescheidenlich einzuwerfen, „dürfte dies wirklich der ganz korrekte österreichische Standpunkt sein? Soll uns nicht vielmehr aus schließlich bloß das rein-österreichische Interesse, die Wohlfahrt seiner Völker, die Sicherung seiner Machtstellung leiten?“

Der Graf brach über diese naiven Neußerungen in ein heißeres Lachen aus.

„Ei, ei, Herr Hofrath,“ rief er dann, „wohin verlieren Sie sich? Was ist, was kann uns Oesterreich gegenüber unseren Prinzipien sein? Oesterreich, nun ja, es ist ein ganz hübscher Faktor, aber was ist es unserem heiligen großen Interesse, der Solidarität des europäischen Konser= vativismus gegenüber? Wir benutzen es als Schild, als Schwert. Gut. Doch wenn es als solches auch zerbrechen sollte, so zerbricht deshalb doch noch nicht das stählerne Bündniß der konservativen Geister. Nur dies hat uns zu leiten, zu regieren, alles Andere ist Nebenache, Beiwerk, Zugabe. Erst bin ich europäischer Grande, dann deutscher Reichsgraf, dann zufällig auch österreichischer Kavalierr.“

Baardarf hielt inne. Sein sonst schon ziemlich mattes Auge war unter diesen Auseinandersetzungen wieder recht lebhaft geworden. Ein dämonischer Nigél durchschauerte seine Nerven. Er bildete sich steif und fest ein, in diesem Augenblicke mindestens eben so groß und würdig gesprochen zu haben, wie einst Kato, denn er dachte eben anders über Größe und Würde, als andere Leute.

„Es gibt Geisterpöbel,“ sagt Friedrich Max von Klinger in seinen leider viel zu wenig verbreiteten klassischen Schriften, „der durch nichts geädelt werden kann. Wie wär' es sonst möglich, daß Leute, die von Jugend auf und ihr Leben durch die Wissenschaften getrieben und das Schönste, Vortrefflichste, was der menschliche Geist hervor= gebracht, gelesen haben, gleichwohl so wenig liberal=edle Gesinnungen haben, als hätten sie sich in dem Rothe gewälzt und nie die Teppiche betreten, welche Götter für uns gewirkt zu haben scheinen. Ich glaube, sie werden in jenem Leben vor dem Anblicke des Großmeisters selbst — vor aller seiner Herrlichkeit, und enthüllten sich ihnen auch

alle die großen Geheimnisse, zu welchen die Wissenschaften auf Erden nur Vorbereitungen sein können — immer noch Geistespöbel bleiben.“

Der Hofrath, ein im Dienste ergrauter Mann, fand die Ansichten des Grafen freilich etwas frivol, wagte aber gleichwohl nichts direkt dagegen einzuwenden. Er gestattete sich nur die Aeußerung:

„Ob es wohl wahr ist, was man hier und da in wohlunterrichteten Kreisen sich in's Ohr raunt, daß es nämlich mit den Rüstungen unserer Verbündeten gar nicht vom Besten bestellt sein soll?“

„Das,“ entgegnete Paardorf sogleich ganz unverhohlen, „ist allerdings richtig. Unsere lieben norddeutschen und mitteldeutschen Allirten sind zum Theil stark durch ihre eigenen lieben Völker genirt, welche sich nicht recht dazu bequemen wollen, ihnen die nöthigen Gelder zur Mobilisirung zu verwilligen. Unsere süddeutschen guten Freunde aber leiden etwas stark an der ihnen angeborenen Langsamkeit, und außerdem verlassen sich Alle insgesammt etwas sehr viel auf uns. Wir, so denken sie in der Stille, sollen ihnen die Kastanien aus den Kohlen holen.“

„Und ist das nicht eine sehr gefährvolle Stimmung, ein vielleicht unverzeihlicher Egoismus und Schlendrian, der für uns alle die übelsten Folgen haben kann, da ja auch bei uns die Rüstungen nicht so großartig sind, als es vielleicht wünschenswerth wäre?“

„Ich glaube nicht, verehrter Herr Hofrath. Bedenken Sie, welche Uebermacht wir doch im Grunde, auch bei den latesten Rüstungen dem kleinen, überall offenen, stellenweise sogar unzusammenhängenden Preußen gegenüber besitzen.“

„Aber der Preuße soll erstaunlich rüsten!“

„Lassen Sie das gut sein. Je mehr er rüstet, je mehr er uns alle seine Kräfte gegenüber stellt, um so mehr wird er im Falle einer Niederlage von uns mitgenommen werden.“

„Aber sind wir dieses Falles so sehr sicher? Macht er durch die Einberufung seiner Landwehr nicht den Krieg geradezu zu einem Volkskriege, während wir nicht ein Mal den Böhmen die Errichtung von Freischaaren zur Grenzvertheidigung gestatten wollen?“

„Ach die Landwehr, ja, die Landwehr! Mit der wird Herr von Bismarck traurig schlechte Geschäfte machen! Lesen Sie denn die Zeitungen nicht? Wissen Sie nicht, wie schon jetzt, vor dem Ausbruche des Krieges, an allen Ecken und Enden Preußens Landwehrmännereccesse stattfinden? Das wird noch besser kommen! So wenig ich je meine Einwilligung dazu geben würde, in Böhmen Freischaaren errichten zu lassen, welche sich jählings in Hussiten verwandeln könnten, so wenig würde ich, wenn ich ein preussischer Staatsmann wäre, eingewilligt haben, der tief vom Gifte der Fortschrittstheorien angefressenen Landwehr Waffen in die Hände zu geben. Das heißt ja dem eigenen Todfeinde das Messer, mit dem er uns den Hals abschneiden wird, förmlich aufnöthigen. Nein, an der Landwehr wird die preussische Regierung keine Freude erleben!“

„Aber, man versichert mir, daß im Grunde des preussischen Volkscharakters eine tüchtige Dosis echten Soldatenfinnes liege und daß der schlimmste rothe Demokrat, sobald er nur erst des Königs Rock wieder trage, der beste Soldat, der blindeste Gehorcher werde.“

„Das ist die *fable convenue* mit der das offizielle Vorussenthum uns Sand in die Augen streuen will. Man soll mich doch die Menschen nicht kennen lernen wollen!

Es ist nur zu wahr: „Die Kage läßt das Mausen nicht.“ Ein Demokrat wird deshalb auch nie ein ordentlicher Soldat, nie eine Militärmaschine werden! Nun rechne man aber vollends die speziellen Umstände, wie sie hier vorliegen. Die Mehrheit der preussischen Landwehrleute ist verheiratet, hat Frau und Kind. Meinen Sie, daß so ein Mann, den man aus allen seinen bürgerlichen Verhältnissen, den man vom Herde, an dem es ihm wohl ist, aus den Armen von Frau und Kindern herausreißt, um ihn in die Uniform zu stecken und ihm den Schießprügel aufzundthigen, ein Soldat werden wird? Wahrhaftig, ich mache mir aus der Plebaglia, aus den Massen, die zu unseren Füßen wimmeln, sehr, sehr wenig. Allein, so sehr ich sie auch aus der Ferne betrachte, muß ich denn doch zugeben, daß sie Menschenthiere sind, also auch menschlich-thierische Freundschafts- und Liebesempfindungen zu Haus und Hof, Weib und Kind hegen. Ist es da aber zu verlangen, daß sie ruhig bleiben, wenn man sie förmlich wie eine Herde Vieh von dem Allem, woran ihr Herz hängt, hinwegtreibt? Nein, das wird mir Niemand weiß machen, daß der preussische Patriotismus so sattelfest sei. Möglich, daß er es war, als es 1813 gegen die Franzosen ging. Da hatte er auch eine ganz andere Basis. Aber jetzt, wo das preussische Volk gegen den Krieg ist, wo die Fabriken schon vor dem Beginn desselben leer stehen und der turbulente Pöbel so gut wie der begüterte Mittelstand und wie der westphälische katholische Adel nach Frieden schreien, jetzt ist es etwas ganz Anderes!“

Hier hielt der Graf ein wenig inne und ließ seine Blicke mit einem gewissen triumphirenden Ausdruck auf dem noch immer sehr bedenklich dreinschauenden Hofrathe ausruhen.

„Aber die Zündnadelgewehre,“ warf Vexterer wieder ein, „man sagt, ihre Wirkung übertreffe Alles, was bisher eine Feuerwaffe geleistet und sei eine wahrhaft furchtbare.“

„Wer sagt das?“ bemerkte Paardorf eiskühl, „wieder nur preussische Zeitungen und preussische Broschüren, die dem geängsteten Volke der weiland Sandbüchse des weiland römischen Reiches damit Muth einsprechen wollen. Ich habe mich auch über das Zündnadelgewehr informiert und eine unserer ersten Militärautoritäten darüber befragt, und wissen Sie, was mir diese, der Wahrheit gemäß, gesagt hat: „Das Zündnadelgewehr ist ein Spielzeug für Kinder.“

„Gebe es Gott!“ seufzte der Hofrath.

„Aber Sie sind heute sehr kleinmüthig, Sie erschrecken vor dem norddeutschen Schwindel des Herrn von Bismarck, der sich mit so viel Lärm in Scene setzt. O, Sie wissen noch nicht Alles, Sie haben keine Ahnung davon, was für Hilfsmittel sich ungerufen für uns in Bewegung setzen, um das Werk unserer Feinde in Rauch und Flammen aufgehen zu lassen, ehe sie es vermuthen werden, wie nahe und große Gefahr über ihren Häuptern schwebt.“

„Sie machen mich im höchsten Grade begierig, Herr Graf. Sie scheinen auf mir unbekannte Bundesgenossen anzuspielen.“

„Allerdings, doch wundert es mich, daß Sie noch nichts von denselben wissen.“

„Sollte Frankreich sich einer Allianz mit uns zuwenden?“

„Nicht daß ich wüßte. Napoleon III. will erst Oesterreich und Preußen als Gladiatoren auftreten und sich hinlänglich zur Aber lassen sehen, bevor er selbst Partei ergreifen wird.“

„Oder sollte vielleicht Rußland? . . .“

„Rußland haßt Oesterreich bis in den Tod und gönnt doch Preußen Schleswig-Holstein nicht. Es freut sich darauf, daß der deutsche Bruderkrieg ihm vielleicht den Pfad zur Hämsohalbinsel und nach Konstantinopel eröffnen werde.“

„So hätte sich Italien vielleicht im letzten Augenblicke noch vom Bündniß mit Preußen abbringen lassen?“

„Auch davon ist mir nichts bekannt. Doch das ist ja auch unmöglich. Wir werden nie Venetien freiwillig an das Haus Savoyen abtreten, verstehen Sie, nie. Es wäre das eine Sünde gegen den heiligen Geist des Konservatismus. Und so lange Männer meines Schlages in Wien leben, wird so etwas stets unter die unmöglichen Dinge gehören.“

„Aber, mein Gott, Herr Graf, worauf bauen Sie denn dann Ihre geheimen Hoffnungen?“

„Auf Preußen selbst.“

„Wie das?“

„Auf den preußischen Verfassungskonflikt.“

„Aber der scheint mir für den Augenblick in den Hintergrund geschoben, denn *inter arma silent semper leges*.“

„Wohl, aber der Magen des hungrigen Volkes schweigt nicht. Lesen Sie, was die „Rheinische Zeitung“ schreibt, lesen Sie, was mir hier ein Freund schreibt, der in alle preußischen Verhältnisse eingeweiht, der selbst ein Preuße, aber vor allen Dingen ein treues Mitglied unserer internationalen konservativen Liga ist!“

Der Hofrath griff begierig nach dem ihm vom Grafen hingehaltenen offenen Briefe und überflog ihn mit fieberhafter Hast.

„Also,“ rief er dann plötzlich freudig erröthend aus, „ein Aufstand in Berlin!“



Dreißigstes Kapitel.

Die Vergeltung.

Motto: Dies irae, dies illa
Solvat saeculum in favilla.

Endlich war das Diplomatenspiel der Lüge und Gegenlüge glücklich zu Ende. Endlich rühmten Wiener officiöse Blätter, daß Oesterreich, indem es am 1. Juni die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten an den Bund zur Entscheidung gebracht, „den Gasteiner Vertrag in tausend Fegen zerrissen und Preußen vor die Füße geworfen“ habe.

Ganz Mitteleuropa hallte wider von Waffelärm und gewaltige Heere zogen auf beiden Seiten den Grenzen und dem Kampfe auf Tod und Leben entgegen.

Es war an einem heitern Junisonntage, alle Feiertästen spielten in den Vorstadtbiergärten schon anticipirte Schlacht- und Siegesmelodien, und besonders eine Melodie aus den „Flotten Burschen“, die für ein Lieblingsstück Benedek's, also für den zukünftigen Benedekmarsch galt.

War doch Alles in den harmlosen Wiener Volkskreisen, welche die bangen Ahnungen und trügerischen Hoffnungen höherer Schichten auf den vermeintlich bevorstehenden Ausbruch des Aufstandes in Berlin nicht kannten und nicht theilten, so siegesgewiß und entscheidungsfroh. Mit den

Preußen, so hoffte man, werde man ja gar schnell fertig werden, die seien zu nichts Anderem gut, denn als Bleisoldaten in Schachteln für die Nürnberger Spielwaarenfabriken verpackt zu werden.

Unterdeß waren gleichwohl schon allerhand Zeichen und Wunder geschehen, und nicht das kleinste darunter wohl jene waghalssige Reise eines preußischen Prinzen mitten durch Oesterreich auf den erledigten Rumänenthron, den er schnell in eine gegen den Kaiserstaat gerichtete Batterie umwandeln sollte.

Xanthos, der sich nichts entgehen ließ, war bereits mit seinem Urtheil über das, was kommen werde, so ziemlich fertig. Und als er jetzt langsam durch den Prater schritt, lächelte er unwillkürlich, da es ihm just einfiel, wie komisch sich kurz vor einem furchtbaren Kriege Armeebefehle ausnehmen, in denen von der Verwerflichkeit des langen Haares und der Ballensteinstiefeln verhandelt wird, dann aber lächelte er auch aus einem andern Grunde. Er hatte heute auf Umwegen Briefe aus Griechenland erhalten, die ihn belehrten, daß die Vorbereitungen zum großen Aufstande auf der ganzen Hämöshalbinsel wunderbare Fortschritte machten, und daß Kandia, welches das erste Signal geben sollte, schon innerlich glühe wie ein zum Ausbruch reifer Vulkan. Nur noch etwas Geld fehle jetzt, doch handle es sich um kaum mehr als achtzigtausend Gulden.

„Achtzigtausend Gulden,“ dachte Xanthos, „das ist nicht so sehr viel. Ich habe den Leuten schon mehr geschickt, vielleicht kann ich auch das noch beschaffen. Wie wäre es, wenn wir den lieben Hirschburg wieder ein Mal ein wenig anzapften? Er ist mir so noch die letzte Abrechnung schuldig. Da es heute Sonntag ist, so werde ich ihn wahrscheinlich

ganz allein und ungestört sprechen können, wie ich es gerade brauche. Er wird sich freilich sträuben, doch, es gibt ja Mittel, diesen ehrlichen Vampyr dazu zu bringen, etwas Blut und Gold wieder auszuschwitzen, und so wahr ich Xanthos heiße, schreke ich vor keinem Mittel zurück, wenn es sich darum handelt, meinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Also hurtig, statten wir unserem unfreiwilligen Finanzminister einen kleinen Besuch ab. Hellas braucht Gold und Waffen!"

Während sich der Grieche in dieser Weise mit sich selbst unterhielt, befand sich der Gegenstand seiner Spekulationen in der That im bekannten Meditirstübchen, wo er sich eben sehr eifrig mit dem biedereren Wirthschaftsrathe des Grafen Leichtenfuß-Hohenheim besprach.

"Also," sagte Hirschburg, indem er sich dazu die Hände rieb, „wäre so weit Alles in Ordnung. Nun so hätten wir wenigstens ein hübsches Geschäft in dieser bösen Zeit abgemacht."

"Ja," meinte der Wirthschaftsrath mit der goldenen Brille, „Alles macht sich recht glatt; Kneiphart hat aber auch seine Pflicht redlich gethan! Gott, was hat sein Blatt für volkswirthschaftliche Courbetten gemacht und für Correspondenzen geschmiedet!"

"Ein genialer Mann, dieser Kneiphart!"

"Und dann kam uns freilich auch die kriegeriſche Zeit etwas zu Statte. Das herrliche Gut wird in einer Woche um ein Duzendbel losgeschlagen werden."

"Ich selbst werde hinausfahren, um in Person der letzten Feilbietung mit beizuwohnen. Wie viel Geld soll ich denn als Viaticum mitnehmen?"

"Zehntausend Gulden. Mehr kaum, vielleicht auch noch

weniger. Wozu soll man den Leuten jetzt so viel Geld zeigen, das wäre ungesund."

"Sie haben recht, lieber Wirthschaftsrath. O, Sie haben etwas gelernt und werden noch Ihr Glück machen. Haben Sie sich schon nach einem neuen Wirthschaftsrathsposten umgesehen?"

"Allerdings, und ich habe auch schon einen sehr schönen beim Fürsten von Büchsenburg in Aussicht."

"Ah," rief Hirschburg, "das ist ein gutes Haus. Läßt sich da nicht auch ein nettes Geschäftchen in Compagnie machen?"

"Vielleicht. Freilich, der Fürst ist gut situiert. . ."

"Macht nichts. Liefern Sie ihn mir nur in die Hand. Geld wird er schon brauchen und das Weitere findet sich dann. Also, her mit dem Fürsten!"

"Run ja, Sie sollen ihn haben."

"Wir wollen uns wieder ehrlich in ihn theilen, wie ein paar Brüder."

"Ja, wie ein paar Brüder. Doch à propos, lieber Herr Hirschburg, könnten Sie mir nicht auf mein Konto für morgen etwa achtzigtausend Gulden reserviren? Ich könnte gerade jetzt einen hübschen Kauf machen. . ."

"Achtzigtausend Gulden? Lieber Freund, das ist etwas viel. Es könnte das höchstens in Papier sein."

"Run, meinerwegen! Wenn es nur hübsche Hunderter und Tausender sind."

"Also gut, Sie sollen sie haben."

"Brav, so leben Sie für heute wohl."

"Wohin gehen Sie, lieber Wirthschaftsrath?"

"Zu Kneiphart."

"Run, so grüßen Sie den wackeren Mann vielmals

von mir. Ich muß ihn morgen auch sprechen in einer recht fatalen Angelegenheit."

"Werd's ausrichten. Gott befohlen!"

Der Wirthschaftsrath empfahl sich durch eine Seitenthüre, welche vom Comptoire aus auf den Hausflur führte.

Sobald Hirschburg allein war, ging er erst einige Male unruhig auf und ab.

"Es ist mir so sonderbar heut' zu Muthe," sprach er beklommen zu sich selbst, "ich weiß gar nicht, was eigentlich mit mir vorgeht. Habe doch die ganze Zeit hindurch immer so gute Geschäfte gemacht . . . Nur diese Wanda! . . . Ach, diese Wanda! Und daß ich gerade zu allerletzt bei ihr gewesen bin. Dummes Zeug! Aber die Vorladung auf morgen? Man wird doch nicht etwa gar glauben, daß ich sie in die Donau hinabgestürzt habe? Ich muß mich zerstreuen, damit ich diese häßlichen Gedanken los werde. — Ich will Geld zählen, ja, dem Wirthschaftsrathe seine achtzigtausend Gulden. Das ist eine angenehme Beschäftigung, eine solide Arbeit. Ja, das will ich thun."

Damit schritt er aus dem Meditirstübchen hinaus in's Comptoir und kehrte aus diesem gleich darauf wieder mit einem hübschen Kästchen, das er aus einer seiner eisernen Kassen herausgenommen, in das erstere zurück. Und dann fing er an auszupacken und Hunderter- und Tausenderbanknoten abzuzählen.

"Mit den Tausendern," sprach er nach einer kleinen Weile, "wären wir glücklich fertig. Fünf Häufchen à zehn Stück macht richtig fünfzigtausend Gulden. Jetzt bleiben uns nur noch die Hunderter übrig; das wird länger dauern. Aber ich weiß nicht, das Zählen macht mir heute keine Freude. Da hier — auf diesem Sopha saß die schöne

Polin, als ich sie zu dem bösen Kontrakte zwang, der ihr das Leben gekostet hat. Die Narrin! Warum mußte sie auch in's Wasser springen! Hab' ich ihr's etwa geheißt? Ich wollte ja gar nichts so Schlimmes von ihr. Ich war so großmüthig gegen sie gewesen. Was hätte ihr ein Abend geschadet? Aber huh, wie ich dann ihre Leiche sah! O weh, wie sah sie aus, als man sie aus dem Wasser gezogen hatte. Die Fische hatten von dem zarten Sammetfleische ihrer Wangen gegessen . . . Ach, das Bild . . . ich werde es nicht mehr los . . . Fünfhundert, sechs, sieben, acht . . . Und ihre Augen! . . . Die graufigen Höhlen leer, — alles Verwesung bis in's Gehirn hinein! . . . Neun, zehn. So, wieder ein Bündel. Und sie war vordem so himmlisch schön gewesen! Gott, wie sie hier an dieser Stelle vor mir kniete, rein wie in der Gnadenarie auf dem Theater. Sie war doch zu hübsch! Und dann . . . wieder zehn . . . endlich . . . ja, ich muß es noch ein Mal überzählen, aber es sind jetzt gerade achtzigtausend Gulden . . .“

„Achtzigtausend Gulden!“ erscholl es jetzt plötzlich hinter ihm und lachte dann laut auf.

Der arme Hirschburg hätte darauf schwören mögen, daß diese Stimme vom Teufel komme, der ihn eben holen wolle, weil es gerade am Sonntage nichts Besseres für ihn zu thun gebe. Aber es war nicht der Teufel, sondern Xanthos.

„Ja, achtzigtausend Gulden brauche ich eben und komme, um sie mir von Dir zu holen,“ fuhr der Grieche fort. „Du mußt es wirklich geahnt haben, daß Du sie mir schon so hübsch abgezählt hast. Du weißt doch, daß Du mir für die letzten Geschäfte so noch die Abrechnung schuldig bist?“

Der Banquier stieß einen unartikulirten Laut des Entsetzens aus und rief dann mit krächzender Stimme:



„Xanthos, Du bist unverschämt!“

„Oho!“ erwiderte dieser.

„Dies Geld hier gehört mir gar nicht!“

„Ganz natürlich, weil es schon mir gehört.“

„Es ist eben für einen Geschäftsfreund abgezahlt worden.“

„Ei, freilich, für den Geschäftsfreund Xanthos, dem Du noch viel mehr schuldig bist.“

„Ungeheuer? Dies Geld bekommst Du nie!“

„Das werden wir sehen.“

„Du bist ein Räuber!“

„Ei, was Du sagst? Früher, wenn ich Dir Depeschen und dergleichen zutrug, war ich doch immer Dein lieber Freund?“

„Ich habe Dir schon viel zu viel gegeben!“

„Nicht den zehnten Theil von dem, was Du durch mich gewonnen hast.“

„Das ist nicht wahr!“

„Da hast Du wieder recht. Ich hätte sagen sollen: nicht den zwanzigsten Theil!“

„Laß mich jetzt in Ruhe. Ich habe keine Zeit, um mit Dir Spaß zu treiben!“

„Ich auch nicht.“

„Ich glaube, Du hast noch fünftausend Gulden bei mir, lieber Xanthos, die sollst Du auch sogleich bekommen, aber laß Deine Faren.“

„Achtzigtausend Gulden, lieber Hirschburg, oder . . .“

Der Grieche zog einen großen Dolch aus seinem Gewande.

„Treibe doch keine Narrenspoffen!“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Xanthos, indem er den Banquier bei der Kehle packte.

„Lass' mich los, ich werde um Hilfe schreien!“

„Das wirst Du nicht. Sieh', jetzt halte ich Dich schon so hübsch fest, daß Dir das Schreien sehr sauer werden dürfte. Aber „Ja“ sagen darfst Du noch. Ueber Deinem Haupte schwebt mein Dold. Ich werde Dich drei Mal fragen, ob Du mir gerecht werden willst. Nach der dritten Frage fällt, wenn Du kein „Ja“ für mich übrig hast, dieser schöne damascirte Dold wie ein Rastiermesser in Dein Gehirn, um es glatt und scharf in zwei appetitliche Portionen zu theilen. Verstehst Du?“

Der Grieche schwang den Dold kunstgerecht über dem Haupte seines zitternden Opfers.

„Also zum ersten Male: Willst Du mir gutwillig diese achtzigtausend Gulden geben?“

„Nein,“ röchelte der Banquier.

„Zum zweiten Male: Willst Du oder willst Du nicht?“

Ein unverständlicher Laut gurgelte aus der Kehle des fast schon Erdroffelten. Es war kein „Ja“.

Zum dritten Male: Willst Du, oder . . .“

Der Banquier ward der Hand des Griechen auf ein Mal so schwer . . . absichtlich ließ Xanthos ihn los — eine Leiche sank zu Boden. Der Schlag hatte Hirschburg gerührt.

Xanthos überzeugte sich, daß er einen kalten Mann vor sich habe, steckte seinen unblutigen Dold wieder ein und sprach dann, indem er die aufgezählten Banknoten in seinen Taschen barg:

„Auch gut, vielleicht am besten so. Es lebe Hellas! Auf nach Kandia!“



Einunddreißigstes Kapitel.

Schlimme Zeitung.



Motto: Die Freude gebrochen, der Glaube todt,
Die Hoffnung welk und verdorben,
Der Liebe tröstliches Abendroth
Im Herzen selber gestorben.

Adolph Böttger.

Es ist ein wunderbares Vorgehen,“ hat einst der deutsche Denker F. H. Jacobi geschrieben, „daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig wie man vom Thiere sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche.“ Diesen Satz bewiesen die Wiener am 1. Juli 1866 in allen Nuancen. Ganz Wien bestrebte sich nämlich an diesem Tage wie ein Mann, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, der Wahrheit, ob eigentlich die Oesterreicher oder die Preußen bisher im Felde gesiegt und wer wohl auch weiterhin zu siegen die besten Chancen habe.

Wohl gab es offizielle Depeschen genug, die von Siegen und Gefechten in schneller Aufeinanderfolge sprachen, doch das Verdächtige an ihnen war, daß sie immer früher den Sieg als das Ende des Gefechtes selbst signalisirten.

Ebenso war es trotz allen offiziellen Pulverdampfes doch kein Geheimniß mehr, daß die Preußen, nachdem man ihnen Sachsen ohne Schwertstreich überlassen, nun auch schon einen ganz hübschen Theil von Böhmen okkupirt hatten. Das Einzige, was die Leute denn doch noch einigermaßen über die grenzenlose bisherige Ungewißheit, über das offenbare Vordringen des Feindes und über die Ankunft österreichischer Verwundeter ohne Zugabe preußischer Gefangener tröstete, war der berühmte „geheime Plan“ Benedek's, dieses fürchtbare Mene Tekel, mit dem der Feind unter allen Umständen vernichtet werden sollte. Nur daß die Zahl der Plangläubigen jetzt schon in schneller Abnahme, die der Bessiristen aber, welche von erlittenen Niederlagen flüsterten, in stündlicher wahrhaft erschreckender Zunahme begriffen war.

Das Volk, welches seine Söhne vor dem Feinde wußte, fühlte es in seinem ganz richtigen, gesunden Naturinstincte heraus, daß man ihm schuldig sei, klaren Wein einzuschenken, daß man ihm diesen Wein auch einschenken würde, wenn er wirklich so siegesklar wäre, wie siegesbewußt erst das Proklam Benedek's gewesen war, und besorgte, daß es deshalb wahrscheinlich im Feldlager nicht so stehe, wie es stehen sollte; das Mißtrauen aber ist eine Pflanze, die, wenn sie auch im Momente so klein ist wie ein bescheidenes Beilchen, doch oft schon in der nächsten Stunde die Größe und den Umfang einer Tanne und am Ende des Tages vielleicht gar die Ausdehnung eines ganzen Waldes gewonnen hat. Das Mißtrauen wuchert zudem auch da immer am üppigsten hervor, wo erst die unbedingteste und lustigste Hoffnung gezüchtet hat, denn der Thermometer der Massenstimmung schlägt noch viel häufiger um, als das Wetter, ohne dabei

so wenig wie dieses auf offizielle Kalender Rücksicht zu nehmen.

Schon begann man sich von eigenen „strategischen Rückzügen,“ dagegen vom „Schnellfeuer“ der Preußen, von ihrer „affenartigen Geschwindigkeit“ und ihrer gottlosen „Umgehungsmethode“ zu erzählen. Was Klares, Genaueres wußte man freilich von alledem nicht, denn Vater Benedek hatte ja dafür väterlich gesorgt, daß sich kein irgendwo militärverständiges journalistisches Federvieh in sein Hauptquartier einschleiche. Ueberdies durften die Blätter fast nichts, selbst wenn sie etwas wußten, verlauten lassen, und außerdem wurden Leute, welche aus der Nähe des Kriegsschauplatzes eintrafen und Wiene machten, ihre simplen Beobachtungen zu äußern, oft vom blöden Böbel höchst eigenhändig als Spione gepackt und in's nächste Stockhaus zu weiterer gütiger Amtshandlung überliefert.

Aber, wie es schon mit den Thatfachen ist. Sie lassen sich wohl verschweigen, aber doch nicht verheimlichen. Während Unschuldige täglich massenhaft als Spione eingezogen wurden, fehlte es an wahrhaften preussischen Spionen keineswegs, die trotz der weisen Verordnungen Benedeks frei, oft sogar sehr geachtet einhergingen und in fast ununterbrochenem Verkehre mit den Feinden standen. Diese nun hielten es keineswegs für ein Amtsgeheimniß, daß die kaiserliche Armee bei Podol, bei Jicin, Ráchoy und Skalic geschlagen worden war und brachten diese traurigen Neuigkeiten, die sie auf Gott weiß was für schnellen, geheimnißvollen „Umwegen“ erfuhren, schon hübsch gefalzen und gepfeffert unter die Leute. Freilich, diese Herren, die bei den österreichischen Niederlagen gute Geschäfte machten, hüteten sich wohl, auf den Straßen zu erzählen, was sie wußten, aber sie richteten

nichts destoweniger den Apparat ein, der das tausendzün-
gige Gerücht heimlich und schlangenartig zischend wie Gift
in das Vertrauen der erst so zuversichtlichen Bevölkerung
spritzte.

Waren an diesem Tage die Kaffeehäuser voll!

Alles, was neugierig, was patriotisch, was ängstlich,
was pessimistisch und was schadenfroh war, drängte sich
dort in seltsam buntem Gemisch zusammen.

Dies war besonders in einem der größten dieser Eta-
blissements der Fall, wo die meisten Zeitungen aufzuliegen
pflegten.

Freilich, mit den Zeitungen sah es jetzt schon ziemlich
windig aus. Alle Postverbindungen nach Preußen und einem
großen Theile Deutschlands waren ja abgeschnitten. Selbst
die prager Blätter trafen schon unregelmäßig ein. Nur
über Bayern stand man noch mit dem Auslande in Ver-
bindung.

In den Zeitungen war aber über die Kriegsoperationen
erst gar wenig zu lesen, weil diejenigen Blätter, welche,
wie die „Indépendance Belge“ oder die „Times“ Berichte
aus beiden Lagern brachten, noch nicht eingetroffen waren.

Um so mehr wurden mündlich allerhand Nachrichten
kolportirt; allerdings nur zwischen Tisch und Tisch, unter
„guten“ Bekannten, denn sonst war es ja gefährlich. Zu
dem ließ sich gar Mancher etwas heimlich in's Ohr raunen
und lauschte dem gar gespannt und aufmerksam zu, wo-
gegen er, hätte man es laut zu ihm gesagt, sogleich feier-
lichen Protest eingelegt, wenn nicht gar „Spion“ geschrien
haben würde.

Die liebe Heuchelei und das traurige Schönthun sind
Pflanzen, die besonders einem gewissen Spießbürgerthum

gar tief in's Herz hinein gewachsen sind. Und da wundert man sich dann oft über die Regierungen! Die Regierungen wissen meistens recht gut, mit wem sie's zu thun haben und pflegen selten einen außerordentlichen Sporn darin zu finden, in fortschrittlichen Ideen avancirter zu sein, als ihre respektiven Regierten.

Aber wer hätte das gedacht? Sigt nicht dort an einem Tischchen selbst der Vater Brunner und studirt eifrig den baierischen „Volksboten?“ Wie kommt der fromme Mann an diesen weltlichen Ort? Sticht ihn auch der Teufel der Neugierde, oder läßt ihn sein Patriotismus heute seine früheren Feldzüge gegen die böse Zeitungsschreiberei und das teuflische verweltlichende Kaffeehausleben vergessen? Wir müssen das Letztere annehmen.

Der arme Vater schöpft aus seiner Lektüre aber keinen Trost und keine Gewißheit für sein ahnungsbanges Herz. Zwei seiner Neffen stehen mit im Felde und wie sie ihm im letzten Briefe schrieben, nahe vor dem Feind. Wie gern möchte er deshalb wissen, wie sich die Dinge eigentlich anlassen, und ob es wirklich wahr ist, was die bösen Leute schon von Niederlagen faseln. Das kann ja eigentlich gar nicht sein. Doch, das Herz des empfindsamen Oheims schlägt so bang, am Ende, — das Kriegsglück ist selbst dem Frömmsten oft nicht hold, was die vielen Niederlagen, welche, wie die Geschichte leider bezeugt, auch päpstliche Truppen oder selbst ihre Verbündeten betroffen, nur zu sehr beweisen.

Da erblickt das Auge des frommen Mannes endlich ein bekanntes Gesicht, den guten Fabrikanten Frene nämlich. Nun ist Frene freilich leider auch ein rechtes Weltkind, aber er hält wenigstens auf äußeren Anstand und geht

jedesmal in die Kirche, so oft ihn der Teufel zu sehr in Spiel, Liebe oder Bacchusfreuden hineingerannt hat. Hilft es nichts, sagt unser Philosoph, so schadet es doch auch nichts. Warum sollte ich mich zu dem mit der Kirche nicht gut stellen, wenn ich im Uebrigen doch mache, was ich will.

Diese Gefinnungen Frenes sind dem Vater sehr genau bekannt, und obwohl sie ihm sonst bei Weitem nicht völlig Genüge leisten, so ist ihm doch heute der Fabrikant ein ganz willkommener Mann, dessen kleine Schwächen sich vielleicht am besten durch seinen etwas kurz gerathenen Verstand entschuldigen lassen.

Uebrigens denkt der Vater bei sich selbst, Du lieber Gott, wenn nur alle Leute wenigstens äußerlich so brav wären, wie unser Frene, für sein Inneres kann er ja nicht.

Und damit steht er auf und geht dem Fabrikanten mit äußerst wohlwollendem Lächeln entgegen, um ihm, der eben einen Platz suchte, einen reservirt gehaltenen Stuhl an seinem Tische anzubieten.

Frene nimmt diese Aufmerksamkeit äußerst geschmeichelt auf und steht nicht an, sofort neben dem Diener des Herrn Platz zu nehmen.

„Was gibt es denn also eigentlich Neues?“ flüstert ihm der Vater zu.

„Hm, hm,“ erwidert leise der Fabrikant, „leider nichts Gutes.“

„Also haben Sie auch davon gehört?“

„Ei freilich.“

„Wir sollen zurückgedrängt sein?“

„So heißt es, und zwar sollen wir dabei schon geschlagen worden sein.“

„Wie kann das aber nur geschehen sein?“

„Ja, das weiß Gott. Man versichert, daß die Preußen wie die Teufel schnell schießen.“

„Ja, das erzählt man.“

„Sie sollen überhaupt sehr schnell in ihren Bewegungen sein.“

„Wie die Affen, sagt man. Doch vielleicht,“ fuhr Frene selbstbewußter fort, „wird den Herren Preußen das Alles nur zum Verderben gereichen.“

„Meinen Sie?“ fiel sehr gespannt der Vater ein.

„Man läßt sie, wie mir ein Stabsoffizier versichert hat, mit Absicht vordringen.“

„Mit Absicht? — Das wäre ja Verrath.“

„Nichts weniger als das. Sie wissen. Benedek ist ein großer General . . .“

„So heißt es.“

„Nun, und Benedek weiß gewiß, was er will.“

„So sollte man allerdings denken.“

„Sie werden auch von seinem „geheimen“ Plane gehört haben?“

„Wer hätte davon nicht gehört!“

„Dieser geheime Plan . . .“

„Sie kennen ihn?“

„Ob ich ihn kenne!“ lächelte Frene triumphirend vergnügt. „Unsereins erfährt schon so Manches.“

„Also, ich bitte, theilen Sie mir etwas von dem „geheimen Plane“ mit, ich brenne vor Begier, ihn auch kennen zu lernen.“

„Weil Sie es sind, Herr Vater, so darf ich es Ihnen wohl schon sagen.“

„Ei gewiß, ohne allen Skrupel.“

„Sie dürfen aber ja nichts weiter davon verlauten lassen.“

„So wenig, wie ich ein Beichtgeheimniß verrathen werde.“

„Also Benedek's „geheimer Plan“ besteht darin, den Feind so lange und gerade so weit in's Land, das heißt doch schließlich nur nach Böhmen hineinzulocken, bis er ihn wie in einer Mausefalle hat.“

„Das wäre,“ entgegnete der Vater „freilich eine gute Idee. Aber wie weit will Benedek die Preußen eigentlich locken?“

„Das könnte ich Ihnen eigentlich auch sagen, doch... Frene hielt inne.“

„Ich bitte Sie, liebster Herr Frene,“ bat ihn Brunner, „erzählen Sie weiter. Mir ist die Sache in hohem Grade an's Herz gewachsen. Denn, abgesehen davon, daß ich ein guter Patriot bin, habe ich auch zwei Nissen bei der Armee.“

„Zwei Nissen? Nun, dann darf ich's Ihnen wohl sagen. Aber da wird es schon besser sein, ich schlage die Karte auf...“

„Sie haben eine Karte?“

„Vom Kriegsschauplatz, versteht sich, und habe mir Alles genau erklären lassen von wirklichen Sachverständigen.“

„Das ist schön, Herr von Frene, aber wird es nicht gefährlich sein, hier an einem öffentlichen Orte, jetzt eine solche Karte aufzuschlagen? Man ist jetzt sehr heiflig und wittert in jedem Menschen, der etwas nicht ganz Gewöhnliches thut, sogleich einen Spion.“

„Das ist schon wahr,“ meinte der Fabrikant, sich wichtig aufblasend, „allein ich bin ja kein unbekannter Mann, son-

dern ein angesehener Wiener Bürger. Einem Fremden möchte ich's jetzt freilich nicht rathen, eine Karte vom Kriegsschauplatz öffentlich zu studiren, aber ich . . . Wie heißt es doch, was wir einst auf dem Gymnasium gelernt haben? richtig, da hab' ich's wieder: „Quod licet Jovi, non licet bovi.“

„Gi, ei, gelehrte Reminiscenzen! Nun, so zeigen Sie mir also den „geheimen Plan“ Benedek's auf der Karte.“

Schon während seiner letzten Worte hatte Frene eine hübsche, ausführliche Karte des präsumtiven Kriegsschauplatzes aus der Tasche herausgeholt und auf dem Tische ausgebreitet.

„Sehen Sie,“ hob er an, „hier ist Sachsen, — das haben die Preußen schon. Und von da aus sind sie nun hier oben, wo ich den Finger habe, in Böhmen eingefallen. Sie sollen aber auch von Schlesien aus in Böhmen einmarschirt sein, da hier oben bei Ráchob. Nun, das war es eben, was Benedek haben wollte!“

„Was Sie sagen!“

„Nämlich, nun sich die Preußen getheilt haben, wird er erst über die aus Sachsen anrückenden, dann, wenn er diese aufs Haupt geschlagen, über die aus Schlesien vordringenden Preußen herfallen. Die erste Schlacht dürfte bei Jicin stattfinden.“

In diesem Augenblicke nahte sich ein Bekannter Frenes dem Tische, an welchem er dem Vater Brunner so eifrig den geheimen Plan Benedek's entwickelte, klopfte ihn auf die Schulter und sprach leise zu ihm:

„Was machst Du da? Weißt Du schon, daß die Unseren bei Jicin wieder von den Preußen geschlagen worden sind?“

Und nach diesen Worten entfernte er sich wieder. Frene aber rief, sich und die Situation vergessend, ganz laut pathetisch-schmerzlich aus:

„Die Unseren bei Jicin von den Preußen wieder geschlagen!“

Schon während des Ausbreitens der Karte waren verschiedene Gäste auf ihn aufmerksam geworden. Als ein Herr ihm etwas zugeflüstert, war das noch verdächtiger erschienen. Als er aber nun gar in den eben angeführten Ausruf ausbrach, da schwand bei seiner Umgebung auch der letzte Zweifel.

Erst raunte man sich's leise zu, dann sprach man's laut und zuletzt rief es rings um ihn mit Stentorstimmen:

„Ein Spion, ein preußischer Spion!“

Und ehe sich's der arme Frene recht versah, war er umringt, gepackt, einem Polizeimann übergeben und unter großer Eskorte von Neugierigen der nächsten Wache zugeführt.

An dem Ganzen war auch nur der „geheime Plan“ Benedek's schuld.



Zwei und dreißigstes Kapitel.

Unter dem Läuten der Klosterglocken.

Netto: Die Nachtigall singt, doch
Der Kuckuk ruft laut:
„Bald ruhst Du im Kirchhof,
Du todtbleiche Braut.“

Eduard K.

Es war um die Mitternachtsstunde in der Nacht vom zweiten auf den dritten Juli. Im Kloster zum war alles todtensstill. Nur in einer kleinen Zelle flackerte mit ungewissem Lichte eine Ampel über einem Schmerzenslager, von dem von Zeit zu Zeit schwere Seufzer oder irre, wirre, fieberumflorte Reden tönten.

Da lag Viktoria von Paardorf todtkrank.

Eine Nonne kniete vor ihrem Lager und betete halblaut ihren Rosenkranz ab, denn es war ihr unheimlich bei der Sterbenden.

Wie hatte sich Viktoria verändert!

Freilich schön, o schön war sie noch immer. Wer und was hätte auch vermocht, von dieser reinen Stirn den Stempel jener göttlichen Schönheit zu entfernen, der nur der Ausdruck vollendeten Seelenadels ist!

Aber ihre sausten Züge, wie waren sie vom giftigen Hauche des Fiebers jetzt so gespannt, ihr zarter Teint wie in Wachs verwandelt, ihr süßes zauberliebes Auge, wenn es von Zeit zu Zeit sich öffnete, so geisterhaft vom schreckenden Wechsel in ihrem Innern sich jagender Wahngesichte entzündet.

Armes, liebliches Kind; die Lust des Lebens begann Dir zu fehlen, sobald sich der Stern Deiner Liebe in hoffnungslose Nacht gehüllt. Dein Blumensein vermochte den Frosthauch zu bitterer Enttäuschung nicht zu ertragen, es welkte dahin an der starren traurigen Entsagung, die für diese Welt Dich vom Liebsten geschieden. Klostermauern und Litaneien waren nicht im Stande, die gestürzten Säulenhallen Deines erträumten und verlorenen Edens wieder aufzurichten.

Gott ist gnädig. Sein belebender Hauch hatte Dich zur Freude, zur Befeligung eines anderen Sterblichen erschaffen. Nun dieser sich selbst verloren und Du ihm für immer entrückt, was sollte Dich die jetzt bedeutungslose Last des Daseins noch weiter drücken?

Dein vollendetes Liebesglück würde die schönste Lobeshymne, das angenehmste Gebet für den Himmel gewesen sein.

Gibt es Dämonen, gibt es unbekannte, unheimliche Mittelwesen, welche im Stande sind, sich in die Seelen der Menschen einzuschleichen, um sie zu verblenden und um ihr wahres Glück zu betrügen?

Wie hatte der sonst so ritterliche, von Charakter gezeuget nicht unedle Basarhely einen solchen Edelstein auch nur eine Sekunde verleugnen und sich und Viktoria dadurch so namenlos unglücklich machen können?

Es gibt viele Räthsel im Leben, aber das größte Räthsel sind wir uns immer selbst. —

Ein Traumbild nach dem anderen jagte an dem Seelen-
spiegel des kranken Mädchens vorüber.

Da ist ein großer Garten in vollem Frühlings Schmuck,
und Viktoria spielt als Kind darin mit kleinen bunten
Steinchen. Ueber ihr rauschen die Wipfel der alten Linden;
in der Nähe sprudelt und plätschert ein liebliche Kühle
verbreitender Springbrunnen so melodisch, so wiegenlied-
artig und schlummerfreundlich, daß sie nach und nach immer
müder wird, ein Steinchen nach dem andern sich entfallen
läßt und zuletzt in den sammetweichen Rasen zurücksinkt.
Ihre kleinen Augen schließen sich, wie von einem Liede
eingesungen.

Auf weichem Rasen ruht das Kind,
Von Linden grün umdacht,
In seinen Locken spielt der Wind,
Vorüberwehend lacht.

Das weiße Händchen stützt so tren
Das Köpfchen schlafumsah'n,
Ein muntre Zinke hüpfet herbei
Und sieht's neugierig an.

Ein Falter auch fliegt drüber hin,
Der Blüth' auf Blüthe grüßt,
Der weiß nicht, ob das stille Kind
Nicht auch eine Blume ist.

Aber schnell verwandelt sich dies stillfriedliche anmu-
thige Bild.

Das Kind fühlt sich auf ein Mal so schwer, eine un-
heimliche kalte Last hat sich auf sein Herz gelegt. Ist das
ein Alp? Es öffnet die Augen und erblickt — eine Schlange.

Viktoria schreit auf, da bewegt sich das Ungethüm, hebt den kleinen Kopf zischend empor und züngelt gegen ihr holdseliges Gesichtchen. Und nun erlöschet auf ein Mal das Licht der Sonne, es wird Nacht, finstere kalte Nacht, und die Schlange bleibt auf ihrem Herzen liegen und zischt, sobald sich das arme Mädchen nur im geringsten rührt. Und wieder vernimmt sie eine Melodie, aber diesmal ist sie traurig düster wie das Traumbild das sie ängstet:

Die Schlange an Deinem Herzen
Die gönnt Dir keine Ruh,
Du armes, verlorenes Mädchen,
Du Todesblümchen, Du!

Nacht lagert rings auf der Erde,
Nacht lagert in Deinem Sinn,
An die nächtliche Scholle gefesselt,
Welkst Du im Nachtgraun hin.

Hell schien die Sonne im Walde,
Da ward die Tanne gefällt,
Die tropend manchem Gewitter,
Der Blitz niemals zerfellt.

Hell schien die Sonne im Walde,
Da fiel der Tannenbaum,
Aus dem sie den Sarg Dir gezimmert,
Du flüchtiger Menschentraum!

Und Viktoria empfindet plötzlich im Herzen einen tiefen Schmerz, — dann schwindet für einige Minuten jedes Bewußtsein. Aber nicht lange währt diese Dämmerung an. Es wird in ihr wieder heller und heller. Ihr ist auf ein Mal, als fliege sie hoch oben in den Lüften, im ersten Morgengrauen. Unten liegen hohe Gebirge, tief unter ihr. Unten brausen Meere, tief unter ihr. Und da

ist ihr's, als ob sie über dem Welttheil Europa schwebe, denn sind das nicht die Alpen, ist das dort unten nicht das langgezogene adriatische Meer, dem langgezogenen Garten Europas, Italien entlang? Und dort eben, schimmert da nicht silberhell das deutsche Meer, weit dehnt sich die norddeutsche Tiefebene hin bis gegen Oesterreichs Felsenwall, bis gegen das bergumschiente alte Mährchen- und Wunderland Böhmen.

Aber vor ihr, welch wunderbares Schauspiel plötzlich in der Luft!

Ein doppeltköpfiger Adler, ganz wie der österreichische Adler geformt, stößt auf einen einköpfigen Adler. Beide Könige der Lüfte ringen furchtbar mit einander. Hui, wie das stolze Gefieder berstet und Feder auf Feder hinabsinkt! Es ist ein Kampf, wie ihn das Mädchen nie geträumt.

Und wieder umsummt sie eine seltsame Weise.

Zwei Adler in den Lüften,
Die stets sich tief gefaßt,
Die haken sich am Ende
In wildem Kampf gefaßt.

Da gilt's Tod oder Leben,
Die Krallen schlagen ein,
Und wer den andern würget,
Der soll der erste sein.

Des Siegers harret die Sonne.
Des Ueberwund'nen Nacht,
Gott weiß, wer triumphiret
In dieser Adlerschlacht.

Wolken ziehen an den Adlern vorüber und hüllen die Kämpfenden nach und nach in ihren dichten Schleier ein,

aus dem nur mitunter feurige Blitze herauschießen, die besüßelten Boten des Adlerhaffes.

Eine tiefe Wehmuth erfüllt die Seele des fieberkranken Mädchens. Ihr ist es, als ob Jemand, der ihr recht lieb, sich in tödtlicher Gefahr befände und als ob sie recht von Herzen für ihn beten müßte. Aber kein Gebet ringt sich aus ihrem Gedankenchaos los, nur zuletzt das bekannte schöne Lied:

„O, Du mein Oesterreich,
O, Du mein Vaterland!“

Und wieder neue Bewußtseinsdämmerung, neue Ohnmacht.

Dann wieder helles Licht.

Ist das nicht ihre Blumenstube?

Die große Calla ist eben aufgeblüht, die Moosrose duftet, der Myrthenbaum grüßt sie mit leisem Wehen seines zarten Wipfels.

Und vor ihr kniet Bazarhely.

„Bazarhely!“

„Still, still! Wir haben uns wieder.“

„Für immer?“

„Bald für immer.“

Und er schwingt sich empor zu ihr und küßt sie auf den bleichen Mund.

„Weißt Du, wie sehr mein armes Herz geblutet hat?“

„Ich weiß es, Geliebte, auch meines — doch still, still, bald wird es noch viel, viel heller sein, dann mehr, dann — Alles.“

Und wieder klingt ein Lied, ist es von seinen Lippen, ist es von ihren Lippen? Wer weiß es?

„D laß mich Deinen Herzschlag lauschen,
 Indem Dein Auge auf mir ruht;
 Dann hör' ich lieblich mich umrauschen
 Von süßer Pieder Zaubersuth.

Dann ist mir's, als ob aufgegangen
 Der alten Märchen Zaukerland,
 In dem der Seele tief Verlangen
 Die holdeſte Gewährung fand.

So heimlich taucht aus Traumesinnen
 Dann Bild an Bild in hellem Schein,
 Und in des Herzens Grund tief innen
 Fühl' ich das Glück geliebt zu sein.

Die Abendwinde draußen rauschen,
 Sänft lächelt Venus milde Gluth,
 D laß mich Deinem Herzschlag lauschen,
 Indem Dein Auge auf mir ruht.

Aber was ist das plöglieh mit Baſarhely?

Sein Antliß iſt ſo todtenbleich.

Und auf ſeinem lieben Haupte....

„Iſt das ein Roſenkranz in Deinem Haar, mein Baſarhely?“ fragte Viktoria.

„Vielleicht ein Roſenkranz, denn er thut weh, und bei den Roſen ſind ja wohl immer Dornen.“

„Aber dieſe Roſen werden immer purpurner, wie Blut!“

„Wie Blut? Still, ſtill, Liebchen, rede nichts voraus... Biß heute Abend.“

„Was biß heute Abend?“

„Dann ſind wir beiſammen, dann blühen auch die Roſen auf meinem Haupte noch purpurlebendiger, dann ſind es Schlachtfeldroſen.“

„Hu, Schlachtfeldbrosen!“

Ein Schauer durchzuckt krampfhaft den zarten Körper der Kranken.

„Meine Viktoria, o meine Lebensblume, daß ich Dir's ganz sagen dürfte! Doch nein, es ist ja nicht möglich. Hörst Du, schon klinkt das goldene Thor des Himmels, unsere Hochzeitspforte, für Dich auf. Leb wohl, heut Abend gibt es für uns Beide keinen Abend mehr!“

Vasarahely ist verschwunden.

„Licht, Licht!“ ruft erwachend Viktoria. „Mein Gott, hier ist es ja todtenfinstere Nacht!“

Die Nonne vor ihrem Lager erschrickt, sie kennt diesen und ähnliche Rufe.

Da beginnen eben die Klosterglocken zu tönen.

„Ah, die goldene Himmelspforte, die Hochzeitspforte geht auf!“ ruft die Sterbende, „nun wird es gleich hell werden. Komm Vasarahely, Vasarahely!“ —



Dreißigstes Capitel.

Die Schlacht bei Königgrätz.

Motto: Dort hat den Frieden gefunden
Wehl mancher Mutter Sohn,
Es leuchtet wie brennende Wunden
Ringëum der rotthe Mohn.

Ein alter König am Fenster stand,
Der mochte wohl schmerzlich kelen:
„Derr Jesus Christus, mein Sachsenland,
Nicht gänzlich laß' es zertreten!“
Julius Mosen.

In derselben Nacht vom zweiten auf den verhängnißvollen dritten Juli lagerte die österreichische Armee auf dem wellenförmigen hügeligen Terrain, das sich von Königgrätz gegen die Linie von Neu-Bydžov, Horic und Königinhof, eine Linie, die schon in den Händen der Preußen war, hinzieht. Benedek wollte in taktisch sehr fester und vortheilhafter Stellung den Feind erwarten und schlagen. Seine Armee brannte vor Kampflust und Begier, die an den vorhergehenden Tagen erlittenen Scharten auszuweichen. Die vorangegangenen strategischen Fehler ihres Feldherrn hatten ihnen das freilich sehr schwer gemacht, doch noch war ja keine Hauptschlacht verloren; eine Hauptschlacht, die man gewann, konnte also alles wieder zum Besten wenden.

Die Nacht war regnerisch und kühl.

Düstere Wolkenzüge hüllten den Himmel fast beständig in die schwärzesten Tinten ein und wurden nur selten auf Augenblicke durch den vom Gebirge ziemlich scharf herüberwehenden Wind zerrissen.

In einem Walde hinter Venatet, wo eine Infanteriebrigade bivouakirte, brannte an einem Abhänge ein kleines Feuer, über welchem ein ziemlich beträchtlicher Feldkessel hing.

Dies Feuer war von vielen, zum Theile hohen Offizieren umstanden, die, in ihre Mäntel gehüllt, es vorzogen, im Gespräch die Nacht hinzubringen, anstatt sich auf dem feuchten Rasen schlafen zu legen, um da vom Regen völlig durchnäßt zu werden.

In dem Kessel, den ein Feldweibel überwachte, wurde unablässig ein starker Punsch gebraut, der den nachtwachenden Offizieren den guten Humor trotz des schlechten Wetters so ziemlich aufrecht erhielt.

Sie standen in kleinen und größeren Gruppen unter den Eichenbäumen umher und unterhielten sich halblaut, aber recht eifrig mit einander. In angemessener Entfernung von ihnen bligten Gewehrpyramiden, — dort bivouakirte die Mannschaft, die nach den bereits ausgestandenen großen Strapazen trotz Kälte und Kühle sich durch Schlaf für den kommenden heißen Tag zu stärken suchte.

Eben schreiten zwei junge Offiziere wieder zum Feuer, um sich von dem diensteifrigen Feldweibel ihre Feldflaschen nochmals aus dem Kessel mit belebendem Punsche füllen zu lassen.

Ist das nicht der Graf Paardorf und sein Freund und Sekundant, Freiherr von Sägesporn?

Nachdem Beide ihre Flaschen schweigend gefüllt, treten

sie wieder in den Schatten der Bäume zurück und nehmen dann unter einer mächtigen alten Eiche Platz, deren dichtes Laub das Plätzchen an ihrem Fuße ziemlich trocken erhalten hatte.

„Ich weiß nicht,“ meint Baardorf zu seinem Freunde, „mir ist diese Nacht etwas sonderbar zu Muth. Ich muß immerfort an meine Eltern und meine Schwester denken, und dann an — noch Jemand.“

„An eine Liebe?“

„Erinnere mich nicht daran, es war eine traurige Geschichte. Ich war früher ein Mal anders als jetzt. Ich faßte das Leben von einem höheren Standpunkte auf, bis ich — ein Mal recht unter die Brause kam. Und dann freilich, — dann bin ich am Ende auch mitunter zu weit gegangen. Doch das gehört nicht hieher; ich bin ohnedies melancholisch genug.“

„Du wirst doch nicht etwa Grillen fangen, oder gar . . .“ der Freiherr von Sägesporn sprach seinen Satz nicht aus.

Baardorf aber lächelte traurig und fuhr in ganz gleichmüthigem Tone fort:

„Du meinst vielleicht, ich laborire am Kanonensieber?“

„Das wollte ich nicht eigentlich sagen,“ erwiderte Sägesporn sogleich.

„Nicht eigentlich, oder vielleicht uneigentlich. Je nun. Kennst Du das Kanonensieber?“

„Nein.“

„So kannst Du mir es also auch nicht beschreiben und mir deshalb auch nicht sagen, ob ich jetzt damit behaftet bin oder nicht.“

„Du machst schlechte Witze, Freund!“

„Keineswegs, ich rede in vollem Ernste. Sieh, wenn

jenes dumpfe eigenthümliche Gefühl, das uns am Vorabend unseres Endes beschleichen soll und im gewöhnlichen Leben Todesahnung genannt wird, im Kriege Kanonenfieber heißt, so habe ich es mit Haut und Haaren."

"So treibe doch keine Bissen. Ich weiß ja, daß Du Dich sonst vor keinem Teufel fürchtest."

"Ganz gut. Ich fürchte mich auch jetzt nicht. Aber sieh, es ist ein eigen Ding, wenn der gesunde Körper, der wir selbst sind, auf ein Mal spürt, er werde durch irgend Etwas in kürzester Frist in das Reich der Verwesung geschleudert werden. Es liegt ein wunderbarer Schauer in diesem Gedanken, und dieser Gedanke, ja die Ueberzeugung, daß ich fallen werde, beherrscht mich vollkommen. Kamerad, nimm es mir nicht für übel, daß ich Dich zum Vertrauten dieses Gefühls mache. Ich erzähle dies eigentlich nur, damit Du einst sagen könntest, Du habest auch Jemand gekannt, der in der Nacht vor einer Schlacht genau vorausgeföhlt habe, daß ihm das Schicksal einen blutigen Treffer bestimmt. — Wenn dieser Krieg erst vorüber ist, — Du wirst dann noch leben, ich weiß es, — wird es sich im Kreise der Kameraden gar hübsch von solchen Dingen sprechen. Ach, das ist nun ein Mal so. Ich unterhielte mich dann selbst gern mit davon, während"

Der junge Graf hielt hier einen Augenblick inne, als ob ihn irgend eine Empfindung zu übermannen drohe. Doch er ward mit ihr bald fertig und fuhr, indem er seinem Freunde die Hand drückte, fort:

"Ja, während ich dann schon in einem der großen tiefen Sächte modern werde, in die man nach einer Schlacht die zahlreichen Soldatenleichen von Freund und Feind immer wirft —"

„Aber so gib Dich doch nicht so trüben Gedanken hin!“

„Hm, Kamerad, das ist leicht gesagt. Aber —, nun und so sehr trüb sind meine Gedanken am Ende eben nicht. Siehst Du, wie mir noch der Punsch schmeckt? Ich werde wenigstens ohne Medizin unter die Erde kommen. Und einen Sarg brauche ich auch nicht. Ich bin immer ein Todfeind der Särge gewesen. Morgen Abend werde ich genau wissen, wie es Einem zu Muthe ist, wenn man stirbt, und vielleicht auch wie, wenn man gestorben ist. Ob es wohl noch nach diesem Leben ein anderes Dasein geben, oder, ob mit dem letzten Athemzuge Alles, Alles aus sein wird? Hier habe ich manchmal nicht gewußt, was ich eigentlich vom ganzen Leben denken sollte. Mir hat's parbleu nicht immer gut gefallen, und ich bin doch reich und von Stande. Aber sollte die Sache wirklich so ganz vorüber sein, wenn das Herz erst stillsteht und der Fäulungsprozeß in aller Form beginnt? Ein komischer Gedanke ist es doch, wenn ich annehmen muß, daß ich vielleicht nur deshalb groß gezogen wurde, um, sobald ich völlig ausgewachsen, den Acker eines böhmischen Bauern düngen zu helfen! — Wie viele Gedanken sind mir durch diesen Schädel gegangen, wie viele gute und böse Einfälle, einst auch gar schöne Hoffnungen und Träume. Und das Alles wäre nichts gewesen, als das Phosphoresziren einer zarten Fleischmasse, an der sich die Würmer ganz ausnehmend delectiren werden? Was für ein Unterschied wäre dann eigentlich zwischen den beiden Worten „Mensch“ und „Mist?“

„Du philosophirst heut etwas seltsam. Weist Du, wenn Du Dich schon mit Sterbegeanken trägst, so wäre es vielleicht am besten, Dich an das zu halten, was uns der Regimentskaplan über das Jenseits und dergleichen predigt.“

„Du sprichst, Freund,“ entgegnete Baardorf, „wie es die Meisten thun, ich aber gehe meinen eigenen Pfad zum Tode, wie ich auch immer in Liebe und in Haß meinen eigenen Weg gegangen bin. Mir einreden wollen, daß ich alles das glaube, was in der Schule und Kirche gepredigt wird, hieße mich mit Bewußtsein selbst belügen. Die Wahrheiten der Kirche lasse ich unangetastet, aber ich gehe an ihnen vorüber, weil sie meinem Verständnisse nicht konform sind. Möge jeder glauben, was er will; ich kann nur glauben, was ich weiß; und leider Gottes, weiß ich verdammt wenig. Aber so wenig mir der Teufel mit Pferdefuß und Ringelschwanz in den Kopf will, so wenig kann ich andererseits annehmen, daß wir Menschen hier nur auf Erden wären, um zu essen, zu trinken, uns das Leben einander sauer zu machen, und schließlich mit dem Kuhmist um die Bette das Feld zu düngen. Wie traurig ist es aber um die Menschheit noch immer bestellt! Da sind nun gleich mir jetzt viele Tausende bestimmt, morgen zu sterben, und wir Alle wissen noch nicht ein Mal, warum wir überhaupt gelebt haben. Das ist doch zu furios! Doch lassen wir's geh'n, — morgen erfahr' ich's ja. Bis dahin also Geduld. Und einstweilen, Bruder, laß uns Beide mit unseren Feldflaschen auf das schönste Ende, was ein Mensch hinieden noch nehmen kann, das heißt, auf einen schnellen, fröhlichen, siegbekränzten Soldatentod anstoßen!“

Und sie stießen die Feldflaschen an einander.

Gerade jetzt ward Pferdegetrappel hörbar.

„Was ist das?“ rief Sägesporn aufspringend.

„Doch irgend eine Ordonnanz, nichts weiter.“

„Rein,“ fuhr der Freiherr fort, wie ich sehe, „ist es ein Adjutant, der auf unser Vivouak zusprengt.“

„So wird er wohl den Befehl zum Aufbruch bringen. Auch gut, an Schlaf ist so nicht zu denken.“

Unterdeß kam der Reiter bis dicht an das Feuer herangeritten, auf dem der Punschfessel noch immer lustig brodelte. Da erst stieg er ab und näherte sich einem hohen Offiziere, der eben von der Revidirung der Posten zurückkehrte.

Er flüsterte ihm etwas in's Ohr. Dieser nickte, und schon wollte der Adjutant wieder aufsitzen, um wieder davonzusprengen, als ihm von einem Kameraden ebenfalls ein Schluck Punsch angeboten wurde, den er nicht ausschlug.

„Tod und Teufel!“ sprach jetzt Sägesporn zu seinem Freunde, „das ist ja Basarhely!“

„Basarhely?“ rief seinerseits Paardorf, indem er mit einem Sage wieder auf den Beinen stand und auch schon der Gruppe zuschritt, die sich um den Adjutanten gebildet hatte.

Basarhely erkannte ihn sogleich und entfernte sich ein wenig.

„Kamerad,“ redete ihn Paardorf an, „Sie erinnern sich wohl noch an unser Duell?“

„Gewiß, Kamerad.“

„Und auch an unsere schließliche Abmachung?“

„Sie meinen die Eroberung der feindlichen Fahne?“

„Ganz recht. Also nicht wahr, es gilt morgen in der Schlacht.“

„Ja, es gilt.“

„A revoir!“

„A revoir, wo es auch sei!“

Als Basarhely wenige Augenblicke darauf in scharfem Trabe wieder davonritt, störte das dadurch hervorgebrachte

Geräusch mehrere Nachtvögel auf, welche in unheimliche Schreie ausbrachen und sich gegenseitig Antwort zu geben schienen.

Dann wurde wieder Alles still.

Nur der Wachen heißerer Ruf, der leise Schritt der Patrouillen und ein Geräusch, welches klang, als ob auf einer nahen Chaussee Truppenkolonnen sich im Marschschritt fortbewegten, störten ab und zu die nächtliche Stille.

Endlich verlöschte auch das Feuer unter dem Punschfessel. Die Offiziere hatten sich nach und nach aus den Gruppen zurückgezogen und lehnten in halbem Schlafe an den Bäumen, oder auch, daß sie sich fester in ihre Mäntel gewickelt und an irgend einem leidlich trockenen Plätzchen zu einem kurzen, unruhigen Schlummer niedergelegt hatten.

Auch Freiherr von Sägesporn war eingeschlafen.

Nur Paardorf vermochte kein Auge zuzuthun. Er dachte an Wanda, an die arme Peppi, an seine Schwester. Dann wieder griff er träumerisch nach seinem Säbel, denn er sah sich in Gedanken eine feindliche Batterie stürmen und eine preußische Fahne erbeuten, dann wieder sah er sich blutend, schmerzverzerrt, eine Leiche neben vielen anderen Leichen.

Endlich, — endlich ward es Morgen.

Als Benedek sich in eine Position vor Königgrätz auf dem rechten Elbeufer hinter der Bystřic zu ziehen begann, stand Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee im Centrum bei Horic, $2\frac{3}{4}$ Meilen nordwestlich von Königgrätz, die Elbarmee, als rechter Flügel $1\frac{3}{4}$ Meilen weiter südwestlich bei Smidar, beide mit einer gegen Süd-Osten gerichteten Front. Die den linken Flügel bildende schlesische Armee, welche am 30. Juni die Elblinie mit der Front gegen Westen erreicht hatte, mußte, um in die Gefechtslinie

der Gesammtarmee einzurücken, am 1. und 2. Juli eine bedeutende Linkschwenkung um das Pivot bei Königinhof ausführen. Demgemäß ging das rechte Flügelkorps (1. A. C.) von Arnau $2\frac{1}{2}$ Meilen südlich nach Miletin und die 1. Gardedivision nach Königinhof, während die 2. Gardedivision bei Rettendorf, das 5. und 6. Armeekorps zwischen Graditz und Kufus, „auf dem linken Elbeufer“ stehen blieben. Diese ganze preussische Aufstellung war mit Hinblick darauf gerade so vorgenommen worden, daß man im preussischen Hauptquartiere der Ansicht huldigte, Benedek werde einiger taktischen Vortheile wegen nicht den strategischen Fehler begehen, eine Schlacht auf dem rechten Elbeufer anzunehmen, wo er konzentrisch umfaßt und in den Flanken bedroht werden, nur kurze Offensivstöße vornehmen und durch die im Rücken liegende Elbe beim eventuellen Rückzuge in große Gefahr gerathen konnte. Die Preußen glaubten vielmehr, er werde eine Entscheidungsschlacht auf dem linken Elbeufer zwischen Josefstadt und Königgrätz, den Fluß vor seiner Front und die Flügel auf die nur 2 Meilen von einander entfernten Festungen gestützt erwarten, wenn er nicht etwa bis über Pardubitz zurückgehen und dort eine Stellung hinter der Elbe nehmen werde. Aus diesem Grunde, d. h. in dieser irrigen Voraussetzung, hatten sie auch $2\frac{1}{2}$ Armeekorps der schlesischen Armee auf dem linken Elbeufer gelassen. Benedek aber ließ sich gerade durch die taktischen Vortheile bestimmen, seine Aufstellung statt hinter der Elbe, hinter der kleinen, sumpfigen Bystric zu nehmen, wo die aus deren Flußthal sanft aufsteigenden Terrainenwellen und Hügelgruppen seiner Artillerie, die dazwischen liegenden flachen, mit kleinen Wäldern und Dörfern besetzten Mulden seiner Infanterie gute Positionen versprachen. Be-

sonders seine Artillerie mußte hier ein ausgezeichnetes Feld für ihre Wirksamkeit finden, um so mehr, als sie durch eingeschnittene Emplacements gegen feindliches Feuer geschützt und ihre Schußentfernungen schon vorher abgemessen und markirt worden waren. Der rechte Flügel war durch den Trotinabach einigermaßen gedeckt. Wenn nur auch die Uebergänge über den in einem tiefeingeschnittenen, schwer passibaren, sumpfigen Thal im rechten Winkel der Elbe zufließenden Trotinabach und überhaupt die zur Infanterievertheidigung geeigneten Punkte genügend fortifikatorisch geschützt worden wären! Der linke Flügel konnte dagegen nur dadurch etwas basirt werden, daß er auf den letzten Höhen bei Probus und Prim zurückgebogen wurde. Benedek verfügte in dieser Stellung über 170—180.000 Mann seiner besten Truppen. — Der König von Preußen war am 2. Juli in Jicin eingetroffen und hatte am Mittag desselben Tages den 3. und 4. Juli zu Ruhetagen für seine Armee, die der Ruhe wirklich sehr zu bedürfen schien, bestimmt. Als aber Prinz Friedrich Karl noch im Laufe des Zweiten die Aufstellung Benedeks, rekognoszirt, sandte er noch am Abend seinen Generalstabschef, General von Voigts-Rheß, zum König, um ihm die wichtige Mittheilung zu machen, daß die kaiserliche Armee „auf dem rechten Elbeufer“ in Schlachtordnung stehe. Hierüber war die Freude Moltke's groß und bestimmte er alsbald den König, damit die Oesterreicher ja nicht etwa auf andere Gedanken kämen, d. h. hinter die Elbe zurückgingen, sie gleich am andern Morgen anzugreifen, obwohl das Hauptquartier des Kronprinzen fünf Meilen, das des Generals Herwarth drei Meilen entfernt war. Die Preußen führten jedenfalls ein ganz gehöriges Wagestück aus, als sie so schnell eine An-

griffsschlacht zu improvisiren beschloffen. Eine aus weniger tüchtigem Materiale bestehende Armee würde diese Kühnheit wahrscheinlich sehr theuer bezahlt haben. Im Centrum sollte die zunächst stehende Armee des Prinzen Friedrich Karl die Oesterreicher nur diesseits der Elbe festhalten, mittlerweile sollten dann die entfernter postirten Heere Hertwarths und des Kronprinzen herbeieilen, um den Oesterreichern in die rechte und linke Flanke zu fallen. Die Truppen Benedeks standen auf den Höhen rechts von Raic bis links nach Prim in einer Frontausdehnung von nur $1\frac{1}{2}$ Meilen. Die sächsische Armee war bei Prim und Probus auf dem linken Flügel, rechts davon waren zunächst das 10. und 8. Corps, zu beiden Seiten der Straße das 4. Corps und auf dem rechten Flügel das 3. und 2. Corps postirt. Der Schlüssel zur ganzen österreichischen Stellung lag im Centrum bei Lipa und Chlum.

Um 8 Uhr früh ging die Avantgarde des Prinzen Friedrich Karl gegen Sadova vor und eröffnete somit die Schlacht im Centrum. Später begann das Gefecht auch auf dem rechten, ganz zuletzt erst auf dem linken preussischen Flügel.

Bald nach dem Beginne der Schlacht drang die Armee des Prinzen Friedrich Karl über die Bystric vor, sah sich hier aber sehr bald in ihrem weiteren Vorgehen gehemmt und lediglich zur opfervollen Vertheidigung des mühsam gewonnenen Terrainstrichs verurtheilt, wobei besonders die linke Flügel-Division Fransecky, die bei Benatek lange isolirt kämpfte, einen blutig harten Stand hatte.

Am furchtbarsten entbrannte der Kampf in und um den südlich von Benatek gelegenen Wald, der seit diesem Tage den europäischen Namen „Wald von Sadova“ trägt.

Parallel dem Höhenzuge, der Chlum mit Lipa verbindet, geht, kaum 1800 Schritt nördlich, ein Höhenzug von Maslověd nach Sadova, dessen Kamm und nördlicher Abhang bewaldet ist, und der etwa 700 Schritte westlich von Maslověd beginnt. Dieser Wald lag jetzt unter den Batterien von Chlum, und außerdem standen noch bei Maslověd und sogar nördlich davon, also ganz in der linken Flanke der Preußen, fünf Batterien gezogener 8-Pfünder, jede zu 8 Geschützen. Die österreichische Aufstellung war, wenigstens hier, in zwei Linien, deren erste jener Höhenzug von Maslověd nach Sadova zu, und deren zweite hauptsächlich, Chlum-Lipa war. Für die Defensive war sie da ganz vorzüglich; denn, selbst wenn die erste Linie genommen war, so blieb dem Feinde, da dieselbe unter den Kanonen der zweiten lag, nichts übrig, als unverzüglich vorwärts zum Sturme auf die zweite Linie loszugehen, und dieser Sturm schien wiederum beinahe unausführbar, so lange die dort Geschütz bei Geschütz stehenden eingeschnittenen Batterien nicht demontirt waren, was wieder deshalb schwer zu erreichen, weil auf dem die erste Linie bildenden Höhenzug wegen des Waldes die feindlichen Geschütze sehr schwer postirt werden konnten, selbst wenn dieselbe genommen war.

Der Wald selbst besteht zur westlichen Hälfte aus ziemlich dichten Fichten; nach Osten schließen sich an die Fichten Eichenkujeln, und der äußerste östliche Theil ist mit Kiefern bestanden.

In diesem Walde stand auch der junge Graf Paardorf und focht wie ein Verzweifelter. Mehrmals schon waren die Preußen bis dicht an den Kamm der Höhe vorgedrungen, aber immer wieder zurückgeworfen worden. Da aber begann für sie das Gefecht stets zu stocken, da sich die re-

tirirenden Oesterreicher hier in dem Graben eines den Kamm entlang ziehenden Weges und in geschickt angelegten Verhauen setzten und auch immer wieder frische Colonnen von der südlichen Seite an sich zogen.

Mehrere Stunden lang wogte das Gefecht wild und regellos im Walde hin und her, besonders in den Eichenkufeln. Die einzelnen Bataillone kämpften nicht mehr in geschlossener Ordnung gegen einander, sondern Mann ging gegen Mann, wie es gerade kam.

Baardorf hatte eigenhändig mehrere Preußen verwundet und getödtet, und noch keine Schmarre davon getragen. Er war ganz sicher, daß er eine feindliche Fahne erobern werde.

Um 12 Uhr Mittag begannen die preußischen Kanonen zu schweigen. Die Preußen waren fast ganz aus dem Walde herausgeworfen, auf dem Hügelrücken spielte schon österreichische Regimentsmusik „Gott erhalte“ und andere triumphirende Weisen.

Die Division Franzseck retirirte bereits bis nach Venatek, wo ihr tapferer Führer seinen todtmatten Soldaten zuruft:

„Nicht weiter zurück, hier sterben wir!“

Jetzt brauchte Benedek nur zuzulangen, und er hatte den Sieg wie einen reifen Apfel in der Hand. Wie leicht hätte er jetzt den Plan der Preußen, die Entscheidung auf den beiden österreichischen Flügeln durch Umgehung abzuwarten, vereiteln können.

Schon gegen Mittag hatte sich Prinz Friedrich Karl genöthigt gesehen, seine letzte Infanterie-Reserve gegen Sadowa vorzubirigiren. Die Preußen befanden sich in der peinlichsten Situation, sie waren um Mittag keinem kräftigen

allgemeinen Vorstoß der Oesterreicher mehr gewachsen. Doch dieser kräftige, allgemeine Vorstoß der Oesterreicher ließ vergeblich auf sich warten.

Die Idee der Defensive, durch welche schon so manche Schlacht verloren gegangen ist, ist dem Errathen feindlicher Pläne ebenso ungünstig wie einer eigenen frischen Initiative. Sie will den Feind erst durch Artillerie ganz zerschmettern, bevor sie ihn sich zum Zulangen hinlänglich mundgerecht gemacht glaubt.

Endlich, als bei den Preußen schon die höchste Noth war, erhielt ihre 7. Division Hülfe von links her durch die Tête der Armee des Kronprinzen.

Als freilich nun die Vorhut der schlesischen Armee den äußersten rechten österreichischen Flügel bei Horinoves attackirte, bekam sowohl Franzseck, wie etwas später auch das Centrum des Prinzen Friedrich Karl Lust, da die sie furchtbar molestirende österreichische Artillerie zum guten Theil gegen den neuen Feind abfuhr.

Bald ward nun sogar der ganze rechte österreichische Flügel genöthigt, von Horinoves bis in die Höhe von Sendrašic zurückzugehen, dann, nachdem auch diese Position unhaltbar geworden, indem Maslověb, Sendrašic und Trotina von der anstürmenden Gardebivision genommen worden, dem vollen Flankenfeuer der 42 Geschütze des 6. Armeekorps ausgesetzt, selbst bis auf Chlum und Neděšitz zu retiriren.

Jetzt ging auch das 3. preußische Armeekorps über Sadova vor, und die Reserve-Artillerie der 1. Armee beschloß nordöstlich von Sadova aus die österreichische Hauptstellung bei Chlum.

Die Einnahme des Dorfes Gistoves durch Franzseck

stellt die Verbindung des Heeres des Kronprinzen mit dem des Prinzen Friedrich Karl völlig her. Die preußische Garde stürmt, kein Opfer scheuend, auch schon Ghlum und dringt bis Rozbëric vor.

In diesem Moment ist es, wo der von seinem bedrohten rechten Flügel zurückeilende Feldzeugmeister Benedek um ein Haar vom Feinde gefangen wird.

Vergeblich ordnet der österreichische Heerführer die Wiedereinnahme von Ghlum an. Vier Sturmangriffe der österreichischen Reserve scheitern an dem wüthenden Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs, obwohl Rozbëric für einen Moment zurückerobert wird.

Und da, als die preußische Garde doch schon erschüttert ist und vielleicht dem Verzweiflungssstoße der Oesterreicher gewichen wäre, erscheint auch die Avantgarde des 1. preußischen Armeekorps zur Degagierung der Garde auf dem Schlachtfelde.



Vierunddreißigstes Kapitel.

Schlusstableau.

Motto: Horch! was stampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner rufen . . .
Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifentlang
Stimmen schon Trümpfgesang!
Lebt wohl, Ihr geliebten Brüder!
In einer anderen Welt wieder.

Schiller.

Endlich senkte sich der düstere, entscheidungsschwere Tag. Unter dröhnendem Geschützdonner, dem letzten Auslodern des Schlachtfeuers, brach der Abend des 3. Juli an. Furchtbar sah es auf dem stundenweiten Schlachtfelde von Königgrätz aus, wo der völkermordende Krieg eine seiner blutigsten, verhängnißvollsten Orgien gefeiert. Da hatte der Deutsche gegen den Deutschen, der Slave gegen den Slaven gekämpft, hier unter dem einköpfigen, dort unter dem Doppeladler. Nun war die herrliche kaiserliche Armee geschlagen trotz allen Heldenmuthes und aller Aufopferung, zum Theil sogar sich fortwälzend in wilder regelloser Flucht. Sie transit gloria mundi! Aber auch die Preußen hatten ihren Sieg theuer erkauf und bluteten aus tausend Wunden.

Wohl behaupteten ihre vielfach gelichteten Reihen das schwer und tapfer erzwungene Schlachtfeld, aber an eine eigentliche Verfolgung der Oesterreicher konnten sie nicht denken. Dazu reichten ihre furchtbar bis aufs Aeußerste angestregten Kräfte nicht mehr aus. Hatten sie doch auf gut Napoleo- nisch zumeist durch bis an's Wunderbare streifende Märsche gesiegt und bedurften, nachdem das Ziel erreicht war, nun selbst in hohem Grade der Ruhe und Erholung. Auf dem Schlachtfelde sollte gerastet werden, — eine traurige Schlaf- kammer das, selbst für den Sieger. Wußten sie ja doch noch nicht ein Mal, wie groß und entscheidend ihr Sieg sei, obwohl ihre Bataillone hie und da jetzt den ergreifenden Choral: „Nun danket Alle Gott!“ anstimmten. Nur We- nige unter ihnen ahnten, wie folgenreich und schwer hier die Würfel gefallen, unter diesen Wenigen aber vor Allem ein Herz, das in grimmer Freude rachegefättigt aufjubelte, — Gisela von Hühnerfeld.

Sie ritt jetzt eben mit einbrechender Dämmerung, von mehreren Offizieren begleitet, über das Schlachtfeld. Ihre Augen strahlten stolztrunken und freudehell. Kein Gefühl von Mitleid mischte sich in die gewaltig aufwogenden Re- gungen ihrer Amazonenbrust, als sie an so vielen blutigen Leichnamen und gräßlich verstümmelten Verwundeten vor- übersprengte. Ihr that der blutige Anblick wohl, war doch nun Oesterreich, das sie so grimmig haßte, besiegt, der Tag, wo ein Russe sie vom Schlachtfeld neben ihren todtten Eltern aufgehoben hatte, gesühnt. Eben hielt sie an einem Punkte an, wo eine österreichische Batterie gestanden hatte. Noch standen die Geschütze in Position, ganz so, wie sie Tod und Verderben auf den anstürmenden Feind ausgespien hatten, aber ihre tapfere Mannschaft lag von preußischen Granaten

zerrissen, oder mit von Kolbenschlägen zertrümmerten Köpfen am Boden. Die braven Kanoniere waren ihrem Schwure treu geblieben. Sie waren neben der Kanone, ihrer metallenen, furchtbaren Fahne gestorben. Böhmishe Mütter werden um sie weinen.

„Diese Batterie,“ sagte ein älterer preussischer Offizier von martialischem aber würdigem Ausblick, „hat uns viele Leute gekostet. Sie hat beinahe ein ganzes Bataillon verschlungen. Sehen Sie, Baroneß, die Leichen der Artilleristen an. Die Einen sind freilich von Granatsplittern zerrissen, aber die Meisten sind dem Kolbenschlag meiner Bomben erlegen. Die wackeren Kerls haben sich zuletzt noch mit den Wischern gewehrt. Schade um so viel Muth.“

„Mich schmerzt ihr Tod nicht,“ gab Gisela zur Antwort, „die österreichischen Artilleristen sind meist Slaven, um die ist mir nicht leid. Es würde mir nur weh thun, wenn es Magyaren wären.“

„Sie haben ein Felsenherz, Baroneß,“ entgegnete der preussische Offizier. „Ihr schönes Auge lächelt noch immer, während ich mir nicht helfen und mich nicht erwehren kann, daß nicht in mein altes Soldatenauge Thränen treten.“

„Sie wissen auch noch gar nicht,“ rief die Hühnerfeld exaltirt, „wie groß dieser Tag für Ihr Land ist. Ahnten Sie es nur, Sie würden nicht an Thränen denken. Sie kennen Oesterreich nicht. Ein solcher Schlag, wie der heutige, das ist ein Donnerkeil, ein Waterloo. Ha, nie werde ich den Ausblick vergessen, wie ich von Eblum aus die sonst so stolzen Bataillone, deren Waffenbrüder einst die Galgen von Arab umstanden, fliehen sah. Eljen a Magyar Ország! Der Tag von Világos, der Tag von Arab ist gerächt!“

Der preussische Offizier mußte sich unwillkürlich ab-

wenden. Er war zu sehr ehrlicher Soldat, um sich in die Freude des rachsüchtigen Weibes hineinfinden zu können.

Sie ritten jetzt gerade durch das Dorf Rozbëric.

Da hatte der Kampf noch am Nachmittage um vier Uhr, als hier die zweite Gardedivision und das erste preussische Armeekorps zum letzten Entscheidungstoße eintrafen, entsetzlich getobt. Haufen von Leichen gaben blutiges Zeugniß von dem mörderischen Charakter der hier stattgehabten Kämpfe ab. An die Trümmer einer Barrikade gelehnt, stand hier die Leiche eines österreichischen Offiziers, noch das Bajonnet des Preußen in der Brust, der ihn erstochen hatte und im selben Momente ebenfalls erschossen worden und neben ihm niedergesunken war. Der Tod mußte nicht gleich, vielleicht erst mehrere Minuten nach dem Bajonnetstich bei dem Offizier erfolgt sein. Sein Gesicht war entsetzlich verzerrt. Die dunklen Augen waren weit aus ihren Höhlungen herausgetreten. Die eine Hand hielt noch die verhängnißvolle Waffe, die ihm den Tod gegeben, als habe er sie sich aus der Wunde ziehen wollen. Die Rechte aber hielt den Säbel krampfhaft fest, mit dem er sich wacker zur Wehr gesetzt.

„Ein origineller Anblick!“ sprach Gisela unerschüttert zu ihrem Gefolge. Doch plötzlich hielt sie an, verfärbte sich und rief dann laut: „Das ist ja der junge Graf Paardorf! Mit ihm stirbt seine Familie aus. Die werden Ungarn nicht mehr schaden!“

„Aber“ dachte sie weiter, „als ich am zwanzigsten September vorigen Jahres mit ihm in Wien in einem Volksgarten ein berühmtes Bier versuchte, da hätte ich mir nicht träumen lassen, ihn ein Mal in solcher Situation anzutreffen. Er war ein hübscher Mann, aber jetzt ist er

häßlich wie die Nacht. Ein Bajonnettstich muß doch eine entseßliche Wirkung hervorbringen.“

Und die Magyarin lächelte wieder.

Ein Lieutenant neben ihr lächelte ihr mühsam nach, aber der alte Herr, der sich schon vorhin bedenklich abgewandt, schüttelte jetzt sehr ernst den Kopfe und brummte dazu etwas in seinen grauen Bart, was wahrscheinlich, wenn laut gesprochen, sehr ungalant geklungen haben würde.

Sie ritten weiter.

Oft stolperten die Füße ihrer Pferde über Leichen. Mitunter ertönte neben ihnen noch der Aufschrei eines Verwundeten, das Röcheln Sterbender. Beim Besuche eines frischen Schlachtfeldes muß man hübsch starke Nerven mitbringen.

Als sie hinter das Dorf gelangten, rief der alte preussische Offizier aus:

„Endlich auch ein Ungar, meine Gnädige, wenigstens ein Husarenoffizier!“

„Wo, wo?“ fragte Gisela hastig. „Indeß ein Husarenoffizier braucht darum noch kein Magyar zu sein. Sie wissen ja, wie viele Fremde in den Reithen der kaiserlichen Kavallerie dienen.“

„Da, Baroneß, sehen Sie, hier unter dem Lindenbaum liegt der Husar. Er scheint mit seinem Pferde zu gleicher Zeit gefallen zu sein. Ein hübscher Mann! Doch wie? Kommen Sie rasch näher; ich glaube, er lebt noch!“

Mit einem einzigen Sage ihres Rosses war Gisela zur Stelle und stieß sogleich einen durchdringenden Schrei aus.

„Was ist Ihnen?“ fragt der Alte. „Ist das vielleicht doch ein echter Magyar?“

Gisela antwortete nicht. Im Nu war sie vom Pferde

gesprungen und kulete neben dem jungen Krieger, dem sie mit ihrem feinen Battistajschentuche das strömende Blut aus dem Gesichte wischte.

„Basarhely!“ rief sie, „o lebst Du noch, mein armer Freund?“

Langsam öffneten sich die schon geschlossen gewesenen, einst so seelenvollen Augen des schönen jungen Offiziers.

„Du lebst und wirst genesen!“ rief Gijela. „Ja, Du wirst genesen. Alles, was zwischen uns böse war, sei vergessen, bricht doch auch mit dem heutigen Tage eine neue, ganz neue Zeit an!“

Basarhely wies mit der einen unverletzten Hand, die andere war beim Sturze gebrochen, auf sein Haar, aus dem trotz aller Bemühungen der Hühnerfeld immer wieder ein Blutquell hervordrang.

„Sei ohne Sorge, Du wirst nicht schwer verwundet sein,“ fuhr Gijela, die erst in diesem Augenblicke spürte, daß sie Basarhely wirklich geliebt und ihn noch immer liebe, trotz jener Handbewegung fort. „Du darfst, Du kannst ja nicht sterben!“

Mühsam schüttelte der tödtlich Getroffene seinen armen, blutenden Kopf.

„Du zweifelst? O, ich will Dich pflegen, wie eine Mutter ihr Kind, ich will Dich dem Tode abringen, Dich mir und dem Vaterlande zurückgewinnen. Hörst Du die lustigen Siegesfanfaren der preussischen Reiterei? Sie blasen auch für uns ein Viktoria!“

Schmerzlich verzog sich der Mund des Sterbenden, indem er zugleich eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte. Er wollte, wie es schien, sprechen, wenigstens bewegten sich seine Lippen wie im Krampfe, aber kein Wort

mehr entfloß den schon todtblaß gewordenen Lippen seines einst so beredten Mundes. Und nun begannen sich auch seine immer mehr erlöschenden Augen zu verdrehen. Ein schwerer Seufzer rang sich seiner Brust los, — es war sein letzter Seufzer.

Als Gisela, die seine Hand ergriffen hatte, fühlte, wie sie kalt ward und immer kälter, und als sie sah, wie der Körper des Geliebten so starr und todt und regungslos dalag, da traten auch ihr helle Thränen in die Augen und sie weinte und schrie laut auf:

„O Du mein Ungarn, wirst Du wieder aufleben, oder soll ich diese edle Leiche für ein düsteres Vorzeichen Deiner Zukunft ansehen?“

„Es wird Nacht,“ rief ihr der alte Offizier zu, „steigen Sie zu Pferde, wir müssen ins Bivouak zurück.“

„Leb wohl, Geliebter!“ sprach Gisela schmerzlich, indem sie einen letzten Kuß auf seinen für immer geschlossenen Mund drückte. „Leb wohl, das Verhängniß hat sich erfüllt und der einzige Trost für mein ungarisches Herz ist, daß Du gestorben bist am letzten Tage von Alt-Oesterreich!“

G n d e.







This book should be returned
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

